

Ein Vierteljahrhundert
Kasseler Erinnerungen
Erlebtes, Erstrebtes und Gedachtes
Hans Hoche

Band II

Ein Vierteljahrhundert
Kasseler Erinnerungen

Erlebtes, Erstrebtes und Gedachtes

Band II

Hans Hoche

Meinen Kasseler Freunden und Bekannten gewidmet!

Kassel 2023

Impressum:

Hoche, Hans (1872-1957)

Ein Vierteljahrhundert Kasseler Erinnerungen – Erlebtes, Erstrebtes und Gedachtes
2023

Transkribiert und herausgegeben von Helmut Bernert, Kassel,
auf Grundlage des Digitalisats einer Reproduktion des Originaltyposkripts
Kassel, Universitätsbibliothek Kassel – Landesbibliothek und Murhardsche Bibliothek der Stadt
Kassel, 34 1951 B 1124[2]

<https://orka.bibliothek.uni-kassel.de/viewer/image/1549031358564/1/>

doi:10.17170/kobra-202303137627

Dieses Werk ist unter einer Creative Commons Lizenz vom Typ Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International zugänglich. Um eine Kopie dieser Lizenz einzusehen, konsultieren Sie <http://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/> oder wenden Sie sich brieflich an Creative Commons, Postfach 1866, Mountain View, California, 94042, USA.



Zweiter Band:

Streiflichter auf das wirtschaftliche, geistige und gesellige Leben Kassel's	[I] - 1
Wirtschaftliches Leben	[I] - 2
Geistiges Leben	[41] - 47
Geselliges Leben	[127] - 135
Verzeichnis der Bildtafeln.	169
<i>Personenregister</i>	175

[1]

Streiflichter auf das
wirtschaftliche, geistige und
gesellige Leben Kassel's

Aus meinem Berufe als Industriekaufmann ergab sich mit Naturnotwendigkeit, dass ich allen Dingen, die mit dem Kasseler wirtschaftlichen Leben in irgend einem Zusammenhange standen, von jeher das grösste Interesse entgegenbrachte, ebenso wie ich aber auch als geistig interessierter Mensch angeregt wurde, alle Erscheinungen zu verfolgen, die auf dem Gebiete des Geisteslebens nicht nur während meiner Kasseler Jahre, sondern auch in früheren Zeiten hervortreten und die mir einer Würdigung wert erschienen. Endlich war es für mich nicht ohne Reiz, neben meinem Gedenken an eigne angenehme Erinnerungen aus dem geselligen Verkehr mit Menschen aller Stände und Berufe den Geselligkeitsbestrebungen, wie sie sich im Kasseler öffentlichen Leben in meiner Zeit und in weit zurückliegenden Zeitläuften zeigten, nachzuspüren. Doch nur in einem flüchtigen Streifzuge durchwandere ich alle diese Gebiete, hier wie überall Erlebtes mit durch Studien Angeeignetem verknüpfend. Nicht aber beabsichtige ich – wie es vielleicht den Anschein erwecken könnte – in tiefer schürfender Weise Wechselwirkungen, die sich aus dem wirtschaftlichen, geistigen und geselligen Leben leicht ergeben, aufzuzeigen. Fraglos bestehen solche Wechselwirkungen und ein Kulturforscher könnte in dieser Richtung die interessantesten Erhebungen anstellen, wie auch geistvolle Abhandlungen über ein solches Thema schreiben. Warum sollte nicht ein blühendes Wirtschaftsleben sich günstig auf die geistige und gesellige Kultur auswirken, die – wie man doch weiss – oft in ausgesprochenen Industrie- und Handelszentren in grosser Blüte steht? Aber auch in Residenz- und Universitätsstädten, wo ein reges wirtschaftliches Leben nicht sonderlich gedeiht, kann, geistige und gesellige Kultur einen hohen Stand erreichen, ohne dass sie aus den Quellen einer reichen Wirtschaft gespeist zu werden braucht. Wenn ich diese Gebiete sozusagen nur durchstreife, gelüstet es mich nicht, etwa nach den Lorbeeren eines Kulturforschers, der – will er überhaupt etwas Ernsthaftes zustande bringen – auf ein umfassendes Quellenstudium an Ort und Stelle sich stützen muss. Nein, mich leitet nur der Ehrgeiz, auch hier wieder in ganz zwangloser Form jedem dieser Gebiete getrennt meine auf eigne Erfahrungen oder Studien basierenden Betrachtungen zu widmen, ohne etwaigen Zusammenhängen nachzuspüren oder Folgerungen zu ziehen; aber doch immer wieder schweift auch hier mein Blick in die Vergangenheit zurück, um wenigstens hier und da hervortretenden Entwicklungstendenzen gerecht zu werden.

Wirtschaftliches Leben!

Um die Jahrhundertwende, als ich in Kassel in meinen neuen Wirkungskreis eintrat, stand das sich schon seit Jahrzehnten in aufsteigender Entwicklung bewegende Kassler Wirtschaftsleben in hoher Blüte. Für den die Stadt Kassel nur flüchtig besuchenden Fremden war der kräftige Pulsschlag einer verhältnismäßig hoch entwickelten Industrie, die naturgemäss auch einen lebhaften Handel und Verkehr im Gefolge hatte, nicht sofort spürbar. In ihrem Inneren hatte sich die Stadt ganz den vornehmen Charakter einer früheren fürstlichen Residenz bewahrt. Zumeist hatten sich Industrie und Handel diskret in den Aussenbezirken angesiedelt und störten nirgends das reizvolle Stadtbild. Wie auch vielfach anderwärts hat sich in Kassel der industrielle Aufbau aus kleingewerblichen Verhältnissen entwickelt und setzte eigentlich erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im grossen Stile ein, ohne vielleicht nicht so organisch gewachsen zu sein wie es in ausgesprochen alten Industrie- und Handelsstädten beobachtet werden kann. Kaum dürfte aber den hessischen Kurfürsten das Verdienst zugesprochen werden, Förderer dieses wirtschaftlichen Lebens gewesen zu sein. Eher griffen sie, insbesondere der letzte Kurfürst, oft hemmend in die natürliche Entwicklung ein. Für das geringe Maß der Industrieentwicklung während der drei Jahrzehnte, die der Annektion des Kurfürstentums Hessen-Kassel durch Preussen im Jahre 1866 vorangingen, hat man – sicherlich auch mit einer gewissen Berechtigung – die kurfürstliche Regierung verantwortlich machen wollen. Tatsache ist jedenfalls, dass der letzte Kurfürst gegen manche moderne Industriemittel eine nur durch seine ganze Eigenart zu erklärende Abneigung empfand. So wie er überhaupt gegen das Fabrikwesen, dass nach seiner Meinung nur die Revolution grossziehe, eingenommen war, suchte er das Entstehen von Aktiengesellschaften nach Möglichkeit zu hindern. Als jemand im Scherze zu ihm meinte: „Man hoffe allgemein, er werde, um das Bauen zu erleichtern, Gewerbefreiheit erteilen, gab er die schon an anderer Stelle von mir erwähnte klassische Antwort: „Gewerbefreiheit? Grässlicher Gedanke!“ Im hessischen Volke war die industrielle Neigung nie übermässig gross und doch wurden schon in der Kurfürstenzeit in Kassel eine Menge Unternehmungen trotz aller Erschwerungen gegründet, die dank der Tüchtigkeit der Unternehmer gut voran kamen, wie an geeigneter Stelle noch des Näheren darauf eingegangen werden soll.

Wenn ich auch nicht zuweit in die Vergangenheit zurückgehen will, um eine Entwicklungslinie des gewerblichen und industriellen Lebens in Kassel zu ziehen, werde ich doch unwillkürlich bei den Landgrafen Karl und Friedrich II. Halt machen müssen. Insbesondere der erstere der im Jahre 1677 die Regierung antrat und den die Weltgeschichte als den besten, sittenstrengsten und glanzvollsten Fürsten aus dem Hause Brabant schildert, war es, der neben seinen künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen, die mit Recht die Bewunderung der Zeitgenossen erregten, auch darauf bedacht war, dem wirtschaftlichen Leben seines Landes einen neuen Auftrieb zu geben. Allgemein bekannt sind seine grosszügigen Kanalpläne, die leider in geringen Anfängen stecken blieben und deren Verwirklichung teils an finanziellen Schwierigkeiten teils auch an der damaligen Unvollkommenheit der technischen Hilfsmittel scheiterte. Einer seiner Pläne war, die Weser von Karlsruhen aus durch

einen Kanal mit der Fulda zu verbinden, um dadurch dem Mündener Handel Abbruch zu tun. Ausser einer kurzen Strecke zwischen Hofgeismar und Trendelburg ist nichts von dem grossen Project zur Ausführung gekommen. Einer seiner Ruhmestitel wird jedenfalls immer seine Fürsorge für die Réfugiés bleiben. Den französischen Emigranten, die ihr Vaterland wegen der Protestantenverfolgungen verlassen mussten, gab er in den Jahren 1685-1722 in seinem Lande eine neue Heimat, Gelegenheit zur Ansiedlung auf dem Lande und in den Städten sowie zur gewerblichen Tätigkeit, die sich hauptsächlich auf die Textil- Leder- und Metallindustrie ausdehnte. Wie verschieden auch der Wert dieser Einwanderung für Hessen beurteilt wurde, dürfte sie doch wegen der grossen Geschicklichkeit der Emigranten auf jedem gewerblichen Gebiete im Ganzen als segensvoll für das Land angesehen werden. Im Zeitalter des Landgrafen Karl waren bestimmte wirtschaftliche Theorien an der Tagesordnung, deren Einfluss neben anderen Fürsten auch dieser unterlag. Unter dem Namen des sogenannten Merkantilsystems vertraten die maßgebenden Volkswirte jener Zeit die Anschauung, dass der Reichtum eines Volkes aus Geld bestehe und dass dieser Reichtum dem Volke auch seine Macht sichere. Als Hauptträger merkantilistischer Wirtschaftspolitik galt der allmächtige Finanzminister Frankreichs unter Ludwig XIV. C o l b e r t und die praktischen Auswirkungen dieser Wirtschaftspolitik erreichten auch unter ihm ihren Gipfelpunkt. Im Mittelalter waren meistens die Städte nach aussen abgeschlossene [3] Wirtschaftsgebiete, die immer bestrebt waren, den gesamten Bedarf der zu ihnen gehörigen Bürger innerhalb des eignen Gebietes zu decken; die Wirtschaftsform der Autarkie war also da, wo nur überhaupt angängig und durchführbar, allgemein vorherrschend. Unentbehrliche Organe dieser Stadtwirtschaftspolitik waren die Zünfte, die sich zu einer Art lokaler Selbstverwaltungskörper unter Aufsicht der Stadtobrigkeit ausbildeten. C o l b e r t schuf aber insofern hierin einen bemerkenswerten Wandel, als es ihm gelang, die lokalen Märkte mit selbständiger Wirtschaftspolitik durch grosse einheitliche Wirtschaftsgebiete zu ersetzen, die vom Staate beaufsichtigt und geordnet wurden. Unter dem Einflusse dieser wirtschaftspolitischen Anschauungen standen schliesslich auch alle Bestrebungen des Landgrafen Karl, die auf die Hebung des wirtschaftlichen Wohlstandes seines Landes hinzielten. Da nun nach diesem Wirtschaftssystem Fabriken und Gewerbe als Haupteinnahmequellen galten und daher die Tendenz obwaltete, durch Steigerung der Ausfuhr unter möglicher Verringerung der Einfuhr möglichst viel Geld ins Land zu ziehen und so wenig als möglich hinausgehen zu lassen, unterstützte Landgraf Karl nach Colbert's Vorbild die Anlegung von Fabriken und Manufacturen in weitem Maße. Ihm schwebte auch das damals schon recht stark entwickelte Manufactur- und Fabrikwesen in Holland vor, das er aus häufigen Besuchen ziemlich genau kannte. Sein reger Geist überschätzte aber die Vorteile, die er auch für sein Land voraussah, die aber, wenn sie für Holland durch dessen ausserordentlich günstige Verkehrslage auch eintrafen, für Hessen sich durchaus nicht in gleichem Grade zu bewähren brauchten. Jedenfalls erliess er am 8. April 1685 ein Patent, durch welches fremde Manufacturisten eingeladen wurden, sich in seinem Staate niederzulassen. Diesen sollten besondere Freiheiten zugestanden werden, insbesondere Freiheit von allen Steuern, Kontributionen und Diensten. In erster Linie zielte wohl diese Einladung auf die Heranziehung geschickter französischer Emigranten ab. In den kunstfertigen Franzosen sah Landgraf Karl, der aus Kassel eine blühende Fabrikstadt machen wollte, die geeigneten Leute um seinen Plan zur Belebung der Gewerbe und zur Hebung des Volkswohlstandes auszuführen. In

Hessen lag die Herstellung verfeinerter Gewerbeartikel arg darnieder und gerade hierauf verstanden sich die Réfugiés ganz ausgezeichnet. Die noch heute blühende Industrie dieser Artikel in Hanau leitet sicher ihren Ursprung aus den damaligen Maßnahmen des Landgrafen Karl her und beweist, dass in mancher Hinsicht diese sich als segensreich erwiesen haben und seine wirtschaftliche Voraussicht kein Trugschluss war. Die Kasseler Bevölkerung, insbesondere die einheimischen Gewerbetreibenden waren nicht gerade sehr entzückt von dieser Wirtschaftspolitik ihres Landesherrn, denn sie betrachteten die meist mittellosen Einwanderer als höchst unwillkommene Eindringlinge, gegen welche sie bald offen bald versteckt ihren Widerwillen geltend machten, was wohl hauptsächlich seinen Grund in der offenkundigen Bevorzugung, die den Einwanderern vor den einheimischen Gewerbetreibenden zugestanden werden sollte und schliesslich auch wurde. Im Gegensatz zu dem kühnen Unternehmungsgeist, der den Landgrafen Karl beseelte stand der kurzsichtige fortschrittsfeindliche Zunftgeist der Handel- und Gewerbetreibenden, der mehr oder weniger darin gipfelte, dass keiner mehr Geld als der andere verdienen dürfe. Man muss sich nur vergegenwärtigen, dass es in dem Kassel um 1700 herum bei etwa 12 000 Einwohnern 23 Zünfte gab. Wie vorhin schon betont, war das Zunftwesen in den Städten des Mittelalters sehr ausgebildet und führte eine gewisse Erstarrung des ganzen wirtschaftlichen Lebens herbei. Durch die Einwanderung glaubte der Landgraf das erstarrte Zunftsystem brechen zu können. Die Selbstherrlichkeit der Zünfte ging oft so weit, dass sie sich weigerten, den Anweisungen der Stadtobrigkeit Folge zu leisten und Personen in ihren Kreis aufzunehmen, die ihnen nicht genehm waren. Als zum Beispiel die Kasseler Bäcker im Jahre 1724 den Sohn eines Schäfers in ihre Gilde nicht aufnehmen wollten, wurden sie auf das Rathaus bestellt und als ihrer [4] fünfzig beisammen waren, wurden sie einfach in den Arrest abgeführt, um ihnen zu beweisen, dass ihre Eigenmächtigkeit doch eine Grenze an der behördlichen Gewalt finde. In Krisenzeiten mag die Zunftverfassung, durch die sich das städtische Handwerk das Monopol auf dem städtischen Markt sicherte – auch dadurch dass sie gewissermaßen Angebot und Nachfrage regelte sowie die Einfuhr fremder Gewerbeproducte erschwerte – oft ihre gute Seite gehabt haben. Mit dem Widerstand der Zünfte und Gilden hatte nun einmal der Landgraf zu rechnen als er an die Durchführung seiner Ideen ging und den Gewerbebetrieb der Réfugiés zu begünstigen suchte. Mit seiner ganzen Aktion schuf er ja schliesslich nur ein Gegengewicht gegen die Bestrebungen der Zünfte. Unter den französischen Einwanderern gab es übrigens auch viele unlautere Elemente, die die Güte des Landgrafen schwer mißbrauchten, Nachdem diese jedoch abgewandert waren und eine Auslese stattgefunden hatte, ging der Landgraf, um den endgültig dagebliebenen Einwanderern Beschäftigung und Nahrung zu geben, sofort an sein Werk. Zu diesem Zwecke gründete er richtige Staatsbetriebe für die Fabrikation der verschiedenartigsten Artikel und in ihnen fanden zunächst die Einwanderer, die allen möglichen Berufsständen angehörten, Beschäftigung. Sogar Schlösser wurden als Fabrikräume zur Verfügung gestellt. Nicht gleich entsprach der Erfolg den gehegten Erwartungen und auch auf die Dauer rentierten diese staatlichen Betriebe nicht, zumal Hessen selbst kein genügend grosses Absatzgebiet für die ziemlich bedeutende Industrie bot, die vom Landgraf Karl auf diese Weise geschaffen wurde, aber auch im Auslande liessen sich so schnell willige Abnehmer nicht finden. An Bemühungen, dies mit allen Mitteln zu erreichen, liess er es jedenfalls nicht fehlen. Seiner Initiative war es zu danken, dass im Jahre 1710 eine Kommerzkammer ins Leben gerufen wurde, deren Aufgabe darin

bestand, zur Förderung des Handels, zur Vermehrung und Vervollkommnung der Manufacturen des Handwerks und der gewerblichen Künste beizutragen. Ja, diese Kommerzkammer war sozusagen ein Sachverständigenkollegium, das den Gewerben mit Rat und Tat beistehen sollte. Zu ähnlichen Zwecken wurde im Jahre 1720 eine Kauf- und Kommerzienbank gegründet.

Und doch gingen die eigentlichen Staatsbetriebe in späterer Zeit wieder ein. Noch am längsten hat sich die 1680 in der oberen Schäfergasse nach Delfter Vorbild begründete Fayencefabrik gehalten. Mit grosser Anschaulichkeit schildert die Winkelmann'sche Chronik das lebhaft pulsierende Wirtschaftsleben jener Zeit, das für das damalige Kassel etwas völlig Neues war. „... Weilen aus Frankreich viele Handwerksmeister und Künstler wegen Verfolgung verjaget und eine zimliche Anzahl insonderheit in und unfern Cassel sich niedergelassen, so hat dieser löbliche Herr Landgraf selbige aufgenommen, ihnen Unterhalt gereicht, durch fürsichtigen klugen Anstalt Wollen- und Leder-Manufacturey daselbst eingeführet, dass es also in Cassel in dem zu den Manufactoreyen bestimmten Werkhauss gribbelt und wimmelt. Allhier siehet man Seyden = Stoffe, Rasch = und Wollen weber= Meister ingleichen Goltspinner, Tuch = und Zeugmacher, daran viele arme Kinder und Waysen durch die WollenSchefderey, Säuberung, Kämmung, Spinnen an allerlei Sorten von Garn ihr Brod verdienen. ...“

Mit Verwunderung betrachtet man die neuen Werkzeuge und Maschinen.

„... Die rauhe Wolle wissen die Werkleute durch ein gewisses Instrument gar artig von einander zu scheiden; sie haben neu erfundene Webestühle, vermittels deren sie ein feines Tuch und sehr schöne ansehnliche Teppiche mit geringer Mühe machen können; gleichfalls haben sie ein gewisses, hiesigen Landes sonst bishero unbekanntes, von Eisen gemachtes Instrument, mit vielen stälernen Zinken, Federn, Zähnen oder Getrieben, darauf können sie mit geringen Kosten geschwind und leicht wollene und seidene Strümpfe und Camisolen machen. Also werden in diesem Werkhause von Wollen bereitet Decken, Bette, Tuch, BayeSarge de Nismes, Hüthe, Strümpfe, Handschuh, Camisoln, Bonnets, Estoffe etc von Ochsen- Hirsch- Reh- Fuchshäuten, Stiefeln, Klei-[5]der, Pferdezeug, Kutschen, Caleschen etc –. Wan nun solche Manufactureyen mit solchen angefangen Ernst noch eyferiger fortgesetzt werden, so wird das Hessenland sein nützlichs Aufnehmen mit der Zeit je länger je mehr für Augen sehen.“

Kamen auch die Staatsbetriebe in Ermangelung kaufmännischer Initiative – wie das wohl meistens der Fall ist – nicht recht voran und gingen teilweise später nieder ein, so gediehen die privaten Unternehmungen der eingewanderten Franzosen um so besser, zumal auch sie durch Staatsmittel unterstützt und gefördert wurden. Viele hunderte von Arbeitern wurden in den Spinnereien und Straminwebereien von Jean Daniel und Pierre Landré wie von David Friedrich Grandidier beschäftigt. Andere Fabriken, die in den zeitgenössischen Chroniken erwähnt werden, waren die Garn- und Zeugmanufacturey von De Lastre und Pasquin, die Landré'sche und die Collignon'sche Hutfabrik, die Posamenten- und Goldbortenfabriken von Descourdres. Auch die ins Land gekommenen Handschuhmacher begründeten den guten Ruf, den die in Kassel hergestellten feinen Handschuhe bis in unsere Zeiten hinein genossen. Die Wasserkraft der Losse, die durch Bettenhausen

fließt, wurde schon im Jahre 1680 für den Betrieb eines Kupferhammers bzw. Messinghammers ausgenutzt. Damals besass Hessen wertvolle und reichhaltige Kupfererze. Das aus ihnen gewonnene Rotkupfer wurde unverarbeitet nach dem Auslande gesandt. Nun aber wurde es im Lande selbst verarbeitet. Kupferkessel und Metallgeräte aus Messing und Tombak wurden in Bettenhausen gefertigt. Ja, die Losse, dieses wasserreiche Flüsschen diente auch dazu, eine Drahhütte, eine Papiermühle und eine Pulvermühle wie eine Eisenschmiede zu betreiben. Mehr oder weniger finden wir in Bettenhausen und Niederkaufungen noch heute die gleichen Industrien angesiedelt. Jedenfalls ist es leicht vorstellbar, dass dank der so glücklich eingeleiteten Wirtschaftspolitik des Landgrafen Karl der Wohlstand in seinem Lande sich wesentlich hob und wenn man die nachstehende Schilderung, die aus Schminke's städtischer Chronik entnommen ist und die den Zustand des Handels und der Wirtschaft in den Zeiten des Landgrafen Friedrich II. beschreibt, liest, so haben es auch die Nachfolger des Landgrafen Karl offenbar verstanden, dem Wirtschaftsleben wirksame Förderung angedeihen zu lassen. Bei Schminke heisst es darüber:

„Unter allen sind die *Wollen-Manufacturen* die beträchtlichsten, in dem nicht nur allhier feine und geringe *Tücher*, sondern auch Plüsch Kaffa aller Art, wollener Zeuge, Serges und Flanelle, Estamine und Rasche, ingleichen Mützen und Strümpfe gefertigt und wegen ihrer Güte mit grossem Vorteil verführet werden. Selbst des Herrn Landgrafen hochfürstliche Durchlaucht haben im Jahre 1763 eine feine *Spanische Tuchfabrike* anlegen lassen. Die hiesigen *Huthfabriken* sind überall berühmt; wie dann auch die allhier gefertigten *Handschuhe* und anderes Lederwerk, Papier, Kupfer und Messing, ingleichen der hier gefertigte *Taback* in und ausserhalb Deutschland abgesetzt wird. Mit dem *Leinen und Leinengarn* wird ebenfalls ein ungemein starker Handel getrieben. Vor kurzem ist eine *Ganzleinen- und eine gedruckte Leinenfabrike* hier errichtet worden. Die *Gold- und Silberfabriken* befinden sich ebenfalls in sehr gutem Stande. Den *Seidenbau* suchen nicht weniger Sr Hochfürstlichen Durchlaucht auf alle Art und Weise zu befördern. Man hat daher hin und wieder sehr viele Maulbeerbäume zur Unterhaltung der Seidenwürmer gepflanzt und von der hier gezogenen Seide einige Proben in der *Seidenstrumpffabrike* gefertigt. Die *Porzelaifabrike*, worüber zween Directores nebst verschiedenen Bedienten bestellt sind, hat ebenfalls eine bessere Einrichtung erhalten, so dass sich von derselben in der Folge sehr viel Gutes versprechen lässt. Die *Wachsbleiche* und *Lichterfabrike*, welche man ausserhalb der Oberneustadt bei Neuenbleiche angelegt, ist ansehnlich, und es sind zur Aufmunterung der *Bienenzucht* und des *Wachsverkaufs* im Lande gewisse Prämien im Jahre 1765 angesetzt und ausgetheilt worden. Desgleichen sind 1766 zwo *Weisse- Sterke- und Puderfabriken* hier zu Stande gekommen und man stehet auch im Begriffe [6] eine Tapeten und Wachstuchfabrike anzurichten ...“

An einer anderen Stelle berichtet Schmincke von einer Verbesserung, die der Landgraf Friedrich II. zu Gunsten des Kasseler Handelsverkehrs geschaffen hatte. Es heisst in der Chronik: „Vormalen mussten die Schiffe um den Finkenherd, einem Aussenwerk, das den Mühlenkanal und die Schleusse deckt – ihre Fahrt nehmen, welches bey niedrigem Wasser nicht wohl geschehen konnte, daher alle Güter weit unter der Stadt auf der sogenannten Salzwiese aus- und eingeladen, auch von da auf Wagen nach der Stadt gefahren wurden. Damit auch die von Münden anhero kommenden Schiffe desto bequemer ihre Waren auf hiesiger sogenannter Schlacht, welche kürzlich von oben bis unten

hinaus erneuert worden, aus- und einladen können: so haben des jetzt regierenden Herrn Landgrafen Hochfürstliche Durchlaucht in den Jahren 1763 und 1764 ein neues *Schiffcanal* unter Direction des Baumeisters *Diede* verfertigen lassen, durch welchen man von unten durch den Sandwerder in einer geraden Linie gleich zur Stauschleuse bey der Ahnaberger Mühle mit weniger Beschwerlichkeit gelangen kann. ...“

Immerhin gewähren diese Schilderungen einen interessanten Einblick in das Kasseler Wirtschaftsleben im 18ten Jahrhundert. Zur Hebung des geschäftlichen Verkehrs sollte auch die mit landesherrlicher Unterstützung im Jahre 1731 von Buchdrucker Hampe begründete Polizey- und Commerzienzeitung dienen, die, wie es schon der Name teilweise andeutet lediglich für das Geschäftsleben und daher kein politisches Organ war. Viele der Gewerbe- und Fabrikbetriebe, die sich unter dem Regime der Landgrafen und unter deren Förderung entfalten konnten, haben sich auch im 19ten Jahrhundert erhalten und weiterentwickelt. Andere aber wieder gingen vollständig ein, meistens, weil wohl die Vorbedingungen für ihre Existenzfähigkeit infolge der sich allmählich völlig ändernden Wirtschaftsstruktur im vorigen Jahrhundert fehlten. Vom Seidenbau und der Seidenraupenzucht ist z. B. nichts weiter übriggeblieben als der Name einer Kassler Strasse „Maulbeerplantage“, die noch auf dieses einstige Gewerbe hindeutet.

Die bereits erwähnte noch von Landgraf Carl nach Delfter Vorbild gegründete Fayence-Manufactur, die im 18ten Jahrhundert in eine regelrechte Porzellanmanufactur umgewandelt wurde, gab es im vorigen Jahrhundert schon längst nicht mehr. Im 17ten und 18ten Jahrhundert setzten die deutschen Höfe ihren Ehrgeiz darein, in ihren Residenzen Porzellanmanufacturen zu errichten. Die Kunst der Porzellanbereitung blieb ursprünglich das Geheimnis von nur Wenigen. Als die eigentlichen Erfinder des Europäischen Porzellans galten Ehrenfried Walter von Tschirnhaus und Joh. Friedr. Böttger. Diese beiden Erfinder an seinen Hof zu ziehen, hatte sich schon Landgraf Karl bemüht. Doch leider vergeblich; denn der Kurfürst August der Starke von Sachsen ist ihm zuvorgekommen oder konnte den Alchimisten Böttger, mit dessen Hilfe er die berühmte Meissner Porzellanmanufactur ins Leben rief, mehr bieten. So hat Cassel trotz der ernsthaften Versuche des Landgrafen Karl die Gelegenheit verpasst, die Stätte der ersten Auswirkung dieser Erfindung zu werden. Aber die Nachfolger Carls, Wilhelm VIII. und Friedrich II. liessen in ihren Bestrebungen, trotzdem in ihrer Residenz auch eine Porzellanfabrik zu gründen oder die Fayencemanufactur entsprechend umzugestalten, nicht nach. Der Staatsminister Jak. Sigismund Waitz von Eschen, der sich gute Einkünfte für den Staat davon versprach, setzte sich besonders dafür ein. Im Jahre 1766 erhielt dann auch Kassel seine Porzellanmanufactur und das so lange angestrebte Ziel war endlich erreicht. In derselben wurden 25 Arbeiter zumeist Ausländer, beschäftigt. Aber trotz aller staatlichen Unterstützung war das Unternehmen nicht rentabel zu gestalten. In der Bevölkerung fehlte für das sehr teure Porzellan (eine Tasse kostete nicht weniger als 2 Reichsthaler) die dafür nötige Kaufkraft. Die Anschaffung von Porzellan blieb damals ein Luxus. Man hatte auch Maler wie den als Obermaler fungierenden Joh. H. Eisenträger und ferner Joh. Georg Pforr, der später als Pferdemaler berühmt wurde, für die Manufactur gewonnen. Künstler wie S. L. du Ry und Nahl schufen Entwürfe und Modelle.

[7] Es wurden blaugemalte Kaffee- und Theeservice, Figuren, Tiergruppen hergestellt und doch konnte das Kasseler Porzellan nicht den Ruf wie die anderen berühmten Manufacturen erwerben. In

der grossen Porzellansammlung im Schloss Wilhelmstal, wo prächtige Stücke der Berliner- Meissner- und Fuldaer-Manufactur, ja, auch ostasiatisches Porzellan vertreten sind, fehlt das Kasseler Porzellan gänzlich. Nur im Landesmuseum ist es heute noch zu finden. In den Jahren 1769-1771 hat man, um den Absatz des Porzellans zu fördern, Auktionen und Lotterien veranstaltet, aber auch das half wenig. Als dann Wilhelm IX. zur Regierung kam, wurde der Betrieb als Staatsunternehmen eingestellt. Von dem Hofkonditor Steitz und anderen wurden dann noch vor dem Weissensteiner Thor für den allgemeinen Bedarf einige Porzellan- und Steingutfabriken – aber auch ohne wesentlichen Erfolg – betrieben. Die Landgrafen Karl und Friedrich II., die beide die industrielle Entwicklung in ihrer Residenz in jeder Weise zu fördern suchten und für alle neuen Erfindungen und Methoden, deren Anwendung zur Verbesserung der Staatsbetriebe ihnen vielversprechend dünkte, immer leicht empfänglich waren, wurden oft auch durch richtige Scharlatane und Schwindler schwer getäuscht. Hierfür gibt es genug Beispiele, von denen gerade das Nachfolgende einen eklatanten Beweis für die Leichtgläubigkeit Friedrich II. liefert. Seine Vorliebe für französische Kultur und Sprache brachte es mit sich, dass er sich auch leicht von französischen Betrügern betören liess. Ein feingekleideter Franzose, namens Perissot, verstand es nach einer Audienz, die der Landgraf ihm gewährte, sich als Porzellanfabrikant und Kenner auf diesem Gebiete auszugeben und den Landgrafen zur Anlage eines neuen, wesentlich verbesserten Ofens zu bestimmen. Nachdem er zunächst einmal einen Geldvorschuss von 3000 Thalern erwirkt hatte, wusste er dem Landgrafen noch weitere namhafte Beträge abzulocken. Der Kontrolle, die der Landgraf dem damaligen Bergrat Fulda überliess, wusste der schlaue Franzose sich geschickt zu entziehen. Nach Jahresfrist war er schliesslich plötzlich verschwunden. Landgraf Friedrich II., der immer noch nicht glauben wollte, dass er einem Schwindler in die Hände gefallen war, hoffte auf seine Rückkehr, als aber diese nicht erfolgte, wurde er schliesslich mißtrauisch und liess gerichtsseitig den Raum öffnen, wo der Franzose seine angeblich neuen Einrichtungen geschaffen hatte. Bis auf einen grossen Brennofen, der sich von anderen nicht unterschied, war dieser Raum völlig leer. Der Brennofen selbst war auch verschlossen und als man ihn öffnete, stand darin eine einfache blaue Tasse, die aber nicht etwa darin gebrannt sondern in irgend einem Laden gekauft war. Nun erst erkannte der Landgraf den Betrug, dem er zum Opfer gefallen war, hatte aber doch noch den Humor, die ominöse Tasse dem Bergrat Fulda mit dem Bemerkten zu schenken, sie habe ihm 12000 Thaler gekostet.

Zu Anfang des 19ten Jahrhunderts war also von den landgräflichen industriellen Züchtungsversuchen nicht mehr viel übrig geblieben. Der letzte Landgraf Wilhelm IX., der spätere erste Kurfürst Wilhelm I. dachte viel nüchterner als seine ehrgeizigen Vorgänger, die mit ihrer merkantilistischen Wirtschaftspolitik es den grossen mächtigen Staaten gleichzutun strebten, aber nicht die nötige Einsicht dafür hatten, dass in einem so kleinen Lande diese Politik schliesslich fehl am Orte war. Wilhelm IX. war überhaupt ein überaus geschickter Finanzmann, der schon als Erbprinz mit dem Gründer des Frankfurter Weltbankhauses Rothschild, dem Meyer Amsel Rothschild, in sehr engen geschäftlichen Beziehungen stand und mit diesem weitverzweigte und glückliche Geldgeschäfte machte, galt doch der erste Kurfürst ganz allgemein als der grösste Kapitalist seiner Zeit. Dabei war er gegen seinen Hofbankier nicht gerade sehr entgegenkommend. So gestattete er demselben erst nach längeren Bemühungen in Cassel eine Filiale zu eröffnen, die tatsächlich im Jahre 1803 bestand, aber

sich wohl kaum auf die Dauer rentierte. Auch auf Rothschild's Wunsch von dem Übernachtungsgeld, das alle fremden in Cassel über Nacht bleibenden Juden zahlen mussten, befreit zu werden, ging der spätere Kurfürst Wilhelm I. nicht ein und genehmigte diesen Wunsch schliesslich erst [8] als Rothschild sich zur Zahlung einer Abfindung von 200 Thalern bereit erklärte. Sicher lag die Förderung der Industrie und des Handels auch Wilhelm IX. am Herzen, aber er schreckte nicht davor zurück, die staatlichen Betriebe, die sich als nicht lebensfähig erwiesen hatten, einfach wieder verschwinden zu lassen. Letzten Endes hing eine gute wirtschaftliche Struktur Kassels von dem Lande ab, dessen Hauptstadt es war und dieses Land war eigentlich immer verhältnismäßig arm und dünn bevölkert. Zum grössten Teil trieb von altersher die Bevölkerung Ackerbau und da der Boden des Landes (durchschnittlich 225 m ü. M.) nur von mässiger Fruchtbarkeit ist, waren stets die Erträge aus dem Landbau, der auch noch durch den starken Wechsel von Berg und Thal erheblich erschwert wird, verhältnismäßig geringe. Grössere fruchtbare Ebenen, die sich in landwirtschaftlichen Erträgen weitaus günstiger auswirken, gibt es eben in diesem Lande kaum. Etwa 47 Procent des Landes sind mit Wald bedeckt und davon war der grösste Teil früher landesherrlicher Besitz. Für die künstlich hochgezüchtete Industrie in der Landgrafenzeit fehlte also eigentlich der heimische Markt, der arm an Städten und kaufkräftiger Bevölkerung kaum in Betracht kam. Ebenso bot die Organisierung des Absatzes nach ausserhalb doch viele Schwierigkeiten. Durch die Jahrhunderte hindurch hat aber ein Industriezweig in Kassel, nämlich das Textilgewerbe, wie das auch schon in den angeführten Auszügen aus den Chroniken zum Ausdruck – wenngleich auch in wechselndem Grade – eine gewisse Bedeutung gehabt wie behalten. Schon in Merian's Topographia Hassiae wird gesagt, dass Kasseler Tuche im ganzen Mittelalter geschätzt waren. Auch in der Folgezeit blieben sie so begehrt, dass „auch die Engelländer so sonst stattliche Woll haben von hier ihre Woll geholet haben.“ Die hessischen Leinen waren unter dem Namen „Hessians“ in der ganzen Welt bekannt. Wenn auch Tuche, Flanelle, Kattune, Zitzen, selbst Seide verfertigt wurden, so war doch die Leinenindustrie auf dem Lande am verbreitetsten. Es war regelrechte Hausindustrie, die insbesondere auf dem Lande während der Wintermonate eifrig betrieben wurde. Händler kauften dann die Production auf. Nach dem Berichte der Kriegsdomänenkammer vom Jahre 1781 hatte Hessen 1778 für mehr als 100000 Thaler Leinen nach auswärts verkauft. Mag auch für heutige Zeiten diese Ziffer belanglos erscheinen, damals wurde jedenfalls der Betrag als aussergewöhnlich hoch gefunden. Als das bedeutendste industrielle Textilunternehmen Hessen's, das gegen den Ausgang des 18ten Jahrhunderts gegründet wurde, galt die Kattun- und Zitzefabrik der Gebr. Ahnesorge auf dem Agathof in Bettenhausen. Die Gebäude waren zuerst nur gepachtet. Später wurde den Unternehmern der Agathof in Erbleihe übergeben. Auch wie andere Fabriken genossen die Gebr. Ahnesorge für ihren Betrieb staatliche Unterstützung insofern als sowohl die Einfuhr ihrer Rohmaterialien als auch die Ausfuhr der Fabrikate frei von Zollabgaben und Akzisen waren. Die mittellos eingewanderten Brüder, die 200 zeitweise 300 Arbeiter beschäftigten, besaßen am Ende des Jahrhunderts ein Vermögen, das auf die für jene Zeiten stattliche Summe von etwa 200 00 Reichsthaler geschätzt wurde. Kam die im 18ten Jahrhundert zu hoher Entwicklung gebrachte Wollweberei- und Tuchfabrikation im 19ten Jahrhundert fast vollständig zum Erliegen, vielleicht infolge der immer bedeutender werdenden englischen Konkurrenz, so ist die Leinenindustrie bis in unsere Zeit ein wichtiger Erwerbzweig nicht nur in

Kassel sondern auch in den Landstädten Melsungen, Eschenstruht, Hess. Lichtenau und an anderen Orten geblieben. Die Verarbeitung feiner Leinen wurde zwar zum grössten Teil zu Gunsten grober Leinen aufgegeben und an Stelle der Hausindustrie sowie der allgemein verwandten Handwebstühle traten allmählich mechanische Webereien.

Will man der Entwicklung des Kasseler Wirtschaftslebens im 19ten und 20ten Jahrhunderts eine eingehendere Betrachtung widmen, so wird man vielfach und unwillkürlich auf interessante Zusammenhänge stos-[9]sen, die immer wieder in das 18te Jahrhundert, ja, selbst in noch frühere Zeitperioden zurückführen, wie sehr auch die wirtschaftliche Structur, die in früheren Zeitläuften mehr oder weniger durch die Landwirtschaft bestimmt war, dank der grossen Verkehrserleichterungen während der letzten hundert Jahre grundlegende Änderungen erfahren haben mag. Nach heutigen Vorstellungen konnte sich eine Grossindustrie wie überall so auch in Kassel erst mit der Einführung der Dampfmaschine richtig entfalten und wenn eine derartige Entwicklung in Kassel erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und dann auch erst langsam einsetzte, also viel später als in anderen Gegenden Deutschlands, so ist man eben – und wohl mit Recht – geneigt ganz allgemein in den lästigen Hemmnissen, die in der kurfürstlichen Zeit einem wirtschaftlichen Aufschwunge entgegenstanden, die Hauptursache zu erblicken. Erst nach 1866 als diese Hemmnisse unter dem preussischen Regime fortfielen, ist ein starker wirtschaftlicher Auftrieb feststellbar. An Unternehmungs- und Erfindungsgeist, der befruchtend auf das Wirtschaftsleben einwirkte, fehlte es, wie an manch eklatanten Beispiel es noch gezeigt werden soll, in Kassel sicherlich nicht.

Dass die grossen niederhessischen Braunkohlenvorkommen, die auf etwa 300 Millionen Tonnen geschätzt werden, Kassel's Wirtschaft immer massgebend beeinflusst haben, ist ohne Weiteres einleuchtend. Der im Kasseler Revier betriebene Braunkohlenbergbau ist viel älter als die meisten ahnen mögen. Schon im Jahre 1578 wurde mit dem Abbau von Kohlen am Meissner begonnen. Der erste Stollen befand sich ungefähr an der Stelle, wo das heutige Schwalbenthal liegt. Was die Kohलगewinnung im Meissnergebiet schon damals sehr wünschenswert erscheinen liess, war besonders der Umstand, dass zum Sieden des Salzes in der Saline Sooden - Allendorf grosse Holz-mengen aus den umliegenden Wäldern verbraucht wurden und durch diesen sehr beträchtlichen Holzverbrauch beim Landgrafen Befürchtungen für den Bestand der Waldungen geweckt wurden. Dieses Holz durch Kohle zu ersetzen, lag deshalb sehr nahe und so trat schon damals die Erkenntnis zu tage, dass es wirtschaftlicher sei als Heizmittel Kohle an Stelle des Holzes zu verwenden. Dies führte in erster Linie dazu, die Kohlenförderung in grösserem Umfange zu betreiben. Nach und nach wurden auch in anderen Gegenden um Kassel herum beträchtliche Kohlenlager entdeckt, so u. a. im Habichtswalde, bei Rossbach nahe Witzenhausen am Hirschberg bei Grossalmerode u.s.w. Ausser zum Hausbrand fand die hessische Braunkohle in weitem Masse als Feuerungsmaterial für alle möglichen industriellen und gewerblichen Zwecke Verwendung wie zum Kalk- und Ziegelbrennen, zum Sieden des Salzes, zum Schmieden, zum Erzschnmelzen und schliesslich auch in Glashütten. Die Brauchbarkeit der Braunkohle für alle diese Zwecke ist durch fortgesetzte Versuche festgestellt worden. Wer weiss heute noch, dass in der Nähe von Kassel im 15ten, 16ten und 17ten Jahrhundert

die Glasmacherkunst in so hoher Blüte stand, dass in der Glasbereitung mit Hessen nur noch Böhmen und Lothringen konkurrieren konnten, ja ausser Venedig war zu gewissen Zeiten Hessen der grösste Glasproduzent in Europa, bis später die böhmische Production die Führung an sich riss. Insbesondere war es der Landgraf Wilhelm IV., der sich der Glasbereitung, die ihre Standorte im Kaufunger Wald, im Reinhardswald bei Gieselwerder und unter der Burg Reichenbach hatte, ganz besonders annahm. Die Materialien, die zur Glasbereitung in den Glashütten hauptsächlich erforderlich waren, wie Asche, Salz oder Quarzsand, aus deren Verschmelzung das Glas entsteht, waren reichlich vorhanden, ferner auch Ton, der zur Errichtung der feuerfesten Öfen nötig war, die den Schmelzprozess ohne Schaden zu nehmen, auch aushalten mussten, schliesslich auch Holz und Braunkohle zum Verfeuern. In den Glashütten wurden die Öfen ursprünglich mit den in den grossen Waldungen reichlich vorhandenem Holze gefeuert bis auch hier der Landgraf, um einer Waldverwüstung vorzubeugen insofern eingriff als er alle [10] Bestrebungen zum Zwecke der Glasbereitung, die Holzfeuerung durch Kohlenfeuerung zu ersetzen, unterstützte. Scheiterten auch vorerst diese Versuche so gelang es schliesslich doch, einem Baumeister Müller den vom Landgrafen ausgesetzten Preis von 200 Thaler durch eine Erfindung zu gewinnen, mittels welcher es ihm ermöglicht wurde, die Wünsche des Landgrafen zu erfüllen. Er kam auf den Gedanken, die Kohle zu dörren und das Dörren führte bald zum Verkoken, was man damals Purgieren nannte. Dadurch wurde die Kohle auf ein Fünftel ihres Gewichtes gebracht. Nicht nur die Erfindung der Kohlentrocknung sondern auch die daraus resultierende des Kokes ist daher eine ursprünglich hessische. Für die damals blühende, aber seit Jahrhunderten wieder verschwundene Glasindustrie war auch der in reichlichem Maße in den Gruben von Grossallmerode gefundene Thon unentbehrlich. Dagegen sind die auch aus dem Grossallmeroder Thon gefertigten feuerfesten Schmelztiegel für Glashütten heute noch auf dem Weltmarkt ein sehr beehrter Artikel.

Übrigens muss nach den prächtigen Musterstücken, die man in Kasseler und in hessischen Museen antrifft, die Glasschneidekunst Ende des 17ten Jahrhunderts und während des ganzen 18ten Jahrhunderts auf sehr hoher Stufe gestanden haben. Der Hauptrepräsentant dieses kunstgewerblichen Zweiges war Franz Gondelach, der in ganz Deutschland als Künstler in der Herstellung von mit Bildwerken versehenen Pokalen, Kristallschalen und Edelsteinen allerhöchsten Ruf genoss, insbesondere an fast allen deutschen Fürstenthöfen. Ende des 17ten Jahrhunderts gab es in Kassel eine Edelsteinkunstmühle.

Wie schon betont, konnte die Grossindustrie erst entstehen als die allgemeine Einführung der Dampfmaschine möglich war. Vor Verwendung der Dampfkraft war man früher lediglich auf die Wasserkraft, vorzugsweise zum Betreiben von Mühlen und Hämmern wie auch auf die Kraft des Windes angewiesen und wo in Fabriken ausser der Menschenkraft für die Arbeit eine Betriebskraft erforderlich war, bediente man sich der sogenannten, durch ein oder zwei Pferde betriebenen Göpelwerke. Nachdem die Anwendung der Dampfkraft, die natürlich zur Erzeugung des Dampfes die Verbrennung von Kohlen unter Dampfkesseln voraussetzte, ganz allgemein wurde, stieg auch der Konsum an Kohle, die nun nicht nur Heizstoff sondern in grossem Umfange der Hauptbetriebsstoff

wurde, ganz erheblich. Begreiflicherweise wurde nun auch durch den im Kasseler Revier betriebenen Braunkohlenbergbau Kassel's industrielle Entwicklung ausserordentlich begünstigt. Am besten wird dies durch einige Zahlen gekennzeichnet, wie dadurch der Kohlenbergbau im Kasseler Revier an Bedeutung gewonnen hat. Obwohl es schon um 1866 herum 25 Kohlengruben gegeben haben soll, deren Förderung bei einer Belegschaft von 718 Arbeitern sich nur auf etwa 127000 Tonnen belief, war die Förderung der inzwischen um weitere 4 Bergwerke bzw. Zechen vermehrten Produktionsstätten im Jahre 1902 auf etwa 400 000 Tonnen und kurz vor Beginn des Weltkrieges im Jahre 1913 auf 800 000 Tonnen gestiegen, um dann im stetigen Anstieg im Jahre 1923 auf über 1.800 000 Tonnen bei einer Belegschaft von 5600 Arbeitern anzuwachsen. Das war allerdings eine Höchstförderung, die erst wieder erreicht bzw. überschritten wurde, als in den letzten Jahren ein bemerkenswerter Wirtschaftsumschwung eintrat, denn, als ich im Jahre 1927 Kassel verliess, war die Förderung wieder auf 1.632 000 Tonnen heruntergegangen und die Belegschaft betrug nicht mehr als 2500 Mann. Das Mißverhältnis, das bei dem nur relativ geringen Tonnenrückgang sich in den Arbeiterzahlen ausdrückt – vorausgesetzt, dass die statistischen Zahlen, auf die ich mich stütze, richtig sind – könnte wohl darauf zurückzuführen sein, dass die Zechen allmählich in ihrer technischen Ausrüstung derart vervollkommen wurden, dass allein schon daraus sich eine wesentliche Einsparung von Menschenarbeit ergab. Heute ist die rationelle Gewinnung von Braunkohle geradezu eine Frage der Technik, [11] denn die Zeiten, in denen der Bergmann mit der Picke, Schacht und Stollen in die Erde trieb, sind für die meisten Zechen vorüber. Da, wo im grossen Stile und im Tagebau gearbeitet wird, wie z. B. in Frielendorf, erstrahlen in der Nacht riesige Bogenlampen, um auch während der Nacht die Arbeit nicht zu unterbrechen. So kann man also auf dieser bedeutenden Produktionsstätte zu jeder Tageszeit beobachten, wie die Erde, auf der sich in ihren Urtagen einst gewaltige Wälder ausdehnten, mit den grossen modernen Abraummaschinen, mit Löffel- und Kabelbaggern zerwühlt wird. In Borken, wo beispielsweise die Geringwertigkeit der Braunkohle kaum die Transportkosten lohnt, wird sie in grossen maschinellen Anlagen gleich an Ort und Stelle in elektrische Energie umgewandelt. Als Stromerzeugungswerk ist das Kraftwerk Borken an die Kraftwerke der Eddertalsperre angeschlossen und bildet mit diesem zusammen eine der grössten deutschen Erzeugungsstätten elektrischer Energie, mit der sie Gebiete, die sich im Norden bis an die Nordsee und im Süden auch sehr weithin erstrecken, versorgt. (Electricitäts A. G. für Mitteldeutschland Kassel). Während bis 1923 in den obenangeführten Zahlen die stetige Aufwärtsentwicklung zum Ausdruck kommt zeigt das beträchtliche Nachlassen der Kohlenförderung von diesem Zeitpunkte an – wenn man wie früher wenigstens sie als Maßstab für die Industrieentwicklung gelten lassen will – auch den seither eingetretenen Niedergang der Wirtschaft, dem erst der politische Umschwung im Jahre 1933 eine Grenze setzte, deutlich genug an.

Übrigens gibt es in der Umgebung Kassel's angesichts der grossen Basaltvorkommen viele Steinbrüche, in denen wertvolles Schottermaterial für Pflasterung und Strassenbau gewonnen wird. In Kassel selbst sind deren Verwaltungen zentralisiert (Kasseler Basaltindustrie A. G. und Niederhessische Basaltwerke). Im Werragebiet blüht die Kaliindustrie. Man nimmt an, dass in diesem Gebiet 40 % aller deutschen Kalivorkommen vereinigt sind. Dabei gilt das dort gewonnene Kali mit für das beste. Die Bergwerke gehören sämtlich zu dem bedeutenden Wintershall - Konzern, dessen Ge-

neraldirection ihren Sitz ebenfalls in Kassel hat, was dem Kasseler Geschäftsleben im Hinblick auf den grossen Bedarf dieser Bergwerke ganz besonders zu Statten kommt.

Hatte eine weitblickende Wirtschaftspolitik der Landgrafen im 18ten Jahrhundert Handel und Gewerbe in Kassel einer vorher nie gekannten Blüte entgegengeführt, so trat während des kurfürstlichen Regimes, mindestens aber in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhundert im wirtschaftlichen Leben Kassels im Vergleich zu anderen deutschen Gebieten eine recht bedenkliche Stagnation ein. Während in anderen Gauen unseres Vaterlandes bereits überall Freizügigkeit und Gewerbefreiheit herrschten und gute Früchte zeitigten, litt Kurhessen insbesondere Kassel noch unter den Nachwehen der Zopfzeit. Zunftgeist, staatliche Reglementierung und Bevormundung liessen eben keine Unternehmungslust aufkommen und unterdrückten auf diese Weise jede wirtschaftliche Belebung. Hemmend wirkten auch die andauernd politischen Unruhen, insbesondere die endlosen Verfassungsstreitigkeiten. In einer im Kasseler Stadtarchiv aufbewahrten Bittschrift, die im Jahre 1831 dem neu eröffneten Landtag von den Ständen unterbreitet wurde, spiegelt sich die wirtschaftliche Not, die zu jener Zeit Kassel schon lange heimsuchte, nur zu deutlich wider. Man erhob darin Protest gegen das klägliche Finanzsystem, welches stets nur darauf bedacht war, die Stadtkasse durch hohe, stetig wachsende Abgaben soviel als möglich zu füllen, ohne zu berücksichtigen, dass ein solches System schliesslich zusammenbrechen und den früheren Wohlstand völlig untergraben müsse, wenn man nicht gleichzeitig für die Beförderung des Wohlstandes der Ackerbau- und Gewerbe treibenden Klassen und die Belebung des Handels in wirksamer Weise Sorge trug. Es wird in der Bittschrift aber ganz beson-[12]ders hingewiesen auf das Sinken des Leinenhandels, einst eine reichhaltige Quelle der allgemeinen Wohlhabenheit, welcher eine Menge Menschen beschäftigte, auf die Erschwerung des Transitohandels durch hohe, zum Teil sehr zweckwidrige Durchgangszölle und auf die Vernichtung jedes anderen Verkehrs mit dem Auslande (Unter Ausland verstand man damals wohl vornehmlich die angrenzenden deutschen Nachbarstaaten) durch die schädlichen und für ein kleines, gleichwohl zerstückeltes, mit vielen Grenzen versehenes Land besonders unpassende Mauthsperrren. Dadurch wurden dem Lande reiche Hilfsquellen entzogen, eine künstliche Teuerung geschaffen und andererseits der stets zunehmende Geldmangel befördert. Auf die Gewerbe wirke dies alles – wie es in der Bittschrift hiess – höchst nachteilig zurück. Man führte auch heftige Klage über die Militärökonomie, welche für die Militärmengen im Grossen ausserhalb des Landes einkaufte, wodurch sich nur einige Lieferanten bereicherten, während die ärmeren Bürger der erwähnten Klassen leer ausgingen. Noch nachteiliger wirkte sich die Bekleidung und Uniformierung des Militärs aus, die lediglich von in Militär stehenden Handwerkern gegen eine mäßige Erhöhung des Soldes besorgt wird, ja, die Militärhandwerker arbeiten noch heimlich für städtisches Publikum. Die wachsende Industrie sei schädlich für den kleinen Handwerker und der Wechsel der Mode bringe das sonst blühende Gewerbe zum Erliegen. Man klagte ferner über die Konkurrenz der Zwangsarbeit und Werkhäuser. Schliesslich schlug man sogar vor – wohl in der Hoffnung dadurch einigermaßen für das stagnierende Erwerbsleben entschädigt zu werden – die Landesuniversität von Marburg nach Kassel zu verlegen, während Marburg der Sitz des Oberappellationsgerichtes und des bis dahin in Melsungen untergebrachten Forstlehrinstitutes werden sollte. Erst als mit der Gründung des deutschen Zollvereins die Zollschraken zwischen den zahlreichen deutschen Kleinstaaten fielen, kamen die in obiger

Eingabe zitierten verkehrshemmenden Durchgangszölle und Mauthsperren in Fortfall und die Schlagbäume auf den Landstrassen verloren endlich ihr Daseinsrecht. Vor der Zollreform gab es selbst in Preussen nicht weniger als 60 Maut- und Zollgrenzen und man kann sich lebhaft vorstellen, welchen Belästigungen durch die häufige Durchstöberung seines Gepäcks der damalige Reisende in der Postkutsche ausgesetzt gewesen sein mag. Erst als die Benutzung der Schienenwege in Deutschland allgemein wurde und die Eisenbahnen den Personen- und Massengüterverkehr an sich rissen, verödeten allmählich die Landstrassen und gingen ihrer einstigen Romantik verlustig, aber auch in dieser Entwicklung hinkte das ehemalige Kurhessen bedenklich nach. Erst dreizehn Jahre nach der im Jahre 1835 erfolgten Eröffnung der Nürnberg-Fürther Ludwigsbahn, ja, nachdem schon mehr als 5000 Kilometer Schienenwege in Deutschland es gab, wurde die erste Eisenbahn von Gerstungen über Kassel nach Karlshafen, die Friedrich Wilhelm Nordbahn in Kurhessen dem Verkehr übergeben und der ungleiche Kampf des Pferdes mit der Dampfkraft wurde nun auch bald in Kurhessen zu Gunsten der letzteren entschieden. Das einst so blühende Fuhrmannswesen kam umso schneller zum Erliegen, je engmaschiger das Eisenbahnnetz wurde. In der Kasseler Bürgerschaft wurden schon zeitig der Wert und die Bedeutung der Eisenbahn als neues Verkehrsmittel erkannt, denn schon im Jahre 1833 wurden in Kassel zwei Eisenbahnvereine gegründet, die es sich zur Aufgabe machten, den Bau von Eisenbahnen zu propagieren und zu fördern, ohne aber bei der Regierung die wünschenswerte Unterstützung zu finden, denn der damals allmächtige Staatsrat Scheffer vertrat ganz ernsthaft die Ansicht, dass Kurhessen als ackerbauendes Land der Eisenbahn nicht bedürfe. Als besonders eisenbahnfeindlich erwiesen sich die konservativen Ständehausmitglieder Oberst von Ochs und Oberstleutnant Bähr. Sie mussten sich daher manche satirische Anwürfe und Anspielungen gefallen lassen. Unter Anderem kam ein Zuckerbäcker, der die eisenbahnfreundlichen gewerblichen Bevölkerungskreise vertrat auf den Einfall, die beiden ausgesprochenen Eisenbahnfeinde plastisch darzustellen und seine Plastik aus Marzipan die er natürlich ausstellte, durch den Vers:

„Die Eisenbahn in ihrem Lauf
hält weder Ochs noch Bär nicht auf.“

[13] noch wirkungsvoller zu gestalten.

Erst 1856 war das Bahnhofsgebäude, damals eine der grössten Anlagen dieser Art, vollendet worden und dieses Gebäude hat über 50 Jahren fast völlig unverändert seinen Zweck erfüllt. Jedenfalls war der Bahnhof das bedeutendste Gebäude bzw. Bauwerk, das unter dem letzten Kurfürsten in Kassel geschaffen wurde.

Vor der Einführung der Eisenbahnen haben jedenfalls im europäischen Verkehr und Handel die Fuhrleute, jene mürrischen und wortkargen Gesellen der Landstrassen eine wichtige Rolle gespielt und bis tief ins vorige Jahrhundert hinein war das ganze Fuhrmannsgewerbe ein wesentlicher Factor des Wirtschaftslebens. Angesichts des grossen Durchgangsverkehrs, der sich schon ganz von selbst aus der zentralen Lage Kurhessens ergab, waren in diesem Lande zu jener Zeit ganze Städte und Dörfer von Fuhrleuten bewohnt. In Kassel allein gab es im Jahre 1846 noch 66 selbständige Fuhrwerksgewerbe. Aus dem Landstrassenbild, das noch unsere Grossväter sahen, war die Postkutsche seligen Angedenkens, war der typische zweirädrige, mit Kaufmannsgut schwer beladene und von

einem kräftigen Gaul gezogene Karren, neben dem die wetterfesten alten Fuhrleute in immer gleichmäßiger Gangart daherschritten und auf dem der übliche temperamentvolle und wachsame Spitz bellend herumsprang, nicht wegzudenken. Verglichen mit den gegenwärtigen Zeiten waren damals die Strassen in ziemlich schlechter Verfassung. Sie entbehrten im Allgemeinen des festen Unterbaues durch Steinschlag und Beschotterung, der Nivellierung und waren dem Regen und den Wasserläufen ohne besondere Pflege ausgesetzt. Wenn nun auch noch die Postpferde schlecht waren, so war das Reisen zu jenen Zeiten gewiss kein Vergnügen und man musste auf allerhand Überraschungen gefasst sein. Der Leipziger T i s c h b e i n hat auch einmal im Frühjahr bei der Rückkehr von Weimar und Jena die Freuden des Reisens auf miserablen Landstrassen erfahren müssen: „... Einige Stunden nach Mitternacht, wo er in Naumburg angekommen war, fuhr er weiter, hatte aber bald wie er seinem Freunde Böttger schrieb, Muße, vor Dieskau, reuig über das Wort „Festina lente“ „Eile mit Weile“ nachzudenken. Meine zwei Vorderpferde (er fuhr also mit vieren) waren bis an die Ohren in die schwarze Tiefe eines Sumpfes versunken und erst nach dreistündiger Anstrengung gelang es mit Hilfe von aus der Ferne herbeigerufenen Bauern, sie wieder auf festen Boden zu bringen. Erst von nun an konnte ich ruhig in einer elenden Bauernhütte die Fackel der Morgenröte abwarten. Erst gegen zwei Uhr nach Mittag gelangte ich an das Ziel meiner Reise. Doch dergleichen Katastrophen gehören ja zum Reisen, wie die blutigen Köpfe zu einer Bauernhochzeit! ...“

Ein regelmäßiger leistungsfähiger Postwagenbetrieb fand sich nur auf den grössten Linien. Sich nicht auskennende Postillons hemmten und gefährdeten den Reiseverkehr. Da, wo die Strasse grundlos und schlecht wurde, da wo es lange bergauf ging, musste Vorspann genommen werden. Sicherlich bewegte sich in Kurhessen, wo, wie gesagt, erst Anfangs der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Eisenbahnbau sich allmählich zu entwickeln begann, der Personen- und Warenverkehr auf den Landstrassen viel länger als in anderen Gegenden Deutschlands. Viele Gastwirtschaften und Herbergen, welche an den Strassen, in den Städten und Dörfern lagen, die von diesem einst sehr starken Verkehr berührt wurden, sind wieder verschwunden oder haben ihre frühere Bedeutung eingebüsst. Ja, in Kassel gibt es noch manchen Gasthof in der Nähe der einstigen Stadthore, mit dem sich die Erinnerung an diesen einstigen Frachtwagenverkehr verknüpft. Dass in Kassel in den Jahren von 1846-1860 die Zahl der Gastwirtschaften von 210 auf 166 sank, hing jedenfalls mit dem gänzlichen Aufhören des Landstrassenfernverkehrs zusammen. Und heute, ja, schon seit etwa zwei Jahrzehnten ist durch den stetig wachsenden Personen- und Lastautoverkehr die einst verödete Landstrasse in ungeahnter Weise zu neuem Leben erwacht.

[14] Allzu wenig dürfte bekannt sein, dass Kassel den Ruf genießt, die erste Tapetenfabrik Deutschlands besessen zu haben. Diese Fabrikation, die von dem Begründer des Unternehmens, dem noch im achtzehnten Jahrhundert eingewanderten Joh. Christ. Arnold (1758 geb. 1842 gest.) zur höchsten Blüte gebracht wurde, hat merkwürdiger Weise nicht dauernd in Kassel Fuss fassen können. In der Wildemannsgasse 34 gegenüber der altehrwürdigen Herberge zum Wilden Mann begann Arnold, der, nachdem er in der Blaudruckerei im Bettenhäuser Agathof die Formendruckerei kennen gelernt hatte, auf die Idee kam, diese Art des Druckes auch auf die Tapetenherstellung anzuwenden, die Fabrikation unter den primitivsten Verhältnissen. Aber sein Verfahren bewährte sich so glänzend,

dass der Kurfürst ihm die Ausstattung des Wilhelmshöher Schlosses mit den von ihm künstlerisch ausgeführten Tapeten übertrug. Das Unternehmen kam so gut voran, dass Arnold mit seiner Fabrik bald in ein stattliches Gebäude auf dem ehemaligen Wilhelmshöher Platz 4 übersiedeln konnte, das, nachdem er es ursprünglich von der kurfürstlichen Regierung in Erbpacht erhalten hatte, später ganz in seinen Besitz überging. Arnold, eine in Kassel hochgeschätzte und geachtete Persönlichkeit, wurde Stadtrat und erhielt den damals noch selten verliehenen Kommerzienrattitel. Sein ältester Sohn Carl Heinrich Arnold (geb. 1793 gest. 1874) ein Freund der Familie Grimm, war ein höchst talentvoller genialer Künstler. Er leitete eine auch in Berlin gegründete Tapetenfabrik und gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder das väterliche Kasseler Unternehmen. Für die Tapeten der väterlichen Fabrik schuf er die schönsten und geschmackvollsten Muster. Mit der Familie Arnold war der grosse Künstler Adolf Menzel sehr befreundet, der als Gast dieser Familie daher häufig in Kassel weilte. Ist auch die einst blühende Kasseler Tapetenindustrie ganz eingegangen, so hat man die Erinnerung an den verhältnismässig hohen Stand derselben durch eine eigenartige, in der ganzen Welt einzig dastehenden Schöpfung wach zu halten verstanden. Unter der Mitwirkung eines Kassler Fachmannes, namens Heinrich Apell wurde im Jahre 1923 durch die Initiative des Geheimrates G. Iven, des Vorsitzenden der zusammengeschlossenen deutschen Tapetenfabrikanten und Händler, in 30 hellen und prächtigen Räumen des Residenzschlosses das deutsche Tapetenmuseum zu Kassel errichtet. Ich weis nicht, ob es viele Kasseler geben wird, die es während des nunmehr 17 jährigen Bestehens schon besichtigt haben. Vielleicht ist es ihnen wie einst auch mir gegangen. Wie ich dachten sie wohl auch, dass diese Art Kunstgewerbemuseum sicherlich nur Interesse bei Fachmännern erwecken könne und sich der Besuch desselben kaum lohne. Erst nachdem ich Kassel verlassen hatte, diese Stadt seit 1927 immer nur noch besuchsweise aufsuchte und ausserhalb Kassel's immer viel von dem Tapetenmuseum reden hörte, lockte es mich doch demselben einen Besuch abzustatten. Da erlebte ich dann auch eine kaum erwartete Überraschung. Sofort kam mir die eminent kulturgeschichtliche Bedeutung dieses Institutes, das auch dem Laien ungeheuer viel zu sagen vermag, zum Bewusstsein. Gewiss mag es in erster Linie für den Fachmann interessant sein, in diesem Museum an den ausgestellten und gesammelten Erzeugnissen die Entwicklung des Kunstschaffens auf diesem gewerblichen Gebiete zu studieren. Für den eindrucksfähigen Laien ober ist ein Gang durch die 30 Räume und vollständig eingerichteten Kabinette mit den kostbarsten Tapetenschätzen aller Zeiten und Länder von ihren ersten Anfängen bis zur vollendeten heutigen Industrie insofern überaus belehrend und aufschlussreich, als ihm dieser Gang einen wunderbaren Überblick über den Wandel der Wohnkultur der Menschen, die vor uns gelebt haben, verschafft. Ja, man ist wirklich zweifelhaft, ob nicht der gewerbliche Zweck, durch die zum Teil hochkünstlerischen Ausstellungsmuster, die in höchst wirkungsvoller Form und anschaulichster Weise zur Darstellung gelangen, mehr in den Hintergrund gedrängt wird und eher die interessanten Zusammenhänge von Kunst und Kultur in diesem Museum sichtbar gemacht werden. Wie sich der Geschmack und Stil in der Bemalung, im Behang und in der Bekleidung der Wände menschlicher Wohnungen, seien es nun Fürstenhöfe Schlösser der Adels-geschlechter, Geschäftsräume der grossen Handelshäuser oder Wohnungen der wohlhabenden Bürger fünf Jahrhunderte hindurch [15] dauernd wandelte, ja, wie kultiviert unsere Vorfahren in der Heimat wie in fremden Ländern in der farbenfreudigen Ausstattung ihrer Wohnräume waren, das alles

offenbart sich dem interessierten Besucher dieses Museums. Im 16ten und 17ten Jahrhundert fand man in Schlössern, Burgen[,] Palästen und Patrizierhäusern als Wandbekleidung kunstvoll ausgeführte Ledertapeten vor. Auf Gold- und Silbergrund trugen sie als Bildschmuck Blumen, Früchte, Arabesken, Ornamente wie phantastische Fabeltiere.

Gegen Anfang und Mitte des 18ten Jahrhunderts kamen die Stofftapeten in Mode und zur allgemeinen Anwendung. Es waren leichte Gewebe, meist Seidentapeten, aber auch Wachstuchtapeten. So lösten Woll- und Velourtapeten die schweren, oft ganz düster wirkenden Ledertapeten ab. Auch auf diesen Stofftapeten erscheinen Pflanzenmotive mit Ornamenten, Medaillons[,] Stillleben, romantischen Landschaften, ganzen Sagen- und Heldendarstellungen. Ja, gegen Ende des 18ten Jahrhunderts wendete sich der Geschmack sogar ganzen Tapetengemälden zu. In reichster Auswahl bietet wie gesagt das Museum prächtige Musterbeispiele für die kulturgeschichtlich interessanten Geschmacksrichtungen der verschiedenen Zeiten. So sind beispielsweise die Räume des Rokoko-schlösschen Wilhelmsthal vielfach mit Wachstuchtapeten, die noch auf dem Wege des Handdruckes hergestellt wurden, ausgestattet. Meistens tragen sie als Aufdruck Blumenschmuck und die damals sehr beliebten Chinoiserien. Ehe man sich für die Tapetenherstellung der für den Zeug- und Kattundruck angewandten Methode bediente, wurden die ersten Papiertapeten, die auf die Stoff, insbesondere Wachstuchtapeten folgten, auch mittels Handdruck hergestellt, bis man dann später infolge wesentlicher Verbesserungen an den Papier- und Druckmaschinen zu der Massenfabrikation überging, mit der in künstlerischer Beziehung aber auch ein Niedergang Hand in Hand ging. Muster der von *Arnold* hergestellten bemerkenswerten Handdrucke und Velourtapeten aus dem Sommersitz der Gräfin Reichenbach, Ledertapeten aus dem Schlosse Heydau, Pekingtapeten aus dem Schlösschen Wilhelmsthal, Papiertapeten aus dem Hause des Freiherrn Waitz von Eschen hinter dem Spohrdenkmal sind natürlich in dem Tapetenmuseum zu finden, ebenso wie die mit den schönsten Landschaftsbildern und dem prächtigsten Blumenschmuck versehenen Papiertapeten, die schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts hergestellt wurden und für die für damalige Zeit schon weit vorgeschrittene Fabrikation zeugen. Dass das Tapetenmuseum, insbesondere bei Fachleuten und Kunstgewerblern allgemeine Bewunderung erregt, bedarf wohl kaum besonderer Hervorhebung.

Wie das Luxusbedürfnis der landgräflichen und teils auch kurfürstlichen Hofhaltungen die Kasseler kunstgewerblichen Wirtschaftszweige günstig beeinflusst haben mag, so sind zweifellos die ausgesprochenen Neigungen der früheren Landgrafen für die Realwissenschaften und das aussergewöhnliche Interesse, das sie, insbesondere die Landgrafen Wilhelm IV. Karl und Friedrich II. für die mechanische Kunstfertigkeit bekundeten, der Erfindungstätigkeit auf allen diesen Gebieten sehr förderlich gewesen und es ist daher nicht zu verwundern, dass sie nach Kassel nicht nur aussergewöhnlich geschickte Mechaniker sondern auch praktisch und erfindungsbegabte Gelehrte der astronomisch-physikalischen Wissenschaften zu ziehen wussten. Die beredteste Kunde von dem Hochstande der Geschicklichkeit der in Kassel in früheren Jahrhunderten vielfach im Dienste der Landgrafen tätig gewesenem Uhrmacher und Mechaniker gibt die hochinteressante Sammlung astronomisch-physikalischer Instrumente im hessischen Landesmuseum, die selbst bei Kasselerern viel zu wenig bekannt ist. Bei unserer heutigen vervollkommneten Technik kann sie natürlich nur

noch ein mehr historisches Interesse beanspruchen. Als aber ein Reisender namens Bentzmann im Jahre 1757 Kassel besuchte und die Uhrkammer, wo damals diese Instrumente aufbewahrt wurden, besichtigte, war die Wirkung die diese Uhren und mechanischen Kunstwerke auf den Beschauer ausübten, verblüffend wovon auch sein Reisebericht Zeugnis ablegt.

„... Die rarste ist – so schreibt er – welche der Landgraf Wilhelm IV. von Jobs Phirgus (anscheinend der latinisierte Name von Jobst Bürgi) hat verfertigen lassen. Diese hält man für die einzige in ihrer Art. Sie schlägt alle Stunden, zeigt den Lauf der Sterne, die Jahreszeiten, Sonn[-] und Mondfinsternissen und alles was ein Astronomus auf ein globo [16] coelesti durch rechnung finden muss. Die zweite Uhr ist deswegen remarquable, weil sie von 2 blauen Kugeln anstatt des perpendicels getrieben wird. ...“

Im Hause Graben 46 ehemals Brinkgasse 163 hat der Mechanikus und Hofuhrmacher des Landgrafen Wilhelm IV. Jobst Bürgi gelebt und in diesem ihm gehörenden Hause ist er auch gestorben. In seiner Zeit genoss er selbst in der Gelehrtenwelt einen ausgezeichneten Ruf, zumal er auch ein vorzüglicher Mathematiker gewesen ist, dem man die eigentliche Erfindung der Logarithmen zuschreibt. Ihm soll es auch gelungen sein, ein ausgezeichnetem Triangulationsinstrument zum Messen von Entfernungen anzufertigen. Von seinen mechanischen Kunstwerken sind noch zwei mit Uhrwerk versehene Himmelsgloben, Proportionalzirkel sowie ein sechseckiges Planisphärum (drehbare Sternkarte) erhalten und in der astronomisch-physikalischen Sammlung im hessischen Landesmuseum zu sehen. Übrigens soll Bürgi auch die erste Pendeluhr gebaut haben.

Zur Anfertigung astronomischer Instrumente berief der Landgraf Friedrich II. aus Darmstadt den geschickten Mechaniker Johann Christian Breithaupt an seinen Hof. Als Hofmechanikus gehörte zu seinen Obliegenheiten auch die Sorge für die Erhaltung und Vermehrung der seiner Obhut anvertrauten physikalischen und astronomischen Instrumente auf der Sternwarte des Museums. Breithaupt stellte 1771 einen Entfernungsmesser her, welcher sich noch heute in der bereits erwähnten Sammlung befindet und dessen Prinzip neuerdings wieder aufgegriffen sein soll. Sein bedeutendstes Werk ist aber ein noch heute auf der Kasseler Sternwarte befindlicher grosser Mauerquadrant von 1,98 m Radius, der im Jahre 1785 vollendet wurde. Derselbe ist mit einem Fernrohr gleicher Länge kombiniert und mit den entsprechenden Einteilungen versehen. Breithaupt ist aber auch sozusagen der Gründer der Kasseler feinmechanischen Industrie, die heute nach 175 Jahren zu einer in der ganzen Welt anerkannten Bedeutung gediehen ist. Das Kassler mechanische Institut F. W. Breithaupt & Sohn gilt heute als eine der ersten feinmechanischen Werkstätten Deutschlands und befindet sich jetzt noch im Besitze der Familie Breithaupt, deren Kassler Zweig in dem obenerwähnten Hofmechanikus ihren Stammvater sieht. Hier ist auch der ursächliche Zusammenhang zwischen den astronomischen Neigungen der Landgrafen und einer hieraus sich allmählich entwickelnden Industrie in ganz auffallender Weise nachweisbar. Entwickeln konnte sich die Feinmechanik bis zu der heute erzielten Präcision erst, nachdem sie aus dem Wirkungskreise der ausübenden Astronomen, Geodäten oder Physiker in die Hände der praktisch wie theoretisch durchgebildeten Mechaniker übergeführt wurde. Und in der sehr begabten Familie Breithaupt hat sich dieser Vorgang beispielhaft und in geradezu vorbildlicher Form verwirklicht. Es würde zu weit führen, der verschiedenen Mitglieder dieser Familie, die teilweise die mechanische Geschicklichkeit und die Erfindungsbegabung ihrer Vorfahren

geerbt haben, hier des Näheren zu gedenken. Jedenfalls wurde von dem Augenblicke an, als F. W. Breithaupt den ersten vollkommenen Grubentheodolit konstruiert hatte, von ihm die Herstellung von Theodoliten, Nivellier- und anderen geodätischen Instrumenten fabrikmäßig aufgenommen und in diesem Hauptfabrikationszweige hat sich dieses weit über hundert Jahre bestehende Unternehmen unbestrittene Weltgeltung erworben.

Aber die Kasseler feinmechanische Industrie blieb nicht auf das Breithaupt'sche Unternehmen beschränkt. Im Jahre 1863 empfahl der Kasseler Mechaniker Otto Fennel als erster die Anbringung von Zielfernrohren an Geschützen und Gewehren und aus seiner Werkstätte, die noch heute unter der sehr guten Ruf geniessenden Firma Otto Fennel Söhne besteht und ebenfalls vornehmlich geodätische Instrumente herstellt, gingen 1869 die ersten selbstreduzierenden Tachymeter für Geländeaufnahmen hervor. Vor dem Weltkriege waren auch die Hahn'schen Werke Ihringshausen bei Kassel ein florierendes Unternehmen auf dem Gebiete der Feinmechanik. Aus einer von den Brüdern Arved und Richard Hahn im Jahre 1871 gegründeten Werkstätte war dieses Unternehmen zu seiner späteren Bedeutung erwachsen. Diese beiden geschickten Mechaniker hatten sich [17] als erste ausschliesslich auf die Anfertigung militärischer Instrumente, wie Zielvorrichtungen, Richtvorrichtungen, Entfernungsmesser etc. eingestellt und so die Grundlage für eine ganz neue für das moderne Heerwesen ungemein wichtige Industrie geschaffen. So könnte man noch manche typische Beispiele dafür anführen wie die Erfindungstätigkeit Einzelner das Kasseler Wirtschaftsleben gerade auf diesem Gebiete befruchtete.

In diesem Zusammenhange verdient auch ein anderer grosser Erfinder, den Kassel sogar noch zu Zeiten des Landgrafen Karl beherbergte, ehrende Erwähnung. Es war der französische Arzt und Naturforscher Denis P a p i n , ein Schüler des berühmten französischen Physikers Huygens und ein Freund des deutschen Philosophen Leibniz, der wie so viele andere seiner Landsleute durch die Aufhebung des Ediktes von Nantes sein eigentliches Vaterland verloren hatte. Vom Landgrafen Karl zunächst als Professor der Mathematik und Experimentalphysik (1675-1698) nach Marburg berufen, musste er später ganz nach Kassel übersiedeln, da der Landgraf für seine zu den Erfindungen führenden Experimenten das grösste Interesse bekundete und ihm alle Erleichterungen für seine Versuche zu bieten suchte. So wurde Kassel Papin's zweite Heimat. Landgraf Karl muss schon ein Mann von nicht gewöhnlichen Eigenschaften gewesen sein. Ganz im Gegensatz zu anderen Fürstlichkeiten war er von einem ganz aussergewöhnlichen Tätigkeitsdrange beseelt. Sicher hatte er auch ein eminentes Talent für die Mechanik. Wenigstens interessierten ihn alle mechanischen Probleme, die im 18ten Jahrhundert die technisch interessierten Gemüter beherrschten. So setzte z. B. fast das ganze 18te Jahrhundert hindurch das Perpetuum mobile eine Menge geschäftiger und müssiger Köpfe in Bewegung und auch er suchte an der Lösung dieses Problems zu arbeiten. Mit Vorliebe und grosser Geschicklichkeit betrieb er die Drechslerei und in einer Kammer unter dem Schlossthor pflegte er dieses Handwerk auszuüben. Man muss dies alles vorausschicken, um seine Leidenschaft zu verstehen, Merkwürdigkeiten und Raritäten der verschiedenen Art – und zwar vornehmlich auf dem Gebiete der Mechanik – zusammenzubringen und in einer Sammlung der sog. Kunstkammer, die

damals in Deutschland so eine Art „Deutsches Museum“ wie das in München – allerdings kleinsten Formats – war, der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. In jener Zeit war tatsächlich die Kunst- kammer eine Kasseler Sehenswürdigkeit ebenso wie sein Modellhaus, das später durch einen Brand vernichtet wurde, in Deutschland kaum seinesgleichen hatte.

Die Kunst- kammer in Kassel enthielt – nach Vehse’s Geschichte der deutschen Höfe – die kostbarste Sammlung von Instrumenten zur Geometrie, Astronomie, Civil- und Kriegsbaukunst, ferner ein copioses [sic] optisches Cabinet, Fernrohre, Mikroscope und dergleichen bis herab zu den Zauberlaternen; sodann unter anderem eine Schnellwage, die 150 Centner auf einmal abwog; es gab ferner die künstlichsten Uhren mit dem Kopfe wackelnden und mit einem Stabe beim Umwandeln die Stunden anzeigenden Männchen, Uhren mit Glockenspielen; ferner Brennspiegel aus Stein und Alabaster, Vexierspiegel, unter anderem einen Hohlspiegel, der so stark vergrösserte, dass es schien, als stehe der Gegenstand vor dem Glase auswärts. Die Kunst- kammer enthielt als ein besonderes Kunststück ein Pferd von Leder mit Sattel und Zeug: es war mit Wind gefüllt und der Erfinder, ein hessischer Landspritzenmeister, ritt auf demselben in der Fulda herum, mittels vier Gewichten in den Beinen erhielt er sich im Gleichgewichte. Diese Kunst- kammer barg die curiosesten Curiositäten; unter anderem enthielt sie eine Sammlung der aufs schönste geschnittenen Strausseneier, Brustbilder des Landgrafen und seiner Gemahlin in Alabaster, in Glas gegossen, ja sogar sah man Karl in Stahl geschnitten, etwa einen Schuh hoch, geharnischt, mit so feinen Manchetten als wären es Spitzen. Ferner gab es einen ganzen Saal mit einem Wachskabinett aller Landgrafen seit dem grossmütigen Philipp. Sogar die musikalischen Instrumente der Alten nach Angabe Athanasius Kircher’s [18] in seiner Musurgia und nach Meibom’s Beschreibung liess der curiose Herr nachmachen. Alles dieser Gattung aber übertraf das berühmte Katzenklavier, eine höchst eigne Erfindung des Landgrafen. Vierzehn Katzen von verschiedener Grösse und Alter wurden in einen Kasten so eingesperrt, dass jede abgesondert sass und den Schwanz heraussteckte. Wenn nun das Klavier gespielt wurde, so stachen die spitzigen Tasten in die Schwänze der verschiedenen alten und grossen, jungen und kleinen Katzen ein, und das mannichfaltige Geschrei der vierzehn gestochenen Bestien produzierte die allerdings in ihrer Art einzige Katzensymphonie. ...

Als eine eigne Erfindung des Landgrafen Karl wurde auch ein in der Kunst- kammer aufgestellter Apparat ausgegeben, den man als Urbild eines Personenaufzuges bezeichnen kann. In Frankfurt hatte der Landgraf Karl in dem Patrizier Joh. Armand von Uffenbach insofern einen Konkurrenten als auch dieser ein Sammler war, dessen Leidenschaft und Neigungen sich in vieler Hinsicht mit denen des Landgrafen Karl begegneten. Dieser Frankfurter Patrizier war besonders darauf bedacht, sich eine Bibliothek von Büchern, die mathematische, physikalische, technische und ikonographische Probleme behandelten und die er auf seinen vielen Reisen ausfindig machte, anzulegen. Es muss ein hochgebildeter Mann gewesen sein, der sich weit über den philiströsen Geschmack seiner Zeit erhob. Auf seinen Reisen kam er natürlich auch öfters nach Kassel und besichtigte die Kunst- kammer, in der ihn der erwähnte Personenaufzug ganz besonders zu interessieren schien. In seinem Tagebuche einer „Spazierfarth durch die Hessische in die Braunschweig-Lüneburgischen Lande (1728)“ gibt er

eine ganz ausführliche Beschreibung dieses Fahrstuhl-ähnlichen Apparates, die er durch eine beigegebene Zeichnung noch wesentlicher verständlicher macht. Diese Beschreibung und Zeichnung werden auch heutige Leser noch wegen des Kuriositätswerts dieses Urahnens eines Personentransportstuhles interessieren. In Uffenbach's Tagebuch hiess es also:

„... In der Mitten des Zimmers aber war eine Curiosität, wornach ich insonderheit gefragt hatte, nemlich ein grosser achteckender Blasebalg, auf welchem eine Gesellschaft sitzen und sich samt dem Tisch stockwerk hoch in die obere Buchte, so über dem Zimmer war, heben und blasen lassen konnte. Es ist eine Erfindung des regierenden Herrn, so es anstatt der Treppen an verschiedenen Orten seiner Lusthäuser anbringen wollen. Es würde aber meines Erachtens viele Schwierigkeiten gehabt haben, denn ohne die Hinfälligkeit der Blasebälge, so immer wandelbar werden und den Wind bey einer draufliegenden Last nicht halten, folglich allmählich nachlassen und die Maschine von selbst heruntersinken machen, zu gedenken, so gehören viele Menschen, die untern Blasebälge zu treiben, dazu, und ist überdas eine unschickliche sperrige Sache, die sich ohne Missstand nicht leicht anbringen lässt so dass ich die Sache vor weit ingenioser mir eingebildet, als sie hernach bei dieser Besichtigung gefunden. Sie besteht, wie hier nachfolgende Abzeichnung es ausweist, aus einem achteckenden, vielmahls zusammengefalteten Blasebalg „a“, dessen Oberfläche ein starkes Brett, die Seiten aber dünne Bretter mit Leder überzogen, wie bey gemeinen Orgelblasbälgen bräuchlich ist. In dem unteren Boden, so wiederum ein starkes Brett, das fest angemacht ist, befindet sich ein oder etliche Ventile, welche den Wind, der durch zwey grosse Schmidblasbälge „b“ so darunter liegen, einlassen, folglich also das obere Brett des achteckenden Blasebalges allmählich erheben und die darauf befindlichen Personen hinaufbringen. Damit aber dasselbe nicht hin und her wanke und recht horizontal hinaufsteige so ist das ganze Werk zwischen vier aufgerichtete Pfosten, an welchen besagtes Brett sich mit Armen und Rollen „d“ bewegt und in gleicher Linie hinangehet, befestiget und eingeschlossen. An einer Seiten gehet aus dem oberen Blasebalg eine dicke blecherne und mit einem starken messingen Hahnen versehene Röhre „e“ in die Höhe, durch welche man den Wind nach Belieben auslassen und die Maschine wieder heruntersinken machen kann, so aber dieses Mahl kaum nöthig war, indem der Blasebalg so schadhafft gewesen, dass [19] er den Wind von selbst fahren lassen und die Maschine nicht in der Höhe bliebe. Die beyden Gestelle „f“ dienten, die untere Blasbälge „b“ durch die langen Stangen „g“ desto leichter zu ziehen und dieses wäre das ganze Geheimnuss, wovon schon so Vieles reden und loben hören, das aber meiner Erwartung wenig Genüge gethan. ...“

Die wissenschaftlichen Forschungen im 18ten Jahrhundert auf mechanischen, insbesondere physikalischen Gebiete haben das Zeitalter der Maschine vorbereiten helfen und überhaupt erst ermöglicht. Die Entwicklung, den die Technik einmal nehmen würde, hatte aber zur Zeit des Landgrafen Karl kaum noch jemand geahnt. Trotz aller seiner mechanischen Begabung war es wohl bei diesem Fürsten mehr die Freude am Experiment, dass er sich Papin an seinen Hof holte und demselben immer neue Aufgaben stellte. Jedenfalls war es Papin, der als erster darauf hingewiesen hatte, dass man durch Niederschlagen von Wasserdampf einen luftverdünnten Raum erzeugen könne. Damit

war der Weg, der zur Erfindung und Vervollkommnung der atmosphärischen Dampfmaschinen führte, vorgezeichnet und damit hatte eigentlich – wenn auch vorläufig nur in der Theorie – das Maschinenzeitalter in Kassel begonnen. Schon in einer Schrift aus dem Jahre 1695 hat er die Konstruktion einer Pumpe beschrieben, deren Kolben durch Wasserdampf in Bewegung gesetzt wurde und dargetan, dass dieser Kolben das Mittel zur Übertragung der Dampfkraft auf andere Maschinenteile bilde. Im Wesentlichen war also damit die spätere Kolbendampfmaschine vorausgeahnt und in ihren Grundzügen von ihm erfunden. Die vielfachen Verwendungsmöglichkeiten der von ihm entdeckten Dampfkraft hatte Papin wohl erkannt, auch viele Entwürfe und Pläne für solche Kraftmaschinen ausgearbeitet und vielleicht auch schon Modelle und Maschinen hergestellt. Aber das Schicksal hatte ihm die unentbehrlichen Mitarbeiter zur Verwirklichung seiner Entwürfe versagt. Während des Baues der Maschinen, wobei er alle Arbeiten selbst ausführen musste, schrieb er am 23. März 1705 an Leibniz:

„... Ich kann es Ihnen versichern, je mehr ich vorwärts komme, umso mehr sehe ich mich instande, den Wert dieser Erfindung zu schätzen, die der Theorie nach die Kräfte der Menschen ins Unendliche steigern muss. Was aber die praktische Seite anbelangt, so glaube ich ohne Übertreibung behaupten zu dürfen, dass mit Hilfe dieses Mittels ein einziger Mensch die Arbeit von sonst Hunderten verrichten wird. Allerdings gebe ich zu, dass Zeit dafür erforderlich sein wird, um es bis zu dieser Vollkommenheit zu bringen. Sie können überzeugt sein, dass ich alles tun werde, was in meinen Kräften steht, damit die Sache gut und zur Zufriedenheit von statten geht, obwohl man hier nur schwer einigermaßen brauchbare Arbeiter erhalten kann. Indessen hoffe ich, dass mit Gottes Hilfe die Geduld endlich über alle Schwierigkeiten siegen wird.“

Übrigens sollte die Maschine, wie aus dem Briefwechsel Papin's mit Leibniz und Huygens hervorgeht, noch den Vorteil der selbsttätigen Steuerung haben zur Ersparnis der Person, die die Hähne abwechselnd zu drehen hätte. In Wirklichkeit war Papin bemüht, den Landgrafen dafür zu gewinnen, dass tüchtige Mechaniker herangebildet werden, damit er selbst aus den Laboratoriumsversuchen herauskam. Doch für eine derart ernste Richtung von Papin's Bestrebungen war Landgraf Karl nicht zu haben. Der Spieltrieb war bei ihm das bestimmende Motiv. Für Kraftmaschinen lag ja auch damals noch kein eigentliches Bedürfnis vor. Man begnügte sich damit die vorhandenen Naturkräfte wie den wehenden Wind und das fallende Wasser auszunutzen und die Versuche Papin's, dem Fürsten zu beweisen, dass der Dampf die Kraft der Zukunft sei, waren gänzlich nutzlos. Doch für eine Wasserkunst hatte der Landgraf Interesse. Die musste ihm Papin bauen. In einem neuerdings erschienenen Buche „Die eisernen Engel“ von Walter Kiaulehn im Verlag Ullstein ist genau beschrieben, wie Papin diese Aufgabe löste. In der Tat funktionierte die Dampfpumpanlage im ersten Augenblick ganz prächtig. Papin sah die Wassersäule zweimal oder dreimal hochsteigen, dann aber trat bei der Unzulänglichkeit der Einrichtungen die Katastrophe ein.

[20] Die Steigeleitung war undicht geworden. Man versuchte zwar die Risse mit Lumpen abzudichten, aber der Druck des Dampfes war zu stark und die Steigeleitung barst auseinander und der Bau wurde völlig Überflutet. Unter anderem beauftragte ihn der Landgraf auch nach einigen mißglückten Versuchen ein Boot zu bauen, dass auch unter dem Wasser fahren könnte, also das

Urbild eines Unterseebootes. In Wirklichkeit tauchte auch das Boot unter und tauchte mit Papin und seinem Gehilfen wieder auf und Papin brachte im Innenraum ein brennendes Licht mit nach oben. Das soll schon 1692 gewesen sein. Zweihundert Jahre später fand die erste Versuchsfahrt des Bauer'schen Unterseebootes statt.

Verhängnisvoll wurde es für Papin dass er das Unglück hatte, sich die Gunst des Landgrafen zu verscherzen durch einen Vorfall im Juli 1707. Bei einem seiner Versuche ereignete sich in Gegenwart des Fürsten eine das Leben des Letzteren gefährdende Explosion. Obwohl ihm der Landgraf Karl – zu dessen Ehre sei es gesagt – sein Wohlwollen nicht entzog, war für Papin keines Bleibens mehr in Kassel. Er siedelte nach England über, ohne auch dort die erwartete Anerkennung noch Dank für seine erfinderische Tätigkeit, die der Menschheit ganz neue Bahnen weisen sollte, zu finden. Eine tragische Gestalt mehr unter den Erfindern starb er dort unter recht dürftigen Verhältnissen. In Kassel hat die Nachwelt erst nach beinahe 200 Jahren ihn durch die Errichtung des Papinbrunnens vor dem Naturalienmuseum, dem ehemaligen Kunsthause, seiner vermutlichen Wirkungsstätte, zu ehren gewusst.

In der Geschichte der Kraftmaschinen reiht man den französischen Arzt, Naturforscher und Physiker Denys Papin seiner Bedeutung nach zwischen den Deutschen Otto von Guericke und die Engländer Thomas Savery wie Thomas Newcomen ein. Als ihm die Erfindung des Kochtopfes mit Sicherheitsventil für verschieden hohen Druck (Disgestor oder auch Papin'scher Topf wie er später genannt wurde) glückte, ahnte Papin sicherlich noch nicht, welche ungeheure Kraft dem Dampf innewohnt, aber das Gesetz von der Abhängigkeit der Siedetemperatur vom Druck wurde ihm dadurch bekannt. Wissen konnte Papin ebensowenig, dass er mit seiner im Jahre 1674 geschaffenen Konstruktion einer Wasserexplosionspumpe als erster tatsächlich schon das Prinzip der erst um 1873 aufkommenden Explosionsmotore gefunden hatte.

Der im Hofe der Landesbibliothek aufbewahrte Dampfzylinder, der 1699 in der Eisenhütte Veckerhagen gegossen sein soll, wird als zu seiner erstgebauten Dampfmaschine, die aber durch Eisgang restlos vernichtet wurde, gehörig bezeichnet. (Übrigens wurde dieser Dampfzylinder im alten Giesshause der Firma Henschel und Sohn viele Jahrzehnte als Behälter für Formsand verwendet und später dem Landesmuseum als historische Merkwürdigkeit überlassen). F. M. Feldhaus, der Verfasser der „Kulturgeschichte der Technik“ bezweifelt indes, dass der Dampfzylinder zu dieser Maschine gehörte, denn nach dieser Quelle soll die von Papin im Jahre 1706 erbaute zweite Maschine einen viel kleineren Zylinder gehabt haben und der oben erwähnte Dampfzylinder soll von einer Dampfmaschine, die im Jahre 1705 im Auftrag des Landgrafen von Hessen durch den hessischen Hauptmann Joh. Hch. Weber aus England herüber geholt und auf der Kasseler Wallmauer aufgestellt wurde, herrühren. Bis ins Jahr 1765 war sie dauernd in Betrieb und ist nach Feldhaus überhaupt die erste Dampfmaschine Deutschlands gewesen, die so lange Zeit im Betriebe war.

Mit einem gewissen Stolz hat man immer in Kassel darauf hingewiesen, dass Papin mit dem von ihm erbauten Dampfschiffe die Fulda bis Münden hinuntergefahren sei, wo es dann von den Schiffern zerstört wurde, aber vor der ersten Geschichtsforschung hat dieses von Generation zu Generation überlieferte Ereignis nicht standgehalten. Ja, die Annahme, dass es sich um ein durch Dampfkraft bewegtes Schiff – wie es die einen behaupten – handelte, wird von anderen als reichlich mythisch

hingestellt. Nach diesen war das von Papin ausschliesslich zu Versuchen konstruierte und nur mit Rudern und Rädern versehene Schiff ohne jegliche Dampfmaschine. Es war in der Tat nur eine mechanische, von Menschenkraft in Bewegung gesetzte Rudereinrichtung [21] in dem sagenhaften Dampfschiffe vorhanden. Ganz sichere Klarheit wird hierüber wohl niemals zu gewinnen sein. Aber selbst die fruchtbarsten Ideen verkümmern, wenn der Boden für ihre Auswirkung noch nicht genügend vorbereitet ist und selbst die hochfliegenden Pläne und Entwürfe Papin's zu jener Zeit, die einfach noch nicht reif für ihre Verwirklichung war, vermochten nicht das gewerbliche und industrielle Leben Kassels irgendwie zu beeinflussen noch zu befruchten. England verstand es schon eher – Newcomen, der Erbauer einer der ersten Dampfmaschinen soll mit den Papin'schen Ideen völlig vertraut gewesen sein – die Erfindungen zu seinem Nutzen und zur industriellen Beherrschung der Welt auszubeuten. Aus der Korrespondenz, die Papin mit dem Philosophen Leibniz führte, geht übrigens auch hervor, dass eine in England patentierte und von Savery gebaute Dampfmaschine auf Papin'schen Ideen beruhte. Wenn auch Papin's Erfolge in keinem Verhältnis zu seiner ausgesprochenen Genialität standen, so ist es nach einer umfassenden Arbeit Gerland's wohl als erwiesen anzusehen, dass Papin einzig und allein der Erfinder der Dampfmaschine ist und dass die denkwürdigen Versuche der ersten Dampfmaschine *vor nun mehr als 230 Jahren* in Kassel stattgefunden haben. Selbst James Watt, der eigentliche Vollender der Dampfmaschine, hat über Papin gesagt, dass er das grösste Genie unter den Vätern der Dampfmaschine gewesen sei.

Wie so vieles interessante Kulturgut, das gerade Kassel besass, in der westfälischen Zeit unter Jérôme zu Grunde ging, so sind auch die meisten Papin'schen Apparate verloren gegangen.

Interessant ist es auch etwas von einem Zeitgenossen über Papin zu hören. Was der schon vorhin zitierte Frankfurter Uffenbach über ihn berichtet, zeigt zur Genüge, wie wenig man zu seiner Zeit den Wert seiner Erfindungen zu würdigen wusste. Ja, man hielt ihn geradezu für einen Narren und verlachte ihn. Uffenbach schreibt über ihn folgendes: „... Des bekannten Papin's Grillen waren alhier in wahrem Original schier die meisten, wodurch er sich, wie viele seinesgleichen, so viel Ruhm erworben, dass er zuletzt heimlich davon gegangen und sich schamroth aus dem Staube gemacht. Man verdenke mir also nicht, dass ich von denen vielen Schöpf- Truck- und Wasserwerken, Hand-Ross- Säge- Walck- Mahl- und Polirmühlen, Feuerspritzen[,] Maschinen über und unter dem Wasser zu gehen, Pontons, Artillerieeinfällen, Schiffen und anderen Zeugen nichts beschreibe, inmassen der Aufsichter selbst von allen, wornach ich fragte, mir vor Lachen kaum die Erläuterung geben konte, und jedes Mahl schlosse: Es hat aber nicht gut gethan. ...“

An einer anderen Stelle schreibt allerdings Uffenbach:

„... Des Papin's *wunderbahre* Erfindungen von Schiffen und insonderheit sein Topf, darin die Beine zu Brey gekocht werden können, von einen sehr grossen und ungewöhnlichen Format nebst verschiedenen andern Sachen waren hier gleichfalss zugegen. ...“

Nach einem Jahrhundert etwa sollte aber in Kassel auf diesem Spezialgebiete der Technik ein neues Erfindungsgenie, das dazu noch ein Kasseler Kind war, auftauchen und für die spätere industrielle Entwicklung der Stadt ungeahnte Bedeutung gewinnen, ja, es schien so, als ob der Genius

loci, der sich durch Papin's Wirken dereinst in Kassel offenbarte, wieder in anderen Formen und Ideen in Erscheinung treten sollte.

Wer weiss, ob in der einstigen, stillen, kurhessischen Residenz, wo insbesondere dem letzten Landesherrn immer eine Art Schauer über den Rücken lief, wenn er wieder im Weichbild der Stadt einen neuen Fabrikschornstein aus der Erde wachsen sah, ja, die industrielle Entwicklung zu einer so achtunggebietenden Höhe gediehen wäre, wie sie schon seit vielen Jahrzehnten erreicht wurde, hätte da nicht ein oft künftige Geschicke mitbestimmender Zufall hineingespielt. Denn ein Zufall mag es gewesen sein, dass der im Jahre 1777 auf der Wanderschaft [22] begriffene und selbst einer alten Glockengiesserfamilie entstammende Stückgiessergeselle aus Giessen Georg Christian Carl Henschel, als er in Kassel im alten Giesshaus am Ahneberg bei dem landgräflichen Stück- und Rotgiesser Joh. Friedr. Anton Storck vorsprach und um Beschäftigung bat, diese auch wirklich fand. Wie leicht hätte auch der junge Geselle eine abschlägige Antwort erhalten können und wäre gezwungen gewesen, weiterzuwandern, um anderswo sein Glück zu versuchen. Die industrielle Physiognomie Kassels trüge gewiss heute andre Züge. Aus dem Gesellen des Stückgiessers Stork wurde der junge Henschel bald dessen Teilhaber und Schwiegersohn. Nicht lange dauerte es, da wurde auch eine Privatgiesserei errichtet und nach Storcks Tode im Jahre 1793 wurde der einstige Geselle der alleinige Besitzer dieser Giesserei. Trotz seines winzigen Umfanges war die Leistungsfähigkeit des jungen Unternehmens, das noch vom Landgrafen Friedrich dem Zweiten privilegiert wurde, recht vielseitig. Blieb allerdings der Glockenguss die Haupteinnahmequelle, so gingen aus der kleinen Giesserei auch grosse und kleine Kanonen hervor. Es wurden Stossmörser und andere Gegenstände fabriciert. Um 1786 herum gelang die Erfindung einer brauchbaren Feuerspritze und im Laufe der nächsten Jahrzehnte versorgte Henschel fast alle Ortschaften Kurhessens mit seinen Feuerspritzen. In seinen Aufzeichnungen hat Georg Christian Carl Henschel über die erste Feuerspritze folgendes vermerkt:

„Diese Maschine ist von Vielen meritiert worden und habe sie Ano 1788 an den H. magistrat nach Cittau Verkauft und ist mir zu 22 stück luitors bezalt worden, habe sie aber bis nach Leibsig transportieren müssen und habe bis nach Leibsig 4 rthl bezahlt. ...“

Dieser schon sehr unternehmungslustige *erste* Kasseler Henschel erbaute übrigens auch das erste Bleiwalzwerk in Deutschland. Seiner Ehe mit Friedrike Stork entsprossen zwei hochbegabte Söhne, von denen der ältere Carl Anton Henschel geb. 1780 ein ausgesprochenes Erfindungstalent, insbesondere auf maschinentechnischem Gebiete war, auf das ich schon vorhin hinwies und der jüngere Joh. Werner Henschel geb. 1782 ein berühmter Bildhauer wurde. Beide Söhne traten später in das väterliche Geschäft ein und wurden dann, nachdem sich der Vater mehr und mehr vom Geschäft zurückgezogen hatte, die eigentlichen Gründer des heute in der ganzen Welt bekannten industriellen Unternehmens, das gleichzeitig zu den grössten Deutschlands zählt. Im Jahre 1810 wurde die Maschinenfabrik Henschel und Sohn gegründet. Ein Jahr später errichtete Friedr. Krupp in Essen eine Gussstahlfabrik und was der Name Krupp für die industrielle Entwicklung Essen's bedeutet, ist allbekannt. Im analogen Sinne darf man wohl sagen, dass ohne den Erfindergeist eines Carl Anton Henschel und ohne die Tatkraft seiner tüchtigen Nachkommen in Kassel kaum der industrielle Aufschwung eingetreten wäre, durch den die einst so ängstlich ihren Residenzcharakter wahrende Stadt im deutschen Wirtschaftsleben schliesslich zu einem bedeutsamen Factor geworden ist.

Schlicht und einfach im Leben besass der Oberbergrat Carl Anton Henschel, abgesehen von seiner geradezu an einen Papin gemahnenden Erfindergabe ein so reiches technisches Wissen, dass der kurhessische Staat seine Dienste nicht missen zu können glaubte und so wurden seine mehrfachen Gesuche um Entlassung aus dem Staatsdienste, die er damit begründete, dass er sich dann besser dem väterlichen Unternehmen widmen könne, stets abschlägig beschieden, ihm aber die Teilhaberschaft an der von ihm mitgegründeten Fabrik nicht nur gestattet, sondern ihm alle möglichen Freiheiten zur Leitung derselben gewährt. Durch seine in damaliger Zeit Aufsehen erregenden Erfindungen drang sein Ruf auch ins Ausland und es wurden genug Versuche unternommen, ihn zu gewinnen. Carl Anton Henschel blieb aber seiner Heimat treu und unter seiner kundigen Leitung wuchs und blühte das väterliche Unternehmen.

Von den vielen seiner Erfindungen und Konstruktionen haben Saug- und Druckwerke, Turbinen, Röhrendampfkessel, Hochdruckdampfmaschinen meistens sofort in den dafür geeigneten Betrieben praktische Verwertung [23] gefunden.

Im Deutschen Museum in München steht die erste von ihm erfundene Turbine. Ehe die heutige Weltfirma Henschel und Sohn, deren Keimzelle die schon erwähnte von dem ersten Kasseler Henschel im Hofe des noch heute bestehenden Freyhauses Weserstr. 2 errichtete Privatgiesserei war, den Weg fand; sich fast ausschliesslich auf den Lokomotivbau zu beschränken, sind abgesehen von den bereits genannten Erzeugnissen die verschiedenartigsten Maschinen und Konstruktionen Gegenstand der vielseitigen Fabrikation des ganz organisch gewachsenen Unternehmens gewesen, u. A. hydraulische Maschinen jeder Gattung, Gebläse für Eisenhütten, Walzwerke, hydromechanische Pressen, Saftpresen, Buchdruckerpressen, Tabakschneidmaschinen, Mühlenwerke, Werkzeugmaschinen aller Art, Eisenkonstruktionen wie Brücken, Kuppeldächer etc. Die ersten in Deutschland für die Nürnberg-Fürther Eisenbahn verwandte Dampflokomotive „Adler“ stammten noch von dem grossen englischen Lokomotivbauer Stephenson, der wohl in der Anfangszeit der Eisenbahnen die meisten Lokomotiven nach Deutschland lieferte. Aber schon im Jahre 1838 wurde in der Maschinenfabrik Übigau Dresden eine durchaus brauchbare Dampflokomotive die „Saxonia“ gebaut. Wenn erst 10 Jahre später Henschel seine erste Lokomotive zur Lieferung fertiggestellt hatte, so lag das mehr an der Rückständigkeit des kurhessischen Staates, der sich erst – wie schon an anderer Stelle hervorgehoben – sehr spät zum Eisenbahnbau entschloss. Carl Anton Henschel hatte sich schon verhältnismässig zeitig, vielleicht früher als irgend ein anderer Deutscher, mit dem Eisenbahnwesen befasst. Schon 1803 hatte er Pläne für die Anwendung der Dampfkraft bei Strassenfuhrwerken ausgearbeitet. Im Jahre 1816, als noch nirgends in Deutschland an einen betriebstüchtigen Dampfwagen gedacht wurde, hatte er im Freyhouse dem Kurfürsten das Holzmodell zu seinem Dampfwagen vorgeführt. In den beiden Kassler Eisenbahnvereinen, die sich zum Ziel gesetzt hatten den Eisenbahnbau zu propagieren und von denen schon vorher die Rede war, spielte natürlich Carl Anton Henschel eine sehr gewichtige Rolle und in der Tat darf man in ihm den ältesten Pionier des kurhessischen Eisenbahnwesens erblicken. Schon im Jahre 1832 oder 1833 machte er eine Studienreise nach England, zu der er von einem der beiden Eisenbahnvereine und den hessischen Ständen eine finanzielle Beihilfe von 200 Thaler erhielt. Hier in England lernte er Stephenson, den Vater des Lokomotivbaues, persönlich kennen und machte sich alle in England bereits auf diesem Gebiete gesammelten Erfahrun-

gen zu eigen, die er dann zur gegebenen Zeit in seiner Fabrik zu verwerten gedachte. Vielleicht war es auch eine Auswirkung der englischen Studienreise, dass Henschel im Jahre 1843 ein Dampfschiff erbaute. Wenn man auf Grund historischer Forschungen berechtigt ist, bei dem vielfach als Dampfschiff angesprochenen Versuchsfahrzeug, mit dem Papin die Fulda nach Münden hinunterfuhr, an einen Mythos zu glauben, so steht doch bei dem von Henschel gebauten Dampfschiffe „Eduard“ absolut fest, dass es der erste Dampfer war, der auf der Fulda zwischen Kassel und Hann. Münden verkehrte. In Gemeinschaft mit Chr. Wüstenfeld Sohn, Hann. Münden baute Henschel noch zwei weitere Dampfschiffe, um aber später sich diesem Fabrikationsgebiete nicht mehr zuzuwenden. Belustigend ist indes, was die Chronik meldet, als der Dampfer „Eduard“ die Fahrt Münden - Kassel zum zweiten Male gemacht hatte und in Kassel am Wesertor anlegen wollte. An der Anlagestelle erwartete die hohe Polizei den Dampfer und verhinderte im allerhöchsten Auftrage die Landung, dem Kapitän bei Überschreitung des Verbotes die Verhaftung androhend. Natürlich kehrte der damalige Kapitän Winkelmann prompt wieder um, fuhr nach Münden zurück und Kassel sah den Dampfer „Eduard“ niemals wieder. Der Personendampfschiffahrt zwischen Kassel und Münden war damit der Todesstoss versetzt. Und was war nun der Grund für diese verkehrsfeindliche Anordnung? Bei der ersten Landung hatte der Schornstein des Schiffes stark gequalmt und dadurch die in den Wäschereien vor dem Wesertor aufgehängte Wäsche beschmutzt. Eine so-[24]fortige Beschwerde bei dem Kurfürsten hatte das drakonische Verbot, wonach jede weitere Landung des Dampfers im Gebiet der Residenzstadt bei Strafandrohung und Verhaftung des Kapitäns untersagt wurde, zur Folge. Das Sauberkeitsbedürfnis der Kasseler Wäscherinnen hatte beim Kurfürsten über einen wesentlichen Verkehrsfortschritt gesiegt.

Am 29. Juli 1848 wurde von Henschel und Sohn die erste Lokomotive, der „Drache“ wie sie hiess an die hessische Friedrich Wilhelm Nordbahn abgeliefert. Man kann sich lebhaft vorstellen, dass Kassel damals sehr stolz auf dieses stattliche Erzeugnis heimischen Gewerbefleißes war. In der Geschichte des Henschel'schen Unternehmens bedeutete aber diese erste Lokomotive einen un-
gemein wichtigen Wendepunkt, denn von nun an wurde das ganze Schwergewicht der Fabrikation auf den Lokomotivbau gelegt und schon nach 12 Jahren ging die 50ste Lokomotive aus dem Werke hervor. Unvorstellbar sind für uns heute die Schwierigkeiten, die der Transport der Lokomotiven von der Werkstatt nach dem Bahnhof verursachte. Der Bau einer Fabrikanlage am Möncheberg, die gewissermaßen den Kern der auch heute noch in derselben Gegend befindlichen Stammfabrik bildete, wurde in den dreissiger Jahren in Angriff und 1837 in Betrieb genommen. Das ursprüngliche Wohnhaus und die alte Giesshalle, die heute als Werksmuseum Verwendung findet, stehen noch heute. Diese erste grössere Fabrikanlage lag natürlich vor dem Stadthore. Als nun nach mehr als einem Jahrzehnt die Transportfrage so gewaltiger Maschinen wie die damaligen Lokomotiven bereits waren, akut wurde, da waren alle möglichen Vorbereitungen und Vorkehrungen zu treffen, um die Maschinen zunächst durch das enge Stadthor und durch die Stadt über hügeliges Gelände nach dem höhergelegenen Bahnhof zu schaffen. Recht anschaulich beschreibt von Kiekebusch in seiner „Chronik der Familie Henschel“ den Transport der ersten Lokomotive.

Halb Kassel war unterwegs, als der „Drache“ von dem Fabrikgelände durch die Stadt nach dem Bahnhof geschleppt wurde. Die Lokomotive stand auf einem eigens für diesen Transport gebauten

Wagen mit Winden und Hebezeugen, da das Strassenpflaster verschiedentlich unter dem schwerfälligen Ungetüm nachgab. So bewegte sich der imposante Zug unter dem Brüllen und Peitschengeknall des dicken Fuhrmann Vollmar durch das schmale holländische Thor auf der unteren Königstrasse über den Königsplatz die steile Kölnischestrasse hinauf zum Oberstadtbahnhof. Volle acht Tage hatte dieser eigenartige Transport in Anspruch genommen, da man zuvor eine tragfähige Brücke über die Ahna schlagen und die schlechten Wege mit Blechen und Brettern belegen musste, um den eisernen Drachen fortbewegen zu können. Auf dieselbe primitive Weise wurden auch noch in den nächsten Jahren die Lokomotiven zum Bahnhof befördert, wobei es mitunter vorkam, dass die grosse Anzahl Pferde auf dem Königsplatz erheblichen Schaden anrichteten, wenn sie zur Zeit der Messe in die zum Verkauf aufgestellten Töpfe und Porzellane hineingerieten. Erst im Jahre 1872 wurde ein Schienenstrang zur bequemen Beförderung der Maschinen von der Fabrik zum Unterstadtbahnhof gelegt:

„In fast allen von alten Kasselanern geschriebenen Lebenserinnerungen wird des Transportes der Henschellokomotiven durch die Stadt, wie er vorstehend von Herrn von Kiekebusch gelegentlich der Beförderung der ersten Lokomotive des „Drachen“ geschildert wurde, immer als eines Ereignisses gedacht, das insbesondere die junge Welt gefesselt hat, aber auch die sonstige schaulustige Bevölkerung herbeilockte. Wenn die sonst so stille Stadt von dem Lärm erfüllt wurde, den der wuchtige, durch die Strassen ratternde Rollwagen mit seiner Riesenlast verursachte, erzitterten die Hauswände und klinkten die Fenster, ja, das Strassenpflaster bog sich geradezu. Dieser ganze Spektakel war wohl geeignet, auf das Sensationsbedürfnis der Jugend ganz besonders zu wirken.

Vermittels einer oft mehr als 10 m. langen Kette, an der die Zugschwengel für die Bespannung befestigt waren, zogen sechzig bis achtzig, ja hundert Pferde [25] unter den dauernden Hüh und Hott Rufen der beiden recht wohlhabenden Fuhrherren Vollmer und Horchler – die aber ebenso wie ihre peitschenknallenden Fuhrleuten in einfachen blauen Kitteln einhergingen – die ungeheure Last durch die Strassen der Stadt zum Bahnhof. Auch als man längst für diese Riesentransporte genügende Erfahrungen gesammelt hatte, dauerte ein solcher Transport oft immer noch einen ganzen Tag. Erst nach Anlegung des Anschlussgeleises, der sich der letzte Kurfürst wohl auch stets widersetzt haben mag, verschwanden die sich von Zeit zu Zeit regelmässig wiederholenden Transporte, die nun auf bequeme Art und Weise vor sich gingen, ganz aus dem Stadtbilde. Im Jahre 1866 fand, als kaum die preussischen Invasionstruppen in Kassel eingezogen waren, ein alter Wunsch der Henschelwerke, der in kurfürstlicher Zeit nicht die geringste Aussicht auf Erfüllung hatte, sofortige Berücksichtigung. Das alte längst überflüssig gewordene, enge holländische Thor wurde niedergerissen und damit ein für die Strassentransporte ganz besonders lästiges Hindernis beseitigt. So kündete sich gewissermaßen symbolisch mit dem niedergerissenen Thor das Wehen einer neuen Zeit an, die auch für die industrielle Entwicklung Kassel's neue Hoffnungen erweckte.

Als Carl Anton Henschel im Jahre 1837 die neue Fabrik am Möncheberg in Betrieb genommen hatte, war schon sein 26jähriger Sohn als Teilhaber eingetreten, während Werner Henschel bereits 1826 aus der Firma ausgetreten war, um sich ganz seinen künstlerischen Bestrebungen zu widmen. Carl Anton Henschel zog sich 1845 ganz aus dem Geschäftsleben zurück. Den grössten Aufschwung erlebte dann das Unternehmen unter der energischen Leitung des schon in dem jugendlichen Alter von 23 Jahren zur Leitung berufenen Oskar Henschel und die aufsteigende Linie der Entwicklung hat

dann mit wenigen, durch allgemeine Wirtschaftskrisen bedingte Unterbrechungen bis in unsere Tage angehalten. Nach dem im Jahre 1894 erfolgten Ableben des noch im besten Mannesalter stehenden Oskar Henschel, der schon 1875 zum Geh. Kommerzienrat ernannt wurde (– den ihm gleichzeitig angebotenen Erbadel lehnte der aufrechte, auf seinen bürgerlichen Stand stolze Mann ab –) übernahm seine Wittve Sophie Henschel unter der Assistenz des überaus tüchtigen Baurates Schäffer die Oberleitung und erwarb sich dadurch grosse Verdienste um das weitere Blühen und Gedeihen des für das Kasseler Wirtschaftsleben so ungemein wichtig gewordenen Werkes. Dem äusserst wohltätigen Sinne dieser edlen Frau dankt die Stadt Kassel alle möglichen Wohlfahrtseinrichtungen, für die sie Millionensummen opferte. Auch ihr wurde der Adel dreimal angeboten, ohne dass sie sich zur Annahme entschliessen konnte. Sie blieb auch in dieser Hinsicht der Familientradition treu.

Als ich im Jahre 1899 nach Kassel übersiedelte, kam mir sofort die Bedeutung dieses Werkes zum Bewusstsein, als gerade zu dieser Zeit in den Zeitungen die Herstellung der 5000sten Lokomotive als ein bemerkenswertes Zeichen für die Prosperität dieses Werkes, das längst als die bedeutendste Lokomotivfabrik in Europa galt, gepriesen wurde. Nachdem dann im Jahre 1900 der nun auch schon seit vielen Jahren verstorbene Geh. Kom.-Rat Dr. ing. Carl Henschel als noch junger Mann als Teilhaber eingetreten war, erfuhr das Werk in den darauffolgenden Jahren durchgreifende Umbauten und bedeutende Erweiterungen und zwar in einem solchen Umfange, dass die Fabrikationsmöglichkeiten innerhalb elf Jahren die Erstellung von weiteren 5000 Lokomotiven zuliesse, denn im Jahre 1910, in welchem das Unternehmen sein hundertjähriges Bestehen feiern konnte, fuhr die 10000ste Lokomotive aus dem Werke heraus und dieses Fabrikationstempo steigerte sich auch während der nächsten anderthalb Jahrzehnte noch ganz erheblich, da bis zum Jahre 1927 als ich Kassel verliess weit über 20000 Lokomotiven hergestellt wurden. Der Wunsch, sich in der Eindeckung des Rohmaterials und der Halbfabrikate so unabhängig als möglich zu machen, bestimmte die Werksleitung im Jahre 1904 das Stahlwerk Henrichshütte in Hattingen anzukaufen, auszubauen und zu modernisieren.

[26] Der kraftvoll schöpferische Typ des Einzelunternehmers wurde im wirtschaftlichen Leben des 20sten Jahrhunderts immer mehr durch Trusts, Konzerne, Actiengesellschaften verdrängt und die entpersönlichte wirtschaftliche Welt gelangte in steigendem Maße zur Herrschaft, nicht immer zum Vorteil der früher mehr patriarchalisch geleiteten Unternehmungen. Der gerade bei ganz grossen Unternehmungen vorwaltenden Tendenz, Wirtschaftsgebilde zu schaffen, die es ermöglichen, in eigenen Betrieben den Rohstoff bis zum Fertigfabrikat zu erzeugen, unterlag schliesslich auch Henschel. Es wurden im Jahre 1916 Erzgruben im Siegerland und Thüringen erworben und im Jahre 1921 eine Interessengemeinschaft mit der Essener Steinkohlenbergwerks A.G., an der zugleich die Bergbau A.G. teil hatte, eingegangen. Auch weitere Beteiligungen an anderen Unternehmungen machten die Henschelwerke zu einem der machtvollsten Industriekonzerne Deutschland's. Im Jahre 1922 erreichte die Belegschaft der Kasseler Lokomotivfabrik mit 10733 Personen, der Henrichshütte mit 6000 Personen ihren höchsten Stand. Die Leistungssteigerung der Lokomotivfabrik hatte praktisch den Erfolg, dass werktäglich vier Maschinen die Fabrik verlassen konnten.

Nur der Fachmann kann einigermaßen ermessen, welche Summe technischer Erfahrungen und regen Erfindungsgeistes in dem Wege beschlossen liegt, den die Henschelwerke seit nun neun

Jahrzehnten in stetiger technischer Fortentwicklung gegangen sind von jener ersten den Namen „Drache“ tragenden Lokomotive, die bereits zwei gekuppelte Achsen und ein vorderes zweiachsiges Drehgestell aufwies (– ihre Kosten beliefen sich ohne Tender auf 15686 Taler –) bis zu dem Wunderwerk der modernen Schnellzugseinheitslokomotive der deutschen Reichsbahn, ja bis zu den Sonderkonstruktionen, die dieser grössten europäischen Lokomotivfabrik immer wieder neuen Ruhm und grosses Ansehen in der ganzen Welt eintrugen, seien es nun Lokomotiven mit Turbinenabtrieb oder Höchstdruck- und Stromlinienlokomotiven, die in ihrer Höchstgeschwindigkeit (175-198 Stundenkilometern) mit den modernsten Schnelltriebwagen erfolgreich in Wettbewerb treten.

War die deutsche Reichsbahn vor dem Weltkriege die Hauptauftraggeberin für die deutsche Lokomotivindustrie, so trat nach dem Kriege – bedingt durch die wirtschaftlichen und finanziellen Krisen der Nachkriegszeit – eine wesentliche Verminderung der Beschaffungsziffer ein. Gegenüber den 1200 Lokomotiven, die vor dem Kriege von der Reichsbahn vergeben wurden, sank die Beschaffungsziffer 1923 auf 400, 1924 auf nur 100 Lokomotiven. In der Folgezeit wurden drei Jahre lang je etwa 50 und weitere drei Jahre hindurch je 100 Lokomotiven an die ganze deutsche Lokomotivindustrie vergeben. Es ist leicht vorstellbar, dass die für höchste Erzeugungskapazität eingerichteten Henschelwerke angesichts einer derartigen katastrophalen rückgängigen Entwicklung ebenso wie auch andere deutsche grossindustrielle Werke in eine kritische Lage gerieten, zumal auch der Absatz im Auslande überall wesentlich zurückgegangen war und keinen einigermaßen annehmbaren Ausgleich herbeiführen konnte. Um nun für ihr Weiterbestehen eine sichere Grundlage zu schaffen, mussten die Henschelwerke nicht nur zu einer wesentlichen Umstellung ihrer Fabrikation schreiten, sondern sie sahen sich auch im Interesse der Hebung ihrer Finanzkraft für die Neuorganisation ihrer Kasseler Stammfabrik gezwungen, sowohl die Henrichshütte als auch die anderen teils recht bedeutenden Beteiligungen wieder abzustossen. Neben der Lokomotivfabrikation hatten die Werke in den Krisenjahren sich notgedrungen neuen Arbeitsgebieten zuwenden müssen. Viele derselben brachten indes nicht den erwarteten Erfolg und mussten wieder aufgegeben werden. Sehr erfolgreich erwies sich jedoch die Aufnahme des Baues von Grosskraftwagen, Lastautos, Autoomnibussen von Dampfwalzen sowie von anderen Maschinen für den Strassenbau und im Zusammenhang damit auch die Aufnahme der Fabrikation von Motoren jeder Art. Der im Jahre 1930 von den Henschelwerken geschaffene 250 PS Zwölf Zylinder Vergasermotor wird in [27] der Technik als der stärkste Nutzfahrzeugmotor der Welt angesehen. Seit 1933 haben schliesslich in einer neu eingerichteten Fabrik bei Berlin die Henschelwerke auch den Flugzeugbau in grossem Umfange aufgenommen. Allein die Tatsache, dass im Jahre 1935 nach kaum zehnjähriger Fabrikation bereits der 4600ste Lastwagen aus der Fabrik heraus ging, beweist am besten, mit welcher Energie die stets tüchtige Leistung der Werke es verstanden hat, die bei solchen Mammutunternehmungen nicht immer leichte Umstellung durchzuführen. Eingedenk des fortschrittlichen Geistes, der schon den Mitbegründer und begabten Erfinder Carl Anton Henschel in hervorragendem Maße auszeichnete, ist man in diesen Werken stets bestrebt geblieben, mit der stets fortschreitenden technischen Entwicklung nicht nur Schritt zu halten, sondern sie womöglich auch durch eigne kostspielige Versuche zu fördern. So haben die Henschelwerke als erste deutsche Kraftwagenfabrik die aussichtsreichen und schon längst

in die Praxis umgesetzten Versuche mit Holzgas und Holzkohlengas durchgeführt.

War es gewiss für den jungen Oskar R. Henschel, dem nun schon seit mehreren Jahren die alleinige Leitung des grossen Unternehmens obliegt, nicht gerade sehr ermutigend, dass in seinem ersten Geschäftsjahr, in dem die Wirtschaftskrisis vielleicht ihren Höhepunkt erreichte, von der Reichsbahn überhaupt keine einzige Lokomotive bestellt wurde, so hat dies doch seine Initiative nicht zu beeinträchtigen vermocht. Mit seinen bewährten Mitarbeitern hat er das Werk zu neuer Blüte gebracht und das im Jahre 1935 in Gegenwart der höchsten Reichsbehörden gefeierte 125jährige Jubiläum der Henschelwerke war für Kassel ein Ereignis von fast symbolhafter Bedeutung. Die Werke, von denen vielleicht der sechste Bewohner der Stadt in seiner Existenzgrundlage direct oder indirect abhängt, hatten nach schweren Zeiten nahezu wieder den Vorkriegsstand ihrer Belegschaft erreicht und spielten wieder in vollem Umfange ihre Rolle als wichtigster Factor im Wirtschaftsleben der Stadt.

Wenn die zufällige Tatsache, dass gerade von Kassel aus sehr wichtige Erfindungen, Gedanken und Anregungen auf dem Gebiete der Dampfkraftmaschinen ausgingen, vielleicht in den Blättern der Geschichte der Technik keine besondere Würdigung erfahren hat, so ist sie doch unbestreitbar. Fanden auch Papins Ideen und seine Versuche, die er in Gemeinschaft mit Landgraf Carl ausführte, keine sofortige praktische Verwertung, so führten sie doch zwangsläufig zur Erfindung der Dampfmaschine, die erst viele Jahrzehnte später in England in praktisch brauchbaren Konstruktionen das wichtigste Mittel zu der grossartigen industriellen Entwicklung dieses Landes werden sollte. Hätte der Kurfürst Wilhelm I., dem sein Oberbergrat Carl Anton Henschel, wie bereits erwähnt im Jahre 1816 das Holzmodell eines schon in seinen Grundzügen im Jahre 1803 entworfenen Dampfwagens vorführte, in grosszügiger Weise seinem hohen technischen Beamten freie Hand zur Förderung seiner schöpferischen Erfindertätigkeit auf diesem Spezialgebiete gelassen, dann wäre wohl schon damals in Kassel das Urbild der heutigen Lokomotive entstanden, also zu einer Zeit als Stephenson seine erste Lokomotive noch nicht gebaut hatte. Neben seinen anderen wichtigen Erfindungen ist der von Carl Anton Henschel erfundene Wasserrohrkessel der sog. Henschelkessel das wichtigste Grundelement des erst mehrere Jahrzehnte später in seiner von ihm mitbegründeten Fabrik aufgenommenen Lokomotivbaues geworden.

Ein merkwürdiger Zufall wollte es nun, dass auf dem Gebiete der Dampfkraftmaschinen vor noch nicht 50 Jahren eine neue in Technik und Wirtschaft geradezu revolutionierend wirkende Erfindung auch von Kassel ihren Siegeszug antrat und nicht zuletzt dazu beitrug, sich günstig auf das wirtschaftliche Leben in Kassel auszuwirken. War auch diesmal der Erfinder kein Kasseler Kind, so war er doch in einem entscheidenden Stadium seiner [28] Erfindertätigkeit nach Kassel übergesiedelt und fand in Kassel für die Nutzbarmachung und den Ausbau seiner Erfindungen die unbedingt notwendige Unterstützung. Wer der „Heissdampfschmidt“ war und welche hohe Bedeutung seinen Erfindungen zukommt, weiss in der technischen Welt heute wohl jedermann. Näheres über seine Persönlichkeit, seine Herkunft, seinen Bildungsgang und das viel zu frühe Ende, welches das sonst so erfolgrei-

che Leben dieses Erfindergenies nahm, dürfte nur wenigen bekannt sein. Mir war die grosse Freude zu teil, ihn nicht nur persönlich zu kennen, sondern auch eine Zeit lang in seinem Hause und in seiner Familie zu verkehren und gerade diese persönliche Berührung mit diesem hochbedeutenden Manne veranlasst mich, mit grösserer Ausführlichkeit über ihn und sein Werk mich zu äussern. Meine Leser gewinnen dadurch einen nicht uninteressanten Einblick in ein dem Laien sonst weniger zugängliches Gebiet. Deshalb lasse ich vor ihnen in einer kurzen Skizze sein Leben abrollen.

War es auch wie bei den meisten Erfindern zuerst nicht ohne Enttäuschungen und kehrte auch manchmal bei ihm bittere Not ein, so fand es schliesslich in einem fast fabelhaft anmutenden, aber durch eigne Kraft erzwungenen Aufstieg seine Krönung.

Ein Sohn der Stadt Wegeleben bei Halberstadt kam Wilhelm Schmidt 1858 als einfacher Leute Kind zur Welt. Sein Vater war ein kleiner Landwirt, der auch Botenfahrdienste zwischen Wegeleben und Halberstadt verrichtete. Wilhelm Schmidt, der zu einem Schlosser in die Lehre kam, besuchte niemals eine technische Bildungsanstalt. Seine theoretischen Kenntnisse erwarb er sich zum Teil durch Selbststudium. Durch eigenartigen Zufall kam er als Schlossergeselle in Dresden mit einem Professor der Kunstakademie in Berührung, der ihn mit hervorragenden Lehrern der dortigen technischen Hochschule zusammen brachte, die ihm ihr Interesse zuwandten und ihn förderten. Schon als junger Mann kam er in die freie Laufbahn eines Erfinders. Sein erfinderisches Denken konzentrierte sich zunächst auf die Schaffung einer rotierenden Dampfmaschine. Im Laboratorium der Dresdner technischen Hochschule wurde das Modell nach den Ideen des jungen Schlossergesellen ausgeführt und erweckte nicht geringes Erstaunen. Ihm wurde dieser Lösungsversuch im Jahre 1880 patentiert. In seinen Bestrebungen, die Dampfkraftmaschinen zu verbessern und zur höchsten Vollkommenheit auszubilden, suchte er höchstgespannten Dampf von 61 bis 100 Atü zu entwickeln. Dann beschäftigte er sich mit der Erfindung von Kleinmotoren und Heissluftdampfmaschinen. Doch alle diese Versuche blieben nur Etappen auf dem Wege zu seinem Haupterfindungsgedanken, der die Anwendung des hochüberhitzten Dampfes zum Gegenstand und Ziele hatte. Wie die in dem Brennstoff enthaltene Wärme am günstigsten und wirksamsten zum Besten der Wirtschaft und damit der Menschheit auszunutzen wäre, ja wie die Dampfmaschinen dann in ihren Konstruktionen neuzugestalten wären, das blieb von nun an das Leitmotiv seines Grübelns und in einem fast visionären Schauen fand er die richtigen Lösungen.

Bekanntlich schlägt Nassdampf oder gesättigter Dampf, wie er in der technischen Sprache auch genannt wird, nieder, sobald er mit kälteren Flächen in Berührung kommt, wie dies z. B. der Fall ist wenn der Dampf in die Dampfzylinder einer Kolbendampfmaschine eintritt. Ein Teil des Dampfes kondensiert zu Wasser und dieser Teil geht mithin für die Arbeitsleistung vollständig verloren. Die Technik hatte schon, ehe Wilhelm Schmidt sich diesem Problem zuwandte, der nachteiligen, insbesondere den Wirkungsgrad der Dampfmaschine beeinträchtigenden Kondensation durch eine schwache Überhitzung des Dampfes zu beginnen gesucht. In der Überhitzung des Dampfes um 40 bis 50 Grad über die dem betreffenden Dampfdruck entsprechende Sättigungstemperatur fand man kaum eine nennenswerte Abhilfe.

[29] Da erwies sich dann, dass die Schmidt'schen Erkenntnisse und Erfindungen sich als ein Fortschritt von ausschlaggebender Bedeutung auswirkten. Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hatte Schmidt, der inzwischen nach Kassel übersiedelt war, seine Erfindungen bereits soweit gefördert, dass er die Temperatur des Kesseldampfes bei dem damals üblichen Dampfdruck von 8 Atm. von 170 bis 350 Grad Celsius hinauftreiben konnte, womit er erreichte, dass der Arbeitsdampf *sogar noch überhitzt* den Arbeitszylinder wieder verlassen konnte, wodurch die erwähnte, dem Wirkungsgrad der Dampfmaschine so nachteilige Kondensation vermieden wurde. Als Heissdampf, wie von nun an der überhitzte Dampf in der technischen Terminologie genannt wurde, bezeichnete man also Dampf, dessen Sattdampf Temperatur nach Austritt aus dem Dampfkessel um mindestens 150 Grad Celsius durch weitere Wärmezufuhr erhöht, also überhitzt wird. In seinem Verhalten nähert sich der Heissdampf dem Verhalten schwer zu verflüssigender Gase. An ortsfesten Kolbenmaschinen erbrachte Schmidt zuerst den Beweis, dass man derart hochtemperierten Dampf in Dampfzylindern gefahrlos verwenden konnte und es gebührt der Kasseler Maschinenbau A.-G. vorm[.] Beck und Henkel der Ruhm, entscheidend an den Versuchen und ersten Ausführungen von Heissdampfmaschinen mitgewirkt zu haben, obwohl diese Fabrik im Bau von Dampfmaschinen wenig Erfahrungen und kein für diese Präzisionsarbeit besonders vorgeschultes Personal besass. (Auf den Gebieten des Kran- und Aufzugsbaues, insbesondere aber für die Lieferung maschineller Einrichtungen von Schlachthöfen geniesst diese Fabrik einen guten Ruf in der ganzen Welt). Der damalige technische Director und Mitbegründer dieser Fabrik Gustav Henkel eine bedeutende, sehr unternehmende Persönlichkeit, der bereits im Jahre 1892 in Wilhelmshöhe ein Electricitätswerk errichtete und später gegen erhebliche Widerstände die Herkulesbahn erbaute, schloss mit Wilhelm Schmidt ein enges Freundschaftsbündnis und wurde sein erster Mitarbeiter und treuester Berater. (Heute noch ist der bereits weit über 80 Jahre alte Gustav Henkel im Aufsichtsrate der Schmidt'schen Heissdampfgesellschaft.) Für die sehr langwierigen Versuche brachte damals die genannte Maschinenfabrik grosse Geldopfer und Schmidt selbst blieb während seiner ersten Kasseler Jahre der dornenvolle Weg, den ein mit unermüdlicher Beharrlichkeit seinem Endziel entgegenstrebender Erfinder fast stets gehen muss, nicht erspart. Endlich im Jahre 1893 war die erste Heissdampfmaschine von der genannten Kasseler Maschinenfabrik fertiggestellt. In einer schwedischen Papierfabrik aufgestellt, war sie daselbst bis zum Jahre 1905 in dauerndem Betrieb. Wilhelm Schmidt hat später diese Heissdampfmaschine, in der sein Erfindungsprinzip zum ersten Male verwirklicht wurde, wieder erworben und dieselbe dem deutschen Museum in München geschenkt. Die in Fachzeitschriften erfolgende Veröffentlichung der äusserst günstigen Resultate hinsichtlich der bedeutenden Ersparnis von Brennstoffen und der dadurch erhöhten Wirtschaftlichkeit der Dampfmaschine zog nun die Aufmerksamkeit der ganzen technischen Welt auf Schmidt's Erfindung. Nach der glücklich erreichten ersten Etappe ging Schmidt jetzt mit grosser Energie an die Übertragung seiner Erfindung auf den Lokomotivbetrieb. Hier lockten ihn die viel grösseren Vorteile als sie sich schon bei ortsfesten Anlagen gezeigt hatten. Aber auch ganz andere Konstruktionsprinzipien kamen hier in Frage. Das Problem musste durch Schaffung eines einfachen Dampfüberhitzers unter Beibehaltung der üblichen Lokomotivkessel gelöst werden. In einem Rauchröhrenüberhitzer fand Schmidt schliesslich die glücklichste Lösung und damit war erst der Weg zur Einführung seiner Erfindung in der ganzen Welt geebnet. Die

ersten beiden Heissdampflokomotiven von Henschel und Sohn Kassel und dem Stettiner Vulkan gebaut, wurden im Jahre 1898 in Betrieb genommen und bewährten sich derart, dass wegen der gesteigerten Leistungsfähigkeit und der Kohlenersparnis in der Folgezeit nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt fast ausschliesslich nur Heissdampflokomotiven in den Dienst gestellt wurden. Die Ersparnisse an Brennstoffen ergab in [30] volkswirtschaftlicher Hinsicht eine Schonung der Kohlenvorräte der ganzen Welt. Heute laufen in der Welt über 150 000 Lokomotiven, die mit Schmidt'schen Überhitzern ausgestattet sind. Schmidt, der sich bis dahin als einfacher Civilingenieur mit seiner Familie durchs Leben geschlagen hatte, ohne gerade in finanzielle Not zu geraten, gelangte nun zu Wohlstand und erntete den wohlverdienten Ruhm in Hülle und Fülle. Die Verwertung seiner Patente (seine erste Erfindung hatte begreiflicherweise unzählige andere im Gefolge, so dass allein 300 deutsche Reichspatente und 1220 Auslandspatente von ihm stammen) gründete Schmidt jetzt eine eigene Gesellschaft, die Schmidt'sche Heissdampfgesellschaft m. b. H. in Kassel, die noch heute besteht und sich durch ihre grossen internationalen Verbindungen Weltgeltung erworben hat. Die tüchtigsten Ingenieure Deutschlands wusste er stets als Leiter und Mitarbeiter für sein Unternehmen zu gewinnen, das heute eines ganzen Häuserblockes zur Unterbringung des grossen darin tätigen Personals bedarf. Eine grosse Versuchsanstalt ist dem Unternehmen angegliedert. Wie die Henschelwerke den Namen Kassel durch die ganze Welt getragen haben, so hat auch die Schmidt'sche Heissdampfgesellschaft ihren Teil zur Verbreitung von Kassels Ruhm in der ganzen Welt beigetragen.

Schmidt's Erfindergeist, der natürlich nicht bei den Erfolgen auf dem Gebiete des Heissdampfes stehen geblieben ist, ging auch bahnbrechend auf einem anderen Gebiete der Dampftechnik vor. Schon in der Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts beschäftigte seinen Geist das Problem des bis auf 100 Atm. gespannten Hochdruckdampfes. Später nahm er den früheren Gedanken wieder auf und trat erst im Jahre 1921 mit seinen höchst wertvollen Forschungsarbeiten in der Verwendung sehr hoher Dampfdrücke an die Öffentlichkeit. Gemeinschaftlich mit der deutschen Reichsbahn und der Lokomotivfabrik Henschel & Sohn hat die Schmidt'sche Heissdampfgesellschaft als erste den Hochdruckdampf im Lokomotivbetrieb zur Anwendung gebracht. Die erste Hochdrucklokomotive der Welt für 60 Atm. wurde von Henschel & Sohn nach den Vorschlägen eines Mitarbeiters von Schmidt, des Dr. ing. e. h. Otto Hartmann, gebaut und im Jahre 1926 an die Reichsbahn abgeliefert. Nach gehöriger Durchprobierung wurde diese erste Lokomotive von der Reichsbahn in den fahrplanmäßigen Dienst gestellt und auch im Ausland wurden einige dieser Lokomotiven für Versuchszwecke beschafft. Durch die Einführung des Hochdruckdampfes in Verbindung mit dem Heissdampf wurde der Brennstoffverbrauch von Dampfkraftmaschinen so erheblich verbessert, dass er nahezu demjenigen der Otto'schen Gasmaschinen gleichkommt.

Im Rahmen meiner Aufzeichnungen ist es natürlich nicht möglich, die weittragende Bedeutung in technischer und volkswirtschaftlicher Beziehung der Schmidt'schen Erfindungen in ihrem ganzen Umfange zu erörtern. An äusseren Ehren fehlte es schliesslich dem ehemaligen Schlossergesellen nicht, der weder eine höhere Schule besuchte, noch jemals das höhere Rechnen erlernt hatte. Die

technische Hochschule in Karlsruhe ernannte ihn zum Ehrendoctor, vom preussischen König erhielt er den Titel Kgl. Baurat. Der Verein deutscher Ingenieure verlieh ihm die Grashofdenkmünze, die in der Regel nur jährlich einmal einem hervorragenden Führer auf dem Gebiete der Technik zuerkannt wird und von der Akademie des Bauwesens erhielt er die goldene Medaille. Aber trotz allen äusseren Ehren und dem grossen Reichtum wie Wohlstand, zu denen er gelangte, ist er immer der schlichte, einfache Mann geblieben. Das Bild dieses vorzüglichen Menschen mit seiner stattlichen Gestalt seinen hellblauen Augen und blondem Haar schwebt mir noch immer vor und die Stunden, die ich in seiner Gesellschaft verbringen durfte, bleiben mir unvergesslich. Nicht ohne einen gewissen Stolz zeigte er in seiner Villa auf Mulang seinen Gästen, selbst solchen vornehmsten Ranges und höchster Stellung, die an der Wand seines Salons hängenden Bilder seiner Eltern, auf denen diese in einfachster Sonntagskleidung wie sie Landleute der damaligen Zeit trugen, abkonterfeit waren.

[31] Bewunderungswürdig war sein gläubiges Gemüt, das mit seinem ganzen sonstigen Wesen in harmonischen Einklang stand. Mir und auch anderen gegenüber hat er es oft ausgesprochen, dass er nur seinem unentwegten Gottesglauben – Schmidt war ein überzeugter lutherischer Christ strengster Observanz – die Inspirationen zu seinen Erfindungen verdanke. Ja, was er gesprächsweise über die Entstehung seiner Erfindungen enthüllte, ist geeignet, einen interessanten Einblick in die Werkstatt eines wirklichen Erfindergenies, bei dem wohl stets Empirik und Intuition Zusammenwirken, zu gewähren.

In einer von einem Interviewer festgehaltenen Unterhaltung in einem Kurhause im Schwarzwald, wo übrigens mein Anverwandter und Freund der verstorbene Stuttgarter Pianist Professor Hermann Blattmacher den Baurat Dr. Wilhelm Schmidt kennen lernte und dessen Freundschaft gewann (– durch Prof. Bl. wurde ich später mit Dr. Schmidt näher bekannt –) hat sich Wilhelm Schmidt selbst über seinen Entwicklungsgang in der ihm eigentümlichen freimütigen Weise ausgelassen. Allerdings hat eine von berufenster Seite vorgenommene Nachprüfung dieses Interviews Ungenauigkeiten, ja sogar Unrichtigkeiten ergeben. Wie so oft in solchen Fällen wird da wohl die Phantasie des Interviewers Manches hinzugedichtet haben und man wird daher wohl solche Äusserungen eines sensationshungrigen Journalisten „cum grano salis“ nehmen müssen. Wenn ich aber trotzdem diese etwas trübe Quelle des Interviews mit heranziehe, so tue ich dies nur aus der Erwägung heraus, dass sicherlich einige Äusserungen des bedeutenden Mannes, die bei dieser Gelegenheit gefallen sind, doch authentisch sein mögen und daher eines persönlichen Reizes nicht ganz entbehren.

„Ich bin – so fing Schmidt seine Erzählung gelegentlich dieses Interviews an – meines Zeichens Schlossergeselle“ und als dann einer der überraschten Zuhörer im Hinblick auf seinen Doctor- und Baurattitel eine recht ungläubige Minne aufsteckte, fuhr Schmidt fort: „Ja, ja den Doctortitel habe ich von einer technischen Hochschule für die Erfindung einer neuen Goldwage bekommen (Dies kam mir eigentlich sehr zweifelhaft vor. In Wirklichkeit hat er wohl den Doctor Ingenieur e.h. für erfolgreiche Arbeiten auf dem Gebiete der Erzeugung und Anwendung des hochüberhitzten Dampfes erhalten). Nehmen Sie meine Bemerkungen nur ernst. Sie haben es wohl schon bemerkt, dass ich nicht einmal richtig deutsch spreche. Ich habe nie gelernt zu zeichnen, aber wenn meine Constructeure Bogen voll Zahlen schreiben, *sehe* ich das Resultat längst, ehe sie fertig sind und es ist jedesmal richtig. Und

eben so sehe ich das *im Voraus*, was Sie meine Erfindungen nennen. Auf eigenartige Weise sind mir die Pläne für meine Erfindungen gekommen. Mit der Heissdampfmaschine war es so: Ich fühlte mich eines Morgens elend marode und stand an meinem Fenster. Es war ein kühler Tag. Die Fensterscheiben waren beschlagen. Da schoss mir plötzlich der Gedanke durch den Kopf. Wieviel Wärme wird dadurch in einer Maschine nutzlos vernichtet, dass der Wasserdampf an den Wandungen des Dampfzylinders nutzlos kondensiert? Und zugleich stieg ein *längstvergessenes* Bild aus meiner Jugendzeit in mir auf, welches mir gezeigt hatte, durch welche Einrichtung der Niederschlag des Wasserdampfes in einer Maschine vermieden und in Kraft umgesetzt werden konnte. Das Bild war mir wie von unten herauf wieder erwacht, aber die maschinelle Konstruktion verwirrte sich noch in meinem Kopf, aber nach langem Grübeln erschien sie ganz plötzlich wie eine an die Wand geworfene Projection und zwar klar und deutlich vor meinen Augen.

Auch diese Darstellung, wie bei Schmidt die Pläne für die Heissdampfmaschine allmählich Form und Gestalt annahmen, klingt wohl ganz interessant, scheint aber im Wesentlichen auch ein Phantasieproduct des betreffenden Journalisten gewesen zu sein. Jedenfalls hatte Schmidt nach den Auskünften, die ich von seinem eignen Sohn Herrn Ingenieur Wilhelm Schmidt erhielt, sich mit dem Studium des Dampfes des Kessels und der Dampfmaschine schon lange Jahre, bevor die Haupt-[32]erfindungen herauskamen, eingehend befasst. Durch das Eindringen in das Wesen des Wasserdampfes als Arbeitsträger erkannte Schmidt die Verluste in der Dampfmaschine durch Kondensation. Seine Erkenntnisse hat er seiner Zeit ausführlich niedergeschrieben. Gewiss fand er nicht immer gleich bei den tiefeschürfenden Studien, die seinen Erfindungen vorausgingen, die richtige Lösung, aber dass dieselbe dann nach Ansicht seines Sohnes angesichts der unermüdlichen Forschungen, die Schmidt oft bis an die Grenze seiner Kräfte brachten, plötzlich vor seinem geistigen Auge erschien, so dass er sie nur aufzuzeichnen oder niederzuschreiben brauchte, ist durchaus erklärlich.

Ähnlichen Unterhaltungen wie sie das Interview zum Gegenstand hatte, habe ich manchmal beigewohnt, da Schmidt gern über das Thema sprach und dabei stets seinen unbedingten Gottesglauben unterstrich, dem er alles verdanke. Vor seiner unerschütterlichen Gläubigkeit konnte man sich umsomehr respectvoll verneigen, als bei ihm Gottesglaube und Christentum nicht nur Lippenbekenntnis blieben sondern sich auch dauernd praktisch in Handlungen des Wohltuns betätigten. So ist das Gemeindehaus in Kassel-Wahlershausen seine Stiftung und Armen wie Bedürftigen gegenüber erwies er sich stets als sehr gebefreudig. Eines Zuges seiner wahrhaft vornehmen Gesinnung erinnere ich mich noch aus meiner geschäftlichen Tätigkeit bei der Maschinenbau A. G. vorm. Beck & Henkel in Kassel (– ich war in diesem Werke lange Jahre kaufmännischer Prokurist –). Wie schon an anderer Stelle erwähnt, war ja dies Werk, das die ersten Heissdampfmaschinen gebaut hatte, ursprünglich in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ganz besonders interessiert und brachte für die Aufrechterhaltung und Auswertung der Schmidt'schen Patente wie für die Durchprobierung der Erfindung grosse finanzielle Opfer. Nachdem man aber nach verschiedenen Misserfolgen den Bau von Heissdampfmaschinen nach einigen Jahren wieder aufgegeben hatte, wurden die darauf verwandten Unkosten, wie dies bei Actiengesellschaften allgemein üblich ist, wieder gänzlich abgeschrieben.

An Schmidt, der selbst noch schwer zu kämpfen hatte, waren keine Forderungen gestellt worden. Da kam eines Tages – ich glaube, es war noch vor Ausbruch des Weltkrieges – ein Brief von Wilhelm Schmidt, der inzwischen ein sehr vermöglicher Mann geworden war, worin er der grossen Opfer, die die Firma im Interesse seiner Erfindung vor mehr als zwei Jahrzehnten gebracht hatte, gedenkt und seiner Freude Ausdruck gibt, dass es ihm nun vergönnt sei, die aufgewandten Kosten wenigstens zum Teil ersetzen zu können. Dem Brief lag ein Scheck bei, dessen Höhe nach meiner Erinnerung den Betrag von dreissigtausend Mark überschritt. Man kann sich vorstellen, welche Überraschung diese nie erwartete Zuwendung bei dem Werke auslöste. Mich hat diese spontane Handlung Wilhelm Schmidt's damals ausserordentlich beeindruckt.

Aus einem überaus glücklichen Familienleben herausgerissen ereilte den grossen Erfinder im Jahre 1924 in Bethel bei Bielefeld der unerbittliche Tod. Über das Ende seines Lebens, das sich für die deutsche Technik und Wirtschaft als so ungeheuer wertvoll erwiesen hatte, ist damals viel den Tatsachen Widersprechendes orakelt worden. Ja, man sprach sogar davon, dass Schmidt in geistiger Umnachtung gestorben sein soll. In Wirklichkeit sind niemals Symptome einer entstehenden Geisteskrankheit bei ihm beobachtet worden. Vielmehr war sein durch Überarbeitung ohnedies geschwächter Körper den grossen seelischen Qualen, die ihm wie so manchem deutschen Patrioten der unglückliche Ausgang des Krieges und später in noch viel höherem Grade der für unser Vaterland so unheilvolle Versaillervertrag bereiteten, auf die Dauer nicht gewachsen; sie beschleunigten daher den körperlichen Verfall.

In einem von Gustav von Bodelschwing verfassten Büchlein „Der Ruf eines Einsamen“ Aus Leben und Gedanken des Erfinders Wilhelm Schmidt tritt das von mir hier nur in einer flüchtigen Skizze gezeichnete Bild, sowie das Wirken dieses bedeutenden und auch im rein psychologisch hoch interessanten Mannes deutlicher hervor.

In einer weitgeschwungenen Linie habe ich – allerdings nur andeutend – zu zeigen versucht, wie eine in Kassel ausgeübte Erfindertätigkeit seit mehr als hundert Jahren in der gewerblichen und industriellen Entwicklung dieser Stadt zu einer segensreichen Auswirkung gelangte. Bei der Besprechung der Henschelwerke und der Schmidt'schen Heissdampfgesellschaft ist schon zur Genüge deutlich geworden, wie gross die Bedeutung der deutschen und ausländischen Eisenbahnverwaltungen als Auftraggeber für das Kasseler Wirtschaftsleben gewesen war und noch ist. In diesem Zusammenhange darf man deshalb auch nicht die äusserst wichtige Kasseler Waggonbauindustrie, die an den Lieferungen für den Eisenbahnbedarf des In- und Auslandes hervorragend beteiligt ist, vergessen. In den beiden aufs Modernste eingerichteten, weltbekannten Fabriken von Wegmann & Co und Gebr. Credé & Co ist diese Industrie vertreten, die eigentlich in Kassel schon seit 1855 bestand, aber die älteste Waggonfabrik von Thielemann, Eggena & Co, die auf dem heutigen Gelände der Henschelwerke vor dem holländischen Tore stand, wurde schon vor der Jahrhundertwende stillgelegt und das Fabrikterrain von Henschel erworben. Unter den Metalle verarbeitenden Kasseler Werken verdient noch ein Unternehmen, das als Actien Gesellschaft für Federstahlindustrie viele Jahrzehnte bis in unsere Zeit hinein in grosser Blüte stand, Hervorhebung. Die noch in der Mitte des vorigen

Jahrhunderts sehr beliebte Damenmode der Krinoline gab damals den Anlass zur Gründung dieses Werkes, das ursprünglich zur Herstellung des für die Krinoline verwerteten Federstahls bestimmt war. Als die launische Mode von der Krinoline nichts mehr wissen wollte, wandte sich das Werk der Fabrikation des Korsetstahls, also der Stahleinlagen für Korsets als Ersatz für das früher übliche Fischbein zu und als auch der Umsatz in Korsetfederstahl unter dem ewigen Wechsel der Mode nachliess, wurden die ausgedehnten Fabrikationseinrichtungen für andere Fabrikate ausgewertet. Im Volksmunde hiess die Fabrik aber stets nur die „Krinoline“ und jeder echte Kasseler wusste genau, was darunter zu verstehen war.

Hochbedeutend ist die Kassler Textilindustrie. Um ihrem Ursprünge auf die Spur zu kommen, muss man schon, wie es bereits von mir an früherer Stelle geschah, Jahrhunderte zurückspringen, denn schon unter Landgraf Moritz siedelten sich in Kassel Niederländer, Flamen und Wallonen an, die die Kunst Leinen und Wolle zu feinen Tüchern, ja selbst auch Sammet und Seide zu weben, nach Hessen verpflanzten. Doch wie bereits erwähnt, hat sich nur die Herstellung von Schwergeweben auf die Dauer durchsetzen und sich zu der heute auf sehr hoher Stufe stehenden Segeltuchweberei entwickeln können. Die Gründer der seit Jahrzehnten schon zu grosser Bedeutung gelangten Kasseler mechanischen Segeltuchwebereien waren fast alle einst Angestellte des als Geh. Kommerzienrat in Berlin verstorbenen Sigmund Aschrott, der sein väterliches Geschäft in Textilwaren zu einer bedeutenden Zentrale der Herstellung und des Vertriebes von Webwaren erweitert hatte. Die erste dieser Segeltuchwebereien wurde von Fröhlich und Wolf im Jahre 1867 ins Leben gerufen, zehn Jahre später diejenige von Salzmann & Co und in rascher Folge kam es dann zur Gründung der Werke von Baumann und Lederer sowie Gottschalk & Co. Das weitaus bedeutendste Unternehmen ist das Salzmann'sche. Im dritten Jahrzehnt des vorigen Jahrhundert wurden Schwergewebe, also sog. Schockleinen in den mannigfachsten Formen in Melsungen, Spangenberg, Hersfeld, Hünfeld, Fulda und in einigen hessischen Dörfern als Erzeugnis der Handweberei angefertigt und in den Handel gebracht. Einer der zwischen den Webern und den Konsumenten vermittelnden Aufkäufer war auch der Bürgermeister Georg Salzmann aus Spangenberg, der neben der Landwirtschaft ein nicht un-[34]bedeutendes Geschäft in Garnen und Webwaren betrieb und später auch durch Aufstellung einiger Handwebstühle dem Handelsgeschäfte einen kleinen Fabrikbetrieb angliederte. Aus diesen geringen Anfängen erwuchs schliesslich der Riesenbetrieb der Salzmann'schen Werke, deren eigentlicher Gründer der im Jahre 1855 geborene Sohn des vorgenannten Bürgermeisters, der spätere Kommerzienrat Heinrich Salzmann war, der echte Typ eines wagemutigen und schöpferisch begabten Industriemannes.

Bei seinem Tode im Jahre 1915 waren die Salzmannschen Werke das bedeutendste Unternehmen dieser Art auf dem Kontinent, das in seinen Fabriken des In- und Auslandes 2825 Webstühle und 6490 Spindeln in Betrieb hatte sowie 3488 Arbeiter beschäftigte. Trotz den Absatzkrisen, denen in neuerer Zeit auch diese Industrie ausgesetzt war, haben neben den bedeutenden Salzmann'schen Werken auch die anderen drei grossen Kasseler Unternehmungen in der Segeltuchfabrikation mit ihren Zweigfabriken in Kassel's nächster Umgebung, in anderen Gegenden Deutschlands wie auch im Auslande an der Bedeutung, die sie im Laufe der Jahrzehnte erlangt haben, kaum etwas einge-

büsst, vielmehr den ausschlaggebenden Einfluss auf den Markt der von ihnen hergestellten und in ihrer Verwendungsmöglichkeit sehr vielseitigen Erzeugnisse behalten. Diese Erzeugnisse bestehen vorzugsweise aus Schiffahrts- und Zeltsegeltuchen, aus fertigen Zelten, faltbooten etc, aus Wagen- und Waggondecken, technischen Geweben der verschiedensten Art wie Press- und Filterstoffen für die Farben-, chemische, keramische und Zuckerindustrie, aus Schuh- und Koffersegeltuchen, Einlegestoffen für Auto- und Fahrradreifen, Arbeiterkleidung u.s.w.. Alle diese Fabriken besitzen aber auch moderne Färberei- und Imprägnieranstalten. Auch die Wachtuchfabrikation wird von den Wachtuch- und Kunstlederwerken AG in Kassel im Grossen betrieben. Als bemerkenswertes Unternehmen der Textilindustrie besteht schon seit Ende des 18ten Jahrhunderts die bekannte früher der Familie Engelhardt gehörende Blaudruckfabrik, die jetzt von der Kasseler Druckerei und Färberei AG. übernommen ist. Seit etwa vier Jahrzehnten ist die Jutespinnerei und Weberei in Kassel heimisch wie auch eine in Kassel betriebene Wollwäscherei und Rosshaarspinnerei in diesem Zusammenhange Erwähnung verdienen.

Zu recht ansehnlicher Bedeutung war schon vor mehr als einem Jahrhundert die Tabakfabrikation in Kassel gediehen und die Fabriken von Thorbecke, Pfeiffer, Ulrich Strubberg und Breda genossen in Deutschland Ruf und Ansehen. Heute sind in Kassel von dieser Industrie nur noch kümmerliche Reste vorhanden. Es würde in diesem Rahmen zu weit führen die mehr oder minder grosse Bedeutung aller sonstigen Kasseler Fabrikationszweige, die immerhin Beachtung verdienen, zu würdigen, wie die Fabrikation von pharmazeutischen Bedarfsartikeln (A. G. Wenderoth) von Instrumenten aus Glas, Metallen und Hartgummi für ärztliche chirurgische und sanitäre Zwecke (Evens & Pistor) die Herstellung von Lederwaren (Schuhe, Treibriemen, feine Lederwaren) Buntpapier und Kartonnagenfabrikation wie auch die Farben und Lackindustrie (Reiffen & Co). Weltbekannt ist auch die Kasseler Stock und Pfeifenindustrie, in früheren Jahren vielleicht mehr als jetzt die Fassfabrikation.

Gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts herrschte auch im Bierbrauergewerbe noch der Kleinbetrieb vor. Etwa 24 mittlere und kleinere Brauereien gab es damals noch in Kassel. Heute dagegen sind es nur drei Grossbrauereien (A. Kropf, Hessische und Herkulesbrauerei und Schöffersbrauerei), die die durstigen Kasseler mit edlem Gerstensaft versorgen.

Schliesslich sind noch die grossen Nahrungsmittelfabriken (Schüle-Hohenlohe A. G. und Kasseler Hafer-Kakao Hanssen & Co) erwähnenswert.

Mit der stetig zunehmenden Entwicklung der Industrie in dem Zeitraum zwischen den beiden Kriegen 1870 bis 1914 und dem dauernden Anwachsen der Bevölkerung gelangten auch Handel und Gewerbe zu grosser Blüte. [35] Vor mehr als hundert Jahren zählte man in Kassel kaum 126 Ladengeschäfte mit höchst bescheidenen Einrichtungen, denn Läden mit weithin leuchtenden Spiegelscheiben und prachtvollen Warenauslagen waren damals etwas völlig Unbekanntes. In seiner im Jahre 1884 herausgekommenen kulturgeschichtlichen Skizze „Eine deutsche Stadt vor 60 Jahren“ sagt Dr. Otto Bähr an einer Stelle: „Wer z. B. in Kassel Kinderspielzeug kaufen wollte, ging zu dem

„Bilderkrämer“ am Markte. Für manche Handelszweige hatten auch noch die Ausländer einen hergebrachten Vorzug. Südfrüchte führte der Italiener. Auch die einzige Kunsthandlung war die eines Italieners (Botinelli). Der erste Hutmacher Kassels war ein Franzose (Parisot). Die Inhaber der Konditoreien nannte man Schweizerbäcker und mehrere derselben entstammten auch wirklich dem Engadin . . .“

Heute soll es weit mehr als 1600 Ladengeschäfte in Kassel geben. So haben sich in einem Jahrhundert die Ladengeschäfte um mehr als das dreizehnfache vermehrt. Früher hatten daher auch die Messen und Märkte eine grössere Bedeutung als heutzutage, wo sie wohl nur aus traditionellen Gründen beibehalten werden. Warenhäuser wie sie in Grossstädten in den dichtbevölkerten Districten unseres Vaterlandes längst bestanden, fanden in Kassel erst im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts Eingang.

Wie schon eingangs dieses Kapitels erwähnt, stellte ich, als ich um die Jahrhundertwende nach Kassel kam, eine aufsteigende Entwicklung des ganzen wirtschaftlichen Lebens fest, die auch bis zum Beginne des Weltkrieges anhielt. Natürlich traten auch Krisen ein, die in dem stets in Wellenbewegungen verlaufenden Wirtschaftsleben unvermeidbar sind. Bankzusammenbrüche kamen in Kassel seit altersher verhältnismässig selten vor. Als allerdings am 9. Mai 1859 die seit 1721 bestehende Kasseler Leih- und Kommerzbank zusammenbrach, erregte dies bei der Bevölkerung, für die solche Katastrophen etwas vollständig Ungewohntes war, beträchtliches Aufsehen. Damals beschäftigte die Befriedigung der Gläubiger noch lange die Regierung und den Landtag.

Noch weit in die kurfürstliche Zeit hinein ragt als ein Geldinstitut von hoher Wichtigkeit die im Jahre 1832 durch kurhessisches Gesetz als Staatsanstalt gegründete Landeskreditkasse. Sie hat die Aufgabe, den langfristigen Hypothekarkredit und den lang- und kurzfristigen Kommunalkredit zu pflegen. Seit 1933 besorgt sie ferner noch die Obliegenheiten einer Girozentrale und betreibt ferner alle bankmäßigen Geschäfte. In einer besonderen Abteilung wird eine öffentliche Bausparkasse für den Regierungsbezirk Kassel betrieben und auch das Personalkreditgeschäft hat in neuester Zeit eine grössere Ausdehnung genommen.

Im Jahre 1864 wurde hauptsächlich für die Bedürfnisse der gewerblichen Kreise auf genossenschaftlicher Grundlage nach den Grundsätzen von Schultze-Dellitzsch der Kreditverein gegründet; dessen Aufgabe bestand besonders darin, seinen Mitgliedern durch Kredit die zu ihrem Geschäftsbetrieb oder sonstigen Zwecken erforderlichen Bargeldmittel zu verschaffen, den Geldverkehr untereinander in möglichst einfacher Weise zu vermitteln und ihnen Gelegenheit zur Ansammlung von Kapitalien zu bieten. Im Jahre 1922 wurde der Kreditverein in Kreditbank e.G.m.b.H. umgewandelt und ist diese für weite Kreise des Mittelstandes ein beachtenswertes Geldinstitut geblieben. Im Januar 1939 kann diese Bank auf ein 75-jähriges Bestehen zurückblicken.

Um die Jahrhundertwende gab es in Kassel noch eine Anzahl mittlerer und kleinerer Bankgeschäfte. Zum grössten Teil waren diese Privatbanken die Finanzberater der vielen in Kassel

lebenden Rentner und Pensionäre, ja die Verwalter der grossen Vermögen, die es vor dem Kriege in Kassel und im Kassler Regierungsbezirke gab. Auch konnten [36] sie noch den damals nicht so grossen Anforderungen des Kapital- und Kreditbedarfes der noch nicht so sehr entwickelten Industrie genügen und so den Productionsprocess wirksam beeinflussen. Unter diesen Privatbankgeschäften war das Bankhaus L. Pfeiffer infolge seiner engen geschäftlichen Verbindung mit dem grössten industriellen Werke der Stadt, nämlich mit Henschel und Sohn, das weitaus bedeutendste. Der nach dem Kriege eintretende Rentnerverfall, ja, der Verlust der grossen Privatvermögen infolge der Inflation und die inzwischen gewaltig angewachsene Industrie mit ihren grossen Kredit- und Kapitalansprüchen trugen im Wesentlichen dazu bei dass die meisten Privatbankgeschäfte im Laufe der letzten Jahrzehnte ihre Lebensfähigkeit einbüssten und in den wenigen Grossbanken (Deutsche Bank, Dresdner Bank und Commerz & Privatbank), die in Kassel nach und nach Niederlassungen errichteten, aufgingen, ein Konzentrationsprocess, der sich schliesslich in Kassel ebenso vollzog wie in anderen grossen deutschen Provinzstädten.

Die erste ernsthafte und sicherlich grösste Krise, von der das Kasseler Wirtschaftsleben jemals heimgesucht wurde und an die ich mich noch sehr genau erinnere, war der im Jahre 1901 erfolgende Treberkrach. Die Kasseler Actiengesellschaft für Trebertrocknung war ein industrielles Unternehmen, das die Aufmerksamkeit der Wirtschaftskreise der ganzen Welt auf sich lenkte. In Kassel sah man den Generaldirector Schmidt, der als die Seele des Unternehmens galt, ganz allgemein als einen kaufmännisch und organisatorisch ungemein begabten Mann, geradezu als ein Genie an, zumal er das zuerst in einem verhältnismässig kleinen Rahmen angelegte Unternehmen in ganz kurzer Zeit – äusserlich wenigstens – zu sehr grosser Bedeutung brachte. Und doch war es eigentlich Aussenstehenden kaum möglich, über Rentabilität und Aussichten des Unternehmens einen einigermaßen klaren und richtigen Einblick zu gewinnen. Wie schon der Name der Firma andeutete, war ursprünglich die Verwertung von Biertrebern und Getreideschlempen sowie die Herstellung der dazu erforderlichen Maschinen und Apparate der eigentliche Zweck des Unternehmens. Es war die Zeit einer beginnenden Hochblüte der Chemie. Abfälle jeder Art wirtschaftlich, ja mit möglichst grosser Rentabilität, zu verwerten, war die allgemeine Losung. Für solche Zwecke war es damals leicht, die Kapitalisten und Sparer zur Hergabe von Geldern zu bewegen. Auf die chemischen Entdeckungen und Erfindungen schwur man, zumal wenn noch die Analysen der Chemiker, die sich doch zumeist nur auf Laboratoriumsversuche stützten, phantastische Rentabilitätsmöglichkeiten nachwiesen. Warum sollte denn auch aus dem Rückstand der Bierbrauereien, den Trebern, sich nicht ein brauchbares Handelsproduct bei entsprechender Behandlung entwickeln lassen. Sicherlich war von Anfang an ein ganz brauchbares Verfahren, das eine Veredlung des Futterstoffes zum Ziele hatte, vorhanden. Ob dieses aber geeignet war, darauf ein Unternehmen in so grossem Stile zu gründen, konnte den skeptischer Gesinnten zweifelhaft erscheinen. Doch gleich im ersten Geschäftsjahre wurden märchenhafte Dividenden ausgeschüttet, die Aktien wurden an der Börse eingeführt und nun war der Spekulation Tür und Tor geöffnet. Die Treberaktien stiegen zusehends. Alle, die auf schnelle Weise reich werden wollten, wurden mit in den Rausch, den die Glücksjäger erfasste, hineingerissen und die wenigstens dachten daran, sich über die eigentliche Fundierung des Unternehmens Gedanken zu

machen. In Wirklichkeit war bald die eigentliche Treberverwertung von sekundärer Bedeutung. Offenbar erwarb die Gesellschaft noch manch andere vielversprechende Erfindungspatente, die sich auf die Verwertung von Kadavern, von Holz und Holzabfällen bezogen. Alle diese Erfindungen wurden gleich in grossem Maßstabe realisiert, ohne sie vorher genügend auf ihre technische Durchführbarkeit und auf die Absatzmöglichkeiten der Erzeugnisse geprüft zu haben. Beständig wurde das Gesellschaftskapital erhöht, weil dauernd in Deutschland wie im Auslande neue Fabriken und Tochtergesellschaften gegründet wurden, [37] aber trotz den andauernden Kapitalserhöhungen wurden immer gute Dividenden bezahlt, die Kurse der Treberaktien, um die sich neben wagemutigen Kapitalisten insbesondere Minderbemittelte wegen der grossen Gewinnchancen geradezu rissen, stiegen unaufhörlich. In jener Zeit der wirtschaftlichen Hochkonjunktur hatte eben der Gedanke aus Abfällen grosse Werte zu schaffen, etwas ungemein Verlockendes, – in Kassel kursierte der sehr vielsagende Ausspruch eines Trebermannes „Aus Dreck Schokolade machen“ – – und für solche Zwecke strömten den Unternehmern Kapitalien, wie gesagt, verhältnismässig leicht zu. Selbst äusserst gewiegte Bankfachmänner unterlagen dem suggestiven Einflüsse einer so überlegen auftretenden Persönlichkeit, wie es der Generaldirector Schmidt tatsächlich war. Möglich ist ja immerhin, dass er anfangs selbst an den hohen Wert der von seiner Gesellschaft erworbenen Patente und deren früher oder später eintretenden Rentabilität geglaubt hat. Nur so konnte man es sich erklären, dass ihm die Directoren der Leipziger Bank die immer problematischer werdenden Gründungen der Tochtergesellschaften im In- und Auslande finanzierten und mit ihm durch Dick und Dünn gingen. Die fetten und immer grösser werdenden Dividenden, die dauernd die Treberaktien abwarfen, obwohl niemand recht zu sagen wusste, woher eigentlich die Gewinne kamen, beruhigten die meisten Aktienbesitzer, trieben die Kurse zu einer schwindelhaften Höhe und machten die Aktien zum gesuchtesten Spekulationspapier an den Börsen. Im Laufe der Jahre sind mehr als 50 Millionen Mark mit Hilfe der Leipziger Bank investiert worden. Nach meiner Erinnerung sind in Wirklichkeit Fabrikationsgewinne nie erzielt worden. Die Dividenden wurden den Emissionsgewinnen, die man bei den mit viel zu hohem Kapital gegründeten Tochtergesellschaften erzielte, bezahlt. So hatte der „geniale“ Generaldirector Schmidt ein Koloss auf tönernen Füßen errichtet, das über kurz oder lang schliesslich zusammenbrechen musste. Mit grosser Skepsis verfolgten die industriellen und Handelskreise Kassels wie überhaupt die ernstesten und ehrenhaftesten Geschäftsmänner diese fabelhaft anmutende Entwicklung der Trebertrocknungsgesellschaft und hielten sich von einer engeren Geschäfts-Verbindung mit dieser Gesellschaft möglichst fern. Mit einer sehr scharfen Kritik gegen die Gründertätigkeit der Leipziger Bank und der Trebergesellschaft setzte auch die Frankfurter Zeitung ein, bis dann im Jahre 1901 der Zusammenbruch der Leipziger Bank erfolgte, der schliesslich durch die einseitige Bindung an die Trebertrocknung der Atem ausgegangen war und die deshalb ihren Konkurs anmelden musste. Diese Bankkatastrophe erregte in Deutschland allgemeines Aufgehen und auch für Kassel begannen nun schwarze Tage. Den Besitzern der Treberaktien und den Gläubigern der Gesellschaft wurde nun die für sie überaus bedenkliche Situation blitzartig erhellt und als dann auch kurze Zeit darauf die Trebertrocknung ihren Konkurs anmelden musste, hatte Kassel seinen grossen Treberskandal. Zwar wurden viele Existenzen vernichtet, aber das an sich gesunde Kasseler Wirtschaftsleben wurde von dem Treberkrach doch nur unwesentlich berührt. Die Directoren der Leipziger Bank wie auch Generaldirector

Schmidt, den nun nicht mehr die Gloriette des Genies schmückte, wanderten ins Zuchthaus, während des letzteren Aufsichtsräte und engeren Mitarbeiter, deren geistige Potenz und Charakter schon immer Kassel nicht sehr hoch eingeschätzt wurden, mit mehr oder weniger hohen Gefängnisstrafen wegkamen. Der Director Exner von der Leipzig Bank wie Schmidt waren Jugendfreunde und kamen aus Kassel stammend von kleinbürgerlichen Verhältnissen her. Schmidt, der heute noch in Mexico leben soll, verstand sich wunderbar auf die äussere Repräsentation. Wenn er zu irgend einer Sitzung oder grösseren Versammlung nach ausserhalb zu fahren hatte, bestellte er sich einen Extrazug. Auch Mittel, die er anwandte, um die skeptisch gewordenen Handelskreise von der Rentabilität seiner Gründungen zu überzeugen, waren nicht gerade sehr wählerisch. So soll er einmal eine Gruppe Mitglieder der Kasseler Handelskammer nach Lyon zur Besichtigung einer neuen Holzes-[38]sigfabrik auf Kosten des Unternehmens eingeladen haben. Er verstand diese Mitglieder von der Rentabilität des neuen Unternehmens zu überzeugen, denn tatsächlich entströmte den Behältern in grossen Quantitäten das Endproduct, das in Wirklichkeit in der völlig unfertigen Fabrik nicht gewonnen war, sondern von aussen her zugeführt worden war. Essig war es jedenfalls. Ob allerdings Holzessig, das war wohl zu bezweifeln. Auf alle Fälle zogen die Kasseler Handelskammermitglieder völlig überzeugt und befriedigt wieder ab. Übrigens gilt auch für Kassel im Hinblick auf solche problematische Unternehmungen der bekannte Ausspruch des Weisen Ben Akiba „Alles ist schon einmal dagewesen“, denn in den dreissiger Jahren des vorigen Jahrhunderts erlebte die Kasseler Bevölkerung, wenngleich in weit bescheidenerem Ausmaße ähnliche Enttäuschungen bei einem Aktienunternehmen, das ebenfalls mit der Aussicht auf grosse Gewinne gegründet wurde. Ein hessischer, aber in portugiesischen Diensten stehender Edelmann, ein Herr von Eschwege, der in Brasilien und Portugal bei der Entdeckung von Goldminen vom Glück begünstigt war und in Anerkennung seiner Verdienste mit dem Generalstitel belohnt wurde, wusste, als er nach Kassel zurückkehrte, in den nach Reichtum dürstenden Kreisen seiner Überzeugung von einer unerschöpflichen Goldfülle des Eddersandes in so nachdrücklicher Weise Ausdruck zu verleihen, dass bald ein nicht unbeträchtliches Kapital zur Hebung dieser Schätze zusammengebracht wurde. Dass die Edder Gold mitführt, ist allgemein bekannt. In landgräflichen Zeiten sind sogar Dukaten aus dem Eddergold geschlagen worden. Neuerdings sind auch Bestrebungen im Gange, den Goldbergbau am Eisenberg bei Corbach wieder aufzunehmen. Von Eschwege wollte die brasilianischen Goldwäschermethoden, die sich wohl daselbst bewährt haben, auch an der Edder anwenden und liess entsprechende Apparate für einen Grossbetrieb konstruieren, aber da der Goldgehalt der Edder viel zu gering war, konnten nicht einmal die Betriebskosten gedeckt werden. Nach zwei Jahren musste der Goldwäscherbetrieb wieder eingestellt werden. Hier beruhte der Misserfolg lediglich auf Unkenntnis der ganzen Verhältnisse. Kassel wurde damals von einem wahren Goldfieber ergriffen. Die ergebnislosen Versuche verschlangen bald die aufgebrauchten Kapitalien und die Aktien sanken bis zur völligen Wertlosigkeit. Ihre Besitzer konnten sich ebenso wie etwa 75 Jahre später diejenigen der Treberaktien ihre Zimmer damit tapezieren lassen. Aber neben dem pekuniären Verlust, den die Goldsucher erlitten mussten sie dazu noch den Spott ihrer Mitmenschen ertragen, die das Scherzwort prägten: „Sie hatten sich Sand – Eddersand – in die Augen streuen lassen.“ Jedenfalls verdient das damals in Kassel grassierende Goldfieber als Curiosum und der Fehlschlag als eine immerhin nicht uninteressante Parallele zu dem

Treberkrach erwähnt zu werden. Wenige Jahre nach dem Treberskandal wurde Kassel von einer neuen, in ihren Auswirkungen freilich gegenüber dem Treberkrach harmloseren Krisis heimgesucht. Der allgemein wirtschaftliche Aufschwung in dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts rief eine bis dahin in Kassel kaum gekannte private Bautätigkeit hervor, die sich aber bald insofern als ungesund erwies, als sie über die natürliche Entwicklung weit hinausgriff. Der Rückschlag in Gestalt eines grossen Baukraches blieb daher nicht aus. Zu den Opfern in dieser Krisis zählten aber in erster Linie Bauhandwerker, die häufig von gewissenlosen Bauunternehmern, unter denen ein gewisser Echtermeyer zu trauriger Berühmtheit gelangte, zur Befriedigung ihrer Forderungen mit Hypotheken, die sich später als völlig wertlos erwiesen, abgefunden wurden. Noch lange Zeit nach dem Baukrach erhielt sich in der Kasseler Bevölkerung der ominöse Beiname „Hypothekenfriedhof“, den man dem von Echtermeyer gebauten Häuserblock Ecke Kaiser- und Hohenzollernstrasse beigelegt hatte. Bis zum Kriegsbeginn war trotz vereinzelter Krisenerscheinungen das verhältnismässig rasch aufgeblühte Kasseler Wirtschaftsleben durchaus gesund geblieben, weil die Industrie für ihre Erzeugnisse nicht nur im Inlande, sondern in immer steigendem Maße auch im Auslande gute Absatzmärkte fand. Dieser sehr wertvolle Auslandsabsatz schuf ihr eigenen [39] wertvollen Ausgleich für das völlige Fehlen eines industriellen Hinterlandes um Kassel herum, das schon stets der wirtschaftlichen Entwicklung Kassel's hindernd im Wege stand, denn fast das ganze Kurhessen – also heute der eigentliche Regierungsbezirk Kassel – ist von der Stadt Kassel und ihrer nahen Umgebung abgesehen industriearm und infolgedessen nur sehr schwach besiedelt und da auch ein grosser Teil der Bodenfläche mit Wäldern bedeckt ist, kommt auch der Landwirtschaft nur eine relativ geringe Bedeutung zu. Übrigens hielt die gute Konjunktur wie überall in Deutschland auch während der ersten Kriegsjahre noch an. Grösstenteils war ja nun die Production zwangsweise geregelt und als Hauptbesteller kam fast ausschliesslich der Staat in Betracht. Durch die grossen und einträglichen Lieferungen für den Heeresbedarf liessen sich die Meisten zunächst über die Scheinblüte des Wirtschaftslebens hinwegtäuschen, bis erst nach Kriegsende langsam die Erkenntnis von den verhängnisvollen Folgen einer Production reifte, deren Widersinn darin bestand, dass sie schliesslich nur zur Vernichtung diente. Trotz des verlorenen Krieges war wohl in den ersten Nachkriegsjahren die Industrie sehr gut beschäftigt. Der Inlandsmarkt war wegen der völlig erschöpften Vorräte zunächst sehr aufnahmefähig. Wenigstens einige der Auslandsmärkte, die unserer Industrie während des Krieges fast ganz verschlossen waren, öffneten sich wieder. Ausserdem brachte unserer gesamten Industrie die uns im Friedensvertrage auferlegte, sich aber in vieler Beziehung für uns sehr unheilvoll auswirkende Wiedergutmachung viel Arbeit, wenn sie auch wie gesagt für unser Vaterland von zweifelhaftem Werte blieb. Und doch war es den Hauptindustrien Kassel's nicht beschieden, sich nur annähernd wieder zu den Umsätzen aufzuschwingen, die sie in den Vorkriegsjahren erreichten. Gerade die grössten Kasseler Werke wie Henschel und Sohn, Wegmann, Crédé ebenso die grossen Textilfabriken gingen nach und nach recht schweren Zeiten entgegen. Durch den allmählich immer grösser werdenden Ausfall der Vorkriegsaufträge, die früher seitens der Eisenbahn, seitens der Heeresverwaltung und Marine erteilt wurden, waren diese Werke an der Auswertungsmöglichkeit ihrer Erzeugungskapazität gehindert, zumal der immer mehr zusammenschrumpfende Auslandsabsatz keinen nur annähernden Ersatz für diese Ausfälle zu bieten vermochte. Dauernd zu Arbeiterentlassun-

gen gezwungen mussten die Werke zu grossen Betriebseinschränkungen schreiten, bis sie sogar in den schlimmsten Jahren den Betrieb nur noch mit Not und Mühe aufrecht erhalten konnten. Ohne eine Umstellung auf neue Erzeugnisse ging es bei fast keinem der grossen Werke ab. Schliesslich ist sie aber durchweg gelungen. Nach den schwersten Krisenjahren, die zwischen 1928 und 1933 lagen, spürte man auch in der Kasseler Industrie nach dem ganz offenkundigen Aufschwung, den das Wirtschaftsleben im dritten Reich allenthalben genommen hat, wieder einen viel lebhafteren Rhythmus, ja, es hat sich sogar manche neue vielverheissende Industrie in Kassel in sehr grossem Stile wie z. B. die Industrie der Zellwolleherstellung (Spinnfaser Actiengesellschaft) und die Flugzeugindustrie (Fieseler Flugzeugbau GmbH) angesiedelt.

Wie schwer es auch sein mag, die künftige Entwicklung in Deutschland vorauszusagen, so deutet doch vieles darauf hin, dass uns ein Zurückfallen in die überstandenen Krisenzeiten erspart bleiben dürften und es besteht daher wohl auch die Aussicht, dass die zweifellos wesentlich gebesserte Lage des Kasseler Wirtschaftslebens, die mir bei meinen letztjährigen Besuchen stets auffiel, nicht nur Bestand haben wird, sondern es scheint auch die Annahme berechtigt, dass sowohl in Kassel selbst als auch in dem von Kassel abhängigen Wirtschaftsgebiete neue aussichtsreiche Entwicklungen einsetzen werden. So wird neben der Zellwolleerzeugung vielleicht der Holzreichtum Kurhessens die Grundlage für weitere Industrien bilden. In grösstem Umfange soll auch der Abbau von Kupfererz-vorkommen in der Gegend Rothenburg Fulda durch die von dem Mansfeld Konzern [40] gegründete Kurhessischer Kupferschieferbergbau G m b H betrieben werden. Sich auf die grossen Kalivorkommen im Werragebiet stützend führt der in Kassel ansässige Wintershall-Konzern den Aufbau einer Leichtmetallerzeugung durch. Die schon immer im Kasseler Bezirk gut entwickelte Basaltindustrie findet erhöhte Absatzchancen bei den neuzeitlichen Strassenbauausführungen und Planungen und neue Verwertungsgebiete werden sich für die grossen Braunkohlenvorkommen im Kasseler Bezirk erschliessen.

Auf landwirtschaftlichem Gebiete hat man den Bau und die Kultur des Flachses, der zur Rohstoffbasis der hochentwickelten Kasseler Textilindustrie gehört, wesentlich gefördert und teils auf genossenschaftlicher Basis teils durch die Initiative der Schwergewebeindustrie Vorkehrungen für Flachsröste geschaffen.

So sind neue Arbeitsgebiete, Um- und Ausgestaltungen in dem Kasseler Wirtschaftsgebiete entstanden, die man vor zehn oder gar selbst vor fünf Jahren kaum ahnte und die für die Zukunft die schönsten Hoffnungen erwecken.

Dass schliesslich Kassel demnächst am Schnittpunkt der von Norden nach Süden und von Osten nach Westen führenden Reichsautostrassen liegen wird, dürfte durch den zu erwartenden gesteigerten Verkehr rückwirkend auf die Hebung des allgemeinen Wirtschaftsleben nicht ohne Einfluss bleiben.

Geistiges Leben!

Fraglos ist es leichter, ganz allgemein von dem geistigen Leben einer Stadt zu sprechen, als dieses zu analysieren, ja, als den unendlich vielen, oft ganz verborgen fliessenden Quellen des grossen unaufhaltsamen Stromes geistiger Entwicklung, aus denen es gespeist wird, nachzuspüren. Selbst in Städten, wo unverkennbar ein durch traditionell gepflegte Kultur bedingter hoher, geistiger Lebensstil nachweisbar ist, wird es immer nur eine verhältnismässig dünne Oberschicht von Menschen geben, denen man schöpferische Geistigkeit oder wenigstens genügende Aufnahmefähigkeit und Empfänglichkeit für geistige Antriebe wird nachsagen können. Selbst heutzutage, wo gegenüber früheren Zeiten die Möglichkeiten zur Verbreitung geistiger Bildung viel reichhaltiger sind und daher zu einer grösseren Breitenwirkung führen, ist es auch nicht ganz leicht zu ermitteln, in welchen Kreisen und in welchem Umfange bei den Menschen über die Alltagsinteressen hinaus Resonanz für geistige Bestrebungen und wirkliche Teilnahme an diesen vorhanden sind. Die höhere oder geringere Geistigkeit, die man in einer Stadt mehr als in einer anderen zu finden meint, wird daher wohl stets in einem gewissen Grade von bestimmten Persönlichkeiten beeinflusst werden. Sind es Menschen mit höheren Geistesgaben, so werden die Ausstrahlungen ihrer geistigen Kräfte bald hier und dort spürbar werden. Solche Menschen werden stets das geistige Leben befruchten und die Wechselwirkung des steten Gebens und Empfangens wird dann jene geistige Atmosphäre entstehen lassen, von der man eben in jener Stadt mehr als in einer anderen einen Hauch zu verspüren vermeint. Nicht immer findet man ein so treffliches Schulbeispiel wie es Weimar bietet. Hätte je aus dem einst so kleinen und unbedeutenden Residenzstädtchen der Herzoginwitwe Anna Amalia – aus dem Musenwittwensitz wie der spöttische Heine das Weimar jener Zeit nannte – die später nicht mit Unrecht Ilm-Athen gekennzeichnete Stadt erblühen können, die im Laufe eines Jahrhunderts zu einem Zentrum deutschen Geisteslebens, ja, zu einem wahren Hort deutscher Dichtung und Kunst wurde, wäre dem kleinen Lande nicht in Karl August ein junger Fürst erstanden, in dem hohe geistige Begabung, freie Menschlichkeit und hochgemuter Sinn sich in so seltenem Maße vereinigten, dass dem unwiderstehlichen Zauber seiner Persönlichkeit nicht nur die begabtesten deutschen Geister, sondern auch der einfachste Mann erlagen. Den grössten deutschen Geist und Dichter zog es zu ihm mit geradezu magischer Gewalt und aus dem zwischen dem jungen Fürsten und dem nicht viel älteren Goethe geschlossenen Freundschaftsbunde erwuchs dem kleinen Lande und der Residenz Weimar ein Gewinn, über den die Geschichte des deutschen Geisteslebens in schier unerschöpflicher Weise zu berichten weiss. Gewiss gab es in Deutschland auch in anderen grösseren und kleineren Residenzen begabte Fürsten, aber nicht immer fanden diese wieder kongeniale Geister, mit denen sie ähnlich wie Karl August mit Goethe und Herder sowie mit Schiller im benachbarten Jena eine Schirmherrschaft des Geistes errichten konnten, um dann in ihren Residenzen jene geistige Atmosphäre zu schaffen, von der vorhin schon die Rede war.

Wenn ich nun auch Streiflichter auf das geistige Leben Kassels werfe, kann ich mit dem in die Vergangenheit zurückschweifenden Blicke nur wenig entdecken, was man mit den in dieser Beziehung besonders gearteten Verhältnissen in Weimar in Parallele stellen könnte. Und doch gab es, insbesondere in der Landgrafenzzeit, Ansätze zu einer gesteigerten Geistigkeit, die häufig direct von den Landesherren ausging und durch welche Menschen von hohen Geistesgaben an den landgräflichen Hof gezogen wurden. Ohne Frage müssen schon die Landgrafen Philipp, Wilhelm IV. und dessen Sohn Moritz geistig hochstehende Fürsten gewesen sein.

[42] Wie Wilhelm IV. den Beinamen der „Weise“ trug, so legte die Nachwelt dem Landgrafen Moritz den Beinamen des „Gelehrten“ bei, was bei der ausserordentlich vielseitigen Bildung und der grossen Gelehrsamkeit dieses Fürsten durchaus gerechtfertigt erschien. In die grosse, durch die Reformation in Deutschland hervorgerufene Bewegung geistiger Art griff der Landgraf Philipp, der Gründer der Universität Marburg, aktiv fördernd und vermittelnd ein, ja, sein Land stand damals im Brennpunkt bedeutender geschichtlicher Geschehnisse. Dem Landgrafen Wilhelm IV. verdankt die heutige Landesbibliothek ihre Entstehung. Die mathematische Begabung dieses Fürsten befähigte ihn zu ausgedehnten Forschungen. Jedenfalls wurden die exacten Wissenschaften von ihm bevorzugt. Physik, Botanik und Astronomie waren seine Steckenpferde. Auf seinem Schlosse (also nicht auf dem Zwehrenerturm) legte er sich eine für die damalige Zeit schon mustergiltig eingerichtete Sternwarte an. (Dieselbe hatte als erste des Continentes eine Dachkuppel.) Auf dieser Sternwarte soll er nach einem noch erhaltenen Werke 900 Sterne, deren Grösse und Standort er festlegte, beobachtet haben. Mit dem auf seine Einladung im Jahre 1575 nach Kassel gekommenen Dänen Tycho de Brahe, dem berühmtesten Physiker und Astronomen jener Zeit, der auch gleichzeitig der Lehrer Kepler's war, arbeitete er gemeinsam. In hoher Gunst stand auch beim ihm der von mir schon an anderer Stelle gewürdigte, aus der Schweiz eingewanderte Mechaniker Jobst Bürgi, den er im Jahre zu seinem Hofuhrmacher ernannte. Auch mit ihm arbeitete er viel gemeinsam in dessen Hause Graben Nr. 46. Dort rechnete Bürgi, der in den mathematischen Wissenschaften für die damalige Zeit eine Autorität war, als erster mit den von ihm erfundenen Logarithmen. Wer heute dieses unscheinbare Haus auf dem Graben betritt, wird darin kaum noch Spuren der einst hier mit dem Landesherren gemeinsam betriebenen geistigen Arbeit entdecken, noch sich von dem „Genio loci“ angeweht fühlen. Eine Hochblüte erreichte das Kassler geistige Leben unter der Regierung des Landgrafen Moritz des Gelehrten. Was alles von den geistigen und künstlerischen Fähigkeiten dieses Fürsten die Geschichte zu berichten weiss, mutet beinahe fabelhaft an. In seiner Residenz war er, der mit den gelehrtesten Männern seiner Zeit wetteifern konnte, jedenfalls selbst der grösste Gelehrte. Nach Thomas Lansius ist er Dichter, Redner, Philosoph, Rechtsgelehrter und Musiker gewesen. Auch andere Gelehrte und Künstler wusste er an seinen Hof, den er auch zu einer Pflegestätte künstlerischer Bestrebungen machte, zu ziehen. Der Dietrich von dem Werder, der deutsche Nachschöpfer des „Orlando furioso“ wirkte jahrelang in hoher Stellung und als sein persönlicher Freund an seinem Hofe, der als der glänzendste in jener Zeit überhaupt der Treffpunkt reisender Gelehrter und Künstler aus aller Welt war. Seinen Vater, dessen Vorliebe für Botanik er gleichfalls teilte, soll Landgraf Moritz an geistigen Fähigkeiten noch übertroffen haben. Von ihm wurde nach Kassel auch der Hesse Caspar Ratzen-

berger, ein grosser Botaniker, berufen. Das von diesem angelegte Herbarium, ein kostbarer Besitz des Kasseler Naturkundemuseums, ist als älteste Pflanzensammlung noch gut erhalten. Unter seinem Schutze erfreute sich auch der bedeutende Kupferstecher, Geograph und Historiker Wilhelm Dilich weitgehender Freiheiten. Das Bildungsniveau des hessischen Adels, das er nicht sehr hoch einschätzte, suchte er durch Gründung von Bildungsanstalten wesentlich zu heben. Die von ihm geschaffene Hofschule, das „Collegium Mauritianum“ war im Schloss und in der benachbarten Kanzlei (Renthof) untergebracht. An den Prüfungen nahm er selbst teil. Die Eröffnung dieses Collegiums am 3. Oktober 1599 wurde von ihm selbst mit einer in lateinischer Sprache gehaltenen Rede eingeweiht. 1604 wurde das Collegium mit der Universität in Marburg vereinigt. An seiner Stelle schuf er nun eine Ritterschule zu Kassel, die am 15. Febr. 1618 eröffnet wurde, aber nach dem Tode des Stifters wieder verschwand. Das ehemalige Karmeliterkloster diente der berühmten Ritterschule oder Ritterakademie als Unterkunft. Mit dieser Stiftung beabsichtigte er im erster Linie [43] aus den jungen adeligen Seelen frühzeitig bäurische Rohheit, Rauf- und Duellsucht sowie Junkerübermut zu verbannen, da dies zu seinem Schmerze der Reformation nicht gelungen war. Zur Hebung der geistigen Bildung geschah in jener Zeit also recht viel in Kassel. Ja, sogar unter Wilhelm V. wurde – was kulturhistorisch besonders bemerkenswert – Kassel eine Universitätsstadt. Allerdings sind die Quellen für die Geschichte dieser Universitätsgründung recht spärliche. Entstanden in den Nöten des 30 jährigen Krieges kam diese Universität nie recht zur Entfaltung. 1633 war ihre feierlicher Eröffnung und Joh. Crocius ihr erster Rektor. Sie bestand bis 1653 und die Frequenz war im Allgemeinen recht kümmerlich. In den Jahren 1640 und 41 vermerkt die Chronik z. B. nur den Besuch von 9 und 8 Studenten. Aus einer im Kasseler Stadtarchiv gefundenen Urkunde aus den 40er Jahren des siebzehnten Jahrhunderts geht der allmähliche Verfall dieser mit grossen Kosten geschaffenen Bildungsstätte, an der zu gewissen Zeiten ein Professor auf einen Studenten kam, deutlich genug hervor. Da beschwerten sich sämtliche Stipendarii bei der Landgräfin Amalie Elisabeth über die seit längerer Zeit unterbliebene Verpflegung und drohen, die Stadt zu verlassen, da keiner „wegen Verderbung des Landes einzigen hellers könne mächtig werden und manche von ihnen schon Tage lang kein Brod gehabt hätten.“ Die frühere Landesuniversität in Marburg war nämlich infolge des Erbfolgestreites 1625 in den Besitz des Landgrafen Ludwig V. von Darmstadt übergegangen, was wohl hauptsächlich den Landgrafen Wilhelm V. zur Gründung der Kasseler Universität bewogen haben mag. Später fiel allerdings Marburg wieder den Landgrafen von Hessen-Cassel zu und eine Universität in Kassel erübrigte sich dann. War also schon im 17ten Jahrhundert dank der Fürsorge der Landesfürsten, teilweise wenigstens ein recht reges geistiges Leben in Kassel erkennbar, so erfuhr dasselbe im 18ten Jahrhundert eher noch eine Steigerung, ja, insbesondere unter den Landgrafen Karl und Friedrich II. erreichte dasselbe eine neue Blüteperiode, in die näheren Einblick zu gewinnen, nicht uninteressant sein dürfte.

Diese beiden Fürsten kann man zur Kategorie der aufgeklärten oder erleuchteten Despoten zählen, wie sie im Gegensatz zu den brutalen Despoten früherer Jahrhunderte auch der preussische König Friedrich II. und der Kaiser Franz Joseph II. waren. Die geniale Persönlichkeit des Landgrafen Karl hatte ich schon bei verschiedenen anderen Gelegenheiten in's rechte Licht zu rücken versucht. Wie unter ihm das wirtschaftliche Leben in Kassel einen bemerkenswerten Aufschwung nahm, so

kamen auch von seiner Seite viele wertvolle und fördernde Antriebe, die der Entfaltung des geistigen Lebens in Kassel, zu Gute kamen. Die Gründung des Collegiums Carolinum, dessen feierliche Einweihung am 2. Novb. 1709 im neuen Kunsthaus am Steinweg stattfand, war sein urreigenstes Werk, in dem seine Bemühungen um die Förderung der geistigen Kultur ihre Krönung fanden. Über die Bedeutung dieser Studienanstalt, wie sie wenigstens von Anfang an gedacht war, sowie auch über ihren aufgeklärten Gründer, weiss der Geschichtsschreiber des Collegii Carolini Theodor Hartmann manches Interessante zu sagen: „... Das Zeitbedürfnis – so heisst es bei ihm u. A. – forderte eine andere Bildung als sie der zopfige Schulhumanismus seither gewährt hatte. Vor allem jedoch reizte der Blick auf die Kluft zwischen der Bildungsniveau der Lateinschulen und der durch die Fortschritte der mathematischen Wissenschaft, Naturwissenschaft und der neueren Philosophie in die Hörsäle der Universitäten eingedrungenen Aufklärung zum Versuche, die Lücke zu füllen. An dieser Stelle setzte Landgraf Karl den Hebel ein für seine Ausgestaltung des höheren Unterrichtes. Keiner unter den Kasseler Fürsten hat wohl einen helleren Blick gehabt für die Zeichen der Zeit und die Forderungen des Tages als der Fundator Collegii Carolini. Im Vollbesitz der Bildung seiner Zeit ist er ein durchaus moderner Mensch. Seine Neigung gehört den realen Wissenschaften, aber er liebt sie unter dem Gesichtspunkte ihrer prak-[44]tischen Verwendbarkeit zur Besserung der wirtschaftlichen Lage seiner Unterthanen. In diesem Zusammenhang hat man auch den Plan der Errichtung einer besonderen Vorbildungsanstalt für die Universität zu beurteilen, der zur Gründung des Collegiums führte. Der Zweck der neuen Anstalt war einen den modernen Anforderungen entsprechenden Vorbereitungskursus für das Universitätsstudium zu bieten. Erst in einem viel späteren Stadium hat dieses „Gymnasium illustre“, das von Anfang an beileibe keine Ritterakademie sein sollte, einen mehr aristokratischen Zuschnitt und seine Bildung einen weiteren Rahmen bekommen. ...“

Was aber eigentlich dem Landgrafen Carl vorschwebte, war die Gründung einer Akademie für Kunst und Wissenschaft in Kassel, zu deren Leiter er den bedeutendsten Physiker der damaligen Zeit Denys P a p i n berufen wollte. Wie im Wirtschaftsleben, so kannte auch auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaften Landgraf Karl seine hochfliegenden Pläne nur im begrenzten Maße verwirklichen. Es fehlten ihm wohl doch die grossen finanziellen Mittel, deren er zur Durchführung seiner edlen wie idealen Absichten bedurft hätte. Über des Landgrafen Karls gemeinschaftliche wissenschaftliche Arbeiten mit Denys Papin habe ich schon an anderer Stelle gesprochen. Als Papin Kassel verliess, waren es hauptsächlich die als Dozenten für das Collegium Carolinum gewonnenen Professoren Peter Wolfart und Lothar Zumbach – letzterer ein grosser Mathematiker und Astronom – mit denen er gemeinsam seiner wissenschaftlichen Bestrebungen nachging und seine Studien betrieb. Prof. Zumbach, der am Carolinum auch in Anatomie und Experimentalphysik dozierte, war auch zugleich der Leiter der landgräflichen Sternwarte, die auf dem noch heute vorhandenen, natürlich vielfach umgebauten Bellevueschlösschen eingerichtet wurde. Zumbach erfand auch eine grosse Anzahl astronomischer Instrumente, die der Kasseler Mechaniker J. A. Hergett ausführen musste. Landgraf Karl war wie seine Ahnen, insbesondere der Landgraf Moritz, aufrichtig bemüht, den Bildungsstand seines Volkes zu heben, zumal das hessische Schulwesen sehr im Argen lag und gerade die heranwachsende Jugend des Adels intellectuall verwilderte, aber weder beim Adel noch beim Volke fanden diese Bestrebungen den von den Landesherrn immer wieder erhofften Widerhall.

So verödete auch allmählich wieder das Collegium Carolinum, der Besuch liess bald nach der Gründung wesentlich nach, was die Professoren Wolfart und Zumbach zu einer Eingabe an den Landgrafen veranlasste, worin u. A. gesagt wird, dass die „Studiosi die sich in dem Collegio Physico Mathematico zware ahnfänglich sonder Zweifel auss einer blossen ahngebohrenen Curiosität häufig genug eingefunden, hernachsmahls aber wiederum ahngefangen haben, sich mehr und mehr zu verlihren.“ Wissbegierige Zuhörer oder solche die nur durch Neugierde getrieben wurden, fanden sich wohl ein. Es fehlte jedoch an festen Bestimmungen über die Aufnahme, durch die man eine Auslese unter den Hörern hätte treffen und von den Hörsälen minderwertiges Material fernhalten können. Trotzdem wurde das Carolinum fast das ganze Jahrhundert erhalten und erlebte unter dem Landgrafen Friedrich II. wieder einen grösseren Aufschwung, worauf noch an anderer Stelle zurückzukommen sein wird. Unter Landgraf Karl war das Hessenland – was zu seinem Ruhme gesagt werden muss – eine Zufluchtstätte für aufgeklärte Geister. So berief er u. A. nach Marburg den grossen Philosophen Christian von Wolff, den der tyrannische und in geistigen Dingen sehr dogmatisch denkende König Friedrich Wilhelm I. von Preussen – da Wolff's Lehren ihm nicht gefielen – aus Halle vertrieb. Binnen 24 Stunden musste der gelehrte die Stadt bei Strafe des Stranges verlassen.

In die Regierungszeit des Landgrafen Wilhelm VII. fällt die Gründung der berühmten Kasseler Gemäldegalerie. Als holländischer General und Gouverneur der Festung Maastricht hatte sich dieser Landgraf, dem allein der Ruhm für diese Schöpfung gebührt, ein grosses Verständnis für die niederländische Malerei des 17ten Jahrhunderts [45] erworben, das ihn befähigte mit Hilfe von feinsinnigen Kunstkennern eine wertvolle Sammlung von Gemälden dieser Schule zusammenzubringen, mit der er dann den Grund zu der Galerie legte. Das geistige Leben, das wohl unter diesem mehr den bildenden Künsten zugeneigten Landgrafen ziemlich stagnierte, kam erst wieder unter dem prachtliebenden, allerdings vornehmlich der französischen Kultur ergebenden Landgrafen Friedrich II. zu grösserer Entfaltung. Höchst ungerecht wäre es aber gegen diesen Fürsten, einem gutmütigen, duldsamen, aber auch leichtgläubigen Menschen, der vielleicht nicht ganz auf dem hohen geistigen Niveau seines Vorgängers, des Landgrafen Karl, gestanden haben mag, wollte man einige Mißgriffe, die er in seiner Vorliebe für die französische Kultur durch Berufung von französischen Scharlatanen und Ignoranten in Stellen, die besser von tüchtigen deutschen Gelehrten ausgefüllt worden wären, zu seinen Ungunsten ausdeuten. Seine Berater waren auf jeden Fall echt deutsch empfindende Männer von grosser staatsmännischer und wissenschaftlicher Begabung, durch deren Einfluss Friedrich II., der, wie er sich in seiner Prachtliebe an sein Idol, den französischen König Ludwig XIV. hielt, in seinen Bestrebungen aber, seinen Hof zu einem glanzvollen geistigen Zentrum in Deutschland zu gestalten, offenbar sich seinen berühmten preussischen Namensvetter zum Vorbild nahm. Tatsächlich wusste der gutberatene Fürst Gelehrte von grösstem Ruf an seinen Hof beziehungsweise an das von ihm wieder zu grösserer Bedeutung ausgestaltete Collegium Carolinum heranzuziehen. Nicht leicht wieder hat Kassel einen so auserlesenen Kreis hochbegabter Männer in seinen Mauern beherbergt, als unter diesem Landgrafen. Dass ein solcher Kreis auf hoher geistiger Stufe stehender Männer, die zumeist als Lehrkräfte am Collegium Carolinum wirkten, das Leben der kleinen Residenz, die ohnedies als eine Stadt des Frohsinnes und der Heiterkeit zu jener Zeit galt, an wissenschaftlichen Anregungen der mannigfaltigsten Art bereicherte, ist ohne Weiteres verständlich und da kaum in

einer anderen Residenzstadt Deutschlands eine solche illustre Gelehrten-gesellschaft um den Landesherren sich scharte, ist es wohl angezeigt, sich doch etwas näher mit diesen Männern zu beschäftigen. An Kassel's Hochschule, wie man das Collegium Carolinum, dieses Zwitterding zwischen einem höherem Paedagogium und einer Universität wohl nennen durfte, fesselte also der Landgraf Friedrich II. die namhaftesten Gelehrten der Zeit, Lehrer der Philosophie, der Welt- und Naturkunde, Geschichte, des Zivil- und Staatsrechtes sowie der Medizin u.s.w. Schon unter Wilhelm VIII. wurde im Jahre 1738 übrigens das Collegium Carolinum durch ein Seminarium medico-chirurgicum erweitert, weniger um die medizinische Wissenschaft zu fördern als einem praktischen Bedürfnisse zu dienen, nämlich dem Mangel an praktischen Wundärzten im Lande abzuhelpfen. Bei der Berufung der Gelehrten an dieses Collegium, das Friedrich II. ganz neu zu organisieren gedachte, hörte er besonders auf den Rat seiner nächsten Vertrauten, in erster Linie auf seine Staatsminister Graf Moritz [Martin!] Ernst von Schlieffen sowie Jacob Sigismund Waitz von Eschen, letzterer ein tüchtiger Staats- und Finanzmann. Von dem Augenblicke an, wo er die Berg- und Salzwerke Kurhessens übernahm, verbesserten sich die Einkünfte seines Landesherren Friedrich II. ganz erheblich. Mit Neid blickten andere deutsche Fürsten, ganz besonders der grosse Friedrich, auf ihren Kollegen in Hessen, der sich einer so tüchtigen Kraft in seinem Lande erfreuen konnte. Schliesslich trat Waitz von Eschen noch als Achtzigjähriger, da ihm schon lange die französische Günstlingswirtschaft unter seinem Landesherrn anwiderte, in die Dienste Friedrich des Grossen, um in Preussen als Staats- und Kriegsminister bis zu seinem Tode zu wirken, aber auch die des Landgrafen besonderes Vertrauen genie-senden Juristen Apellationsgerichtspräsident von Cannegiesser, einer der bedeutendsten hessischen Juristen und dessen Nachfolger von Fleckenbühl berieten ihren Fürsten gut. Schlieffen, selbst ein begabter Schriftsteller, hatte in der Gelehrtenwelt weitverzweigte Beziehungen und so kamen hauptsächlich durch seine Vermittlung der Weltreisende und Naturforscher Georg Forster, der [46] Anatom Samuel Thomas von Sömmering, der grosse Schweizer Historiker Johannes von Müller, der bedeutende Kameralist Chr. Wil. Dohm wie viele andere bedeutende Gelehrte – um nur noch einige zu nennen – die tüchtigen Juristen Höpfner und Runde, der Philosoph Tiedemann und unter den Medizinern Stein, der bedeutendste Gynäkologe seiner Zeit Huber, Böttger, Baldinger, Michaelis und Mönch nach Kassel. Die Fächer der Mathematik und Astronomie waren durch Stegmann und Matsko vertreten und als bedeutender Lehrer der Militärwissenschaften wirkte der aus Braunschweig gekommene Jacques Mauvillon. Dann ist noch genialveranlagten Professors Raspe und des Profes-sors Casparson zu gedenken, aber wie schon in früheren Zeiten fanden die Wissenschaftler in Kassel nicht den erhofften Wirkungskreis und einer nach dem anderen verliess Kassel schneller als es vielleicht dem Landesherrn lieb war. Der grosse Rechtslehrer Dohm trat schon nach Jahresfrist zurück, um seine Dienste Friedrich dem Grossen zu widmen. Schliesslich trat wieder das unglück-liche Missverhältnis ein, dass den arbeitsfreudigen Gelehrten, die alle noch im jüngeren Alter waren, die eigentliche Hörschaft fehlte. Kassel war eben auch jetzt noch kein Boden für diese gross-angelegte Bildungsanstalt, die schon nach der Stiftungsurkunde dem Hofmanne, dem Beamten, Gelehrten und Künstler eine allgemeine Bildung neben dem Fachstudium auf der Universität ver-mitteln sollte. Im Jahre 1782 zählte man an dieser Anstalt 32 Studiosen und darunter nur 2 Ausländer und 13 meistens noch in jugendlichem Alter stehende Professoren. Allerdings gehörten zu den Hörern

ausser den eigentlich Studierenden auch Gebildete aller Stände. Die Dozenten selbst betrachteten das Collegium Carolinum wohl nur als Durchgangsstation. Es war daher nicht zu verwundern, dass, nachdem die Lebensfähigkeit der mit so grossen Geldopfern unterhaltenen Bildungsstätte schon während der letzten Regierungsjahre des Landgrafen Friedrich II. in Frage gestellt war, sein Nachfolger der Landgraf Wilhelm IX. nach seinem Regierungsantritt nichts Eiligeres zu tun hatte, als dieses wissenschaftliche Institut ganz aufzuheben und die an ihm wirkenden Professoren, soweit sie nicht schon selbst Kassel verlassen hatten, nach Marburg an die Landesuniversität zu versetzen. Musste dieser erlesene Kreis gelehrter Männer, wie er mancher deutschen Residenz der damaligen Zeit zur Ehre gereicht hätte, am Collegium Carolinum wie gesagt auf eine ähnliche Hörschaft, wie sie an grösseren Universitäten vorhanden ist, verzichten, so fanden doch jene Gelehrten Zeit und Muße zu Forschungen und wissenschaftlichen Arbeiten aller Art wie auch untereinander zu interessantem Gedankenaustausch. Zudem sah der trotz seiner Prachtliebe in seinen äusseren Formen sich ungemein schlicht und einfach gebende Landgraf Friedrich II. sie gern bei sich, nahm an ihren Forschungen und wissenschaftlichen Bestrebungen den regsten Anteil, wenn auch sein Hauptinteresse sich in erster Linie auf das naturkundliche und geschichtswissenschaftliche Gebiet konzentrierte. Wie seine Vorgänger hatte auch dieser Landgraf eine betonte Vorliebe für Experimente. Von jeher waren ja die früheren hessischen Landgrafen leidenschaftliche Laboranten bei den Alchymisten, die sie an ihren Hof zogen. So arbeitete auch Friedrich II. gern im Laboratorium des Chemiker Prizier und verpuffte mit diesem viel Geld für ziemlich zwecklose Versuche, die sich von denen der Alchymisten noch nicht viel unterschieden, denn die Alchymie stand damals noch ebenbürtig im Kreise der ernsthaften Wissenschaften. Über die Menschen hatten noch dunkle Mächte Gewalt. In vielen Gemütern wurzelte noch die Überzeugung, dass fern von dem Wege sinnlicher Erkenntnis und verständigen Denkens eine unmittelbare Anschauung der tiefsten Geheimnisse zu erreichen sei; daher trieben Mysticismus, Geisteserheerung und Geheimbündelei zu jener Zeit am Hofe des Landgrafen Friedrich II. ihr Unwesen und gerade unter der Hofgesellschaft fanden sich viele Anhänger, die den Sekten der Rosenkreuzer, dem Orden der Tempelherren und dem Illuminatenorden angehörten. [47] In den Jahrzehnten des 18ten Jahrhunderts, die dem eigentlichen Aufklärungszeitalter vorausgingen, waren selbst ganz bedeutende und philosophisch geschulte Köpfe einer schrankenlosen träumerischen Gedanken-spekulation sehr zugänglich. Damals kamen in Kassel auch die Freimaurerlogen zu grösserer Entfaltung. Ihnen gehörten ausser Angehörigen des landgräflichen Hauses der hohe hessische Adel, die meisten Dozenten des Collegium Carolinum, die Künstler und ein Teil des gebildeten Bürgertumes an. Die grosse Freimaurerloge in Kassel sollte die verschiedenen Stände zum Bruderbunde der Humanität zusammenschliessen, an sich wohl eine der schönen Tendenzen dieses Ordens, aber die sogenannte Brüderlichkeit blieb etwas rein Äusserliches und vermochte nicht die stark betonten Standesunterschiede auszulöschen wie es auch der Historiker Johs. Müller in einem Briefe von 1782 bestätigt, worin er u. A. sagt: „Die steife Entfernung der verschiedenen Stände in Kassel ist mir lästig.“ Der eigne Sohn Friedrich II. der Landgraf Karl, der Bruder des späteren ersten Kurfürsten Wilhelm I., beschäftigte sich sein ganzes Leben hindurch vornehmlich und angelegentlichst mit dem geheimen Ordenswesen, mit der Freimaurerei Rosenkreuzerei und dem Illuminatismus sowie mit Theosophie, Alchymie, Astrologie und anderen geheimen Wissenschaften. Selbst Grossmeister der

Freimaurerloge war er als einer der Erweckten seiner Zeit so richtig der Typ jener Männer, die der weiter obengekennzeichnete Geistesrichtung sich zuwandten und unterhielt auch enge Beziehungen mit allen berühmtesten und gefeiertsten Männern, die den gleichen Bestrebungen huldigten mit Lavater, Jung Stilling mit dem Theosophen St. Martin, dem Übersetzer von Jacob Böhme. Auch der damals an den Hof gekommene, geistig ausserordentlich rührige, junge hannoversche Freiherr von Knigge, der spätere Verfasser des „Umgangs mit den Menschen“ unterlag ganz den Einflüssen der Geheimbündelei. Aber, wie man sich auch heute zu diesen mystischen, weltanschaulichen Bestrebungen stellen mag, damals beherrschten sie nun einmal das Geistesleben. Zweifellos war aber in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts Kassel eine ungemein lebendige und geistig regsame Stadt.

Schöpferische Geistigkeit, soweit man von solcher überhaupt sprechen darf, ging aber kaum von den eingeborenen Hessen aus. Zumeist waren es begabte von aussen herangezogene Männer, die dem Kasseler geistigen Leben jener Zeit das charakteristische Gepräge gaben. Alle deutschen Stämme sind nun einmal nicht gleich begabt und gerade in ihrer völkischen Eigenart findet die geistige Elasticität der Niederhessen, die, wie die Friesen der einzige germanische Volksstamm sind, der nach den prähistorischen Funden seit Mitte des dritten Jahrtausend vor Beginn unserer Zeitrechnung seinen Wohnsitz nicht mehr verändert haben soll, ihre natürliche Begrenzung. Im Wesen der Niederhessen liegt etwas Kernhaftes, Nüchternes und Verständiges, aber auch wenig Schwunghaftes. Nie recht heimisch sind sie in den Bezirken der Träume, Phantasie und Dichtung geworden. Dies ist wohl von den Landesfürsten stets erkannt worden und deshalb waren diese zur Förderung eines geistigen Aufschwunges in ihrem Lande immer bemüht, dem niederhessischen Stamme frisches Blut von aussen zuzuführen. Mit der kernigen Art des Niederhessen steht aber durchaus sein ausgezeichneter Rechtssinn im Einklang. Dieser ist in ihm ungemein lebendig und es ist daher wohl nicht gerade Zufall, dass der hessische Volksstamm hervorragende deutsche Rechtsgelehrte, wie den berühmtesten noch im 18ten Jahrhundert geborenen Juristen Savigny – um nur einen zu nennen – hervorgebracht hat. In seinem Kampf ums Recht ist der Niederhesse von einer Starrköpfigkeit, die ihresgleichen sucht, im guten wie auch manchmal im schlimmen Sinne. Übrigens ist die Rechtspflege in Hessen-Cassel schon seit Jahrhunderten schnell und gut gewesen und ihr haben die Landesfürsten von jeher ihre besondere Aufmerksamkeit und ganze Sorgfalt zuwenden müssen. In dem schon um 1743 geschaffenen Oberappellationsgerichte, das an [48] die Stelle der Reichsgerichte trat, besass Hessen-Cassel ein Rechtsinstitut, dessen durch landesherrliches Edikt vom 26/XI 1743 gewährleistete völlige Unabhängigkeit in dem lange absolutistisch regierten Lande, den Adel wie die Bürger vor jeder Willkür schützen sollte. Bei diesem Gerichtshofe machte sich schon neben dem wissenschaftlichen Sinne eine gesunde Auffassung für die Anforderungen des praktischen Lebens geltend und dieser Tradition ist das Rechtsinstitut bis in die kurhessischen Zeiten treu geblieben. In der deutschen Rechtsentwicklung wurde allgemein anerkannt, dass Kurhessen, insbesondere in der fein ausgebildeten Rechtssprechung in Stattsachen mit an der Spitze marschierte.

Der schon erwähnte nüchterne, allen träumerischen und spekulativen Gedanken durchaus abholde Sinn der Niederhessen kam wieder ihrer besonderen Zuneigung für naturkundliche und geschichtliche Wissenschaften zu Gute und insbesondere auf dem Gebiete der Geschichte haben alle in dieser

Richtung sich äussernden geistigen Bestrebungen in Kassel bei der eingeborenen Bevölkerung einen fruchtbaren Boden gefunden. Gerade in das 18te Jahrhundert fallen die Anfänge hessischer Geschichtsschreibung nach wissenschaftlicher Methode, aber ohne die Kasseler wissenschaftlichen Institute, wie die landgräfliche Bibliothek, die Kunstkammer und die Archive wären natürlich geschichtliche Studien, wie sie schon im 18ten Jahrhundert systematisch unter dem Landgrafen Friedrich II. betrieben wurden, kaum denkbar gewesen. An den Professor der Rechte Francois Hotmann, Basel, der dem Landgrafen Wilhelm IV. als wissenschaftlicher Beirat in vielen Fragen zur Seite stand, schrieb dieser kluge Fürst um das Jahr 1580 herum in folgender Weise: „Übrigens geehrter Doctor Hotmann wird mit Ende dieses Sommers die neue hier zu Kassel erbaute Kanzlei (– der heutige Renthof –) in allen ihren Teilen so Gott will fertig werden. Wir haben schon angefangen, sie auch mit anderen Schmuckgegenständen zu zieren, die unseres Erachtens dieses Namens nicht unwert ist.“ Hier dürfte wohl die im Entstehen begriffene landgräfliche Bibliothek zum ersten Male erwähnt sein. Sicher war es in erster Linie des Fürsten Wunsch, mit der von ihm im Jahre 1580 gegründeten Bibliothek den Glanz und Ruhm seines Hofes zu erhöhen, denn selbst dieser den Beinamen „der Weise“ tragende Fürst des Renaissancezeitalters legte nach den Feststellungen des Bibliotheksdirector Dr. W. Hopf weniger Wert auf wissenschaftlich wertvolle Bücher als auf prächtige Ausstattung. Die Bücher sollten – wie es ja auch der Brief an Hotmann schon verrät – vor allen Dingen die Kanzlei schmücken. Die grossen Foliobände waren daher fein säuberlich in mit weissen Leder überzogenem Holz gebunden. Eine wesentliche Bereicherung erfuhr die neugegründete Bibliothek durch die Bücher und Handschriften, die ihr als Schätze aus früheren Klöstern zuflossen. So gelangte u. A. im Jahre 1661 die Fuldaer Jesuitenbibliothek und damit auch die wertvolle Handschrift des Hildebrandliedes nach Kassel. Als die schönste und wertvollste Erwerbung, die der Kasseler Hof durch Erbschaft Ende des 17. Jahrhunderts gewann, darf man wohl die Pfälzer Hofbibliothek aus Heidelberg ansehen.

Will man das geistige Leben Kassels nach verschiedenen Richtungen beleuchten, so wird man auch noch an anderer Stelle Gelegenheit nehmen müssen, dieser Bibliothek, die aus kleinen Anfängen während mehr als dreieinhalbhundert Jahren sich zu einem höchst bedeutsamen wissenschaftlichen Institut entwickelt hat, die ihr gebührende Würdigung zuteil werden zu lassen.

Wegbereiter des Geistes wurde das im Schrifttum niedergelegte Gedankengut der Menschen erst in einem wirklich ausgedehnten Maße, als die Bücher nicht mehr in stiller Klosterzelle von fleissigen Mönchen von Hand auf Pergament geschrieben entstanden, sondern als die mit Lettern arbeitende Druckerpresse dem Gedanken eine raschere Verbreitung sicherte und die engen Grenzen sprengte, [49] in denen vor Erfindung der Buchdruckerkunst geistige Beeinflussung der Menschen überhaupt möglich war, denn mit der Einführung des Papiers und der Erfindung des Druckes erhob sich das Denken zu einer Weltmacht.

Im Lusthaus der Aue sollte in Kassel die *erste* Druckerei ins Leben treten. Der gelehrten Neigung huldigende Landgraf Moritz war es, der die Initiative dazu ergriff. Einem angeblich aus Bremen eingewanderten Wilhelm Wessel erteilte der Landgraf Moritz das Privilegium zur Errichtung einer Druckerei, die zunächst im oben erwähnten Lusthaus ihr Unterkommen fand. Da aber Wessel zu dem

Betriebe dieser Druckerei nicht die erforderlichen Geldmittel besass, nahm er einen Rector als Teilhaber auf. Dieser starb aber schon 1597 an der damals in Kassel wütenden Pest und Wessel musste bis zu seinem Tode im Jahre 1626 wieder allein wirken. Indes ohne die Subvention des Landgrafen Moritz hätte die Typographia Mauritiana – wie sie zuerst hiess – kaum bestehen können. Nach Ermittlungen aus einem fürstlichen Ausgabebuche gab der Landgraf aus seiner Tasche schon im Jahre 1597 Zweihundert Taler für Papier her. Im Jahre 1608 betrug die fürstlichen Beihilfen für Papier und die Typen für eine Bibelausgabe 2054 Taler und für ein anderes Werk 1004 Taler. Die ersten Bücher, die aus dieser ältesten Kasseler Druckerei hervorgingen, waren ein „hessisches Wappenbuch“ und im Jahre 1615 die „hessische Chronik und Ortsbeschreibung“ von Wilh. Dilich, aber auch verschiedene Bücher, die den Landgrafen Moritz und andere auswärtige bekannte Schriftsteller jener Zeit zu Verfassern hatten, wurden bei Wilhelm Wessel Kassel gedruckt. So ging im Jahre 1615 aus dieser Druckerei auch der an alle Staatsoberhäupter und Gelehrten Europa's erlassene Aufruf der bereits erwähnten seltsamen mystischen Loge hervor, die besonders im 17ten und 18ten Jahrhundert sich einer starken Anhängerschaft erfreute. Diese merkwürdige Schrift der Fama fraternitatis R. C. d. h. Roseae Crucis war die Confession der Bruderschaft des Rosenkreuzerordens, eine Art Proklamation, in der sie eine Generalreform in wissenschaftlichen und moralischen Bezüge verkündigte. Gemäß den Satzungen der ersten apostolischen Kirche war es die Absicht dieser Fraternität, alle Sekten aufzuheben. Recht dunkel und mystisch klingen die Forderungen, die sie an ihre Mitglieder stellt. Jeder ihrer Bruderschaft sollte ein solches Leben führen, als wenn er von Anfang der Welt gelebt habe und bis ans Ende der Welt leben werde und keiner sollte irgend eine seiner Handlungen verhehlen, dabei weder Armut scheuen noch Krankheit noch Alter.

Nach dem Tode Wilhelm Wessel's übernahm sein Sohn Johannes die Druckerei, während seine Wittve – da sie kaum etwas von ihrem Manne geerbt hatte – in der Wildemannsgasse neben der Wirtschaft zum „Wilden Manne“ kümmerlich durch Branntweinverkauf ihr Leben fristen musste und die Kasseler Einwohner auf ihre Art – wie ein Kasseler Schriftsteller witzig bemerkte – mit „geistiger Nahrung“ versorgte. Vielverheissend waren also die Anfänge des Kasseler Buchdrucker- und Verlagswesens nicht. Im Jahre 1694 gründete Landgraf Karl die Hofdruckerei, die im Jahre 1802 mit der von Friedrich II. ins Leben gerufenen Waisenhausdruckerei vereinigt wurde. In dieser erschienen die Hessen-Cassel'schen Kalender, die Cassel'sche Bibelausgabe, Gesangbücher und im Jahre 1819 das erste Kasseler Einwohnerbuch. Während des ganzen 18ten Jahrhunderts schon lag das Buchdruckereigewerbe hauptsächlich in den Händen der Familien Hampe, Estinne und Heinrich Schmiedt. Vielfach waren die Drucker gleichzeitig Verleger und Buchhändler. Literarisch bedeutende Werke wurden indes kaum in jenem Jahrhundert in Kassel verlegt. Doch zur Verbreitung geistiger Kost gab es auch schon grössere Buchhandlungen u. A. die Cramer'sche Buchhandlung, die schon seit 1718 bestand, die Hofbuchhandlung von Hemmerede, die französischen Buchläden Fontenay und Villette. Hieraus sollte man eigentlich schliessen, dass für die geistigen Bedürfnisse der gebildeten Welt gut gesorgt war. Und doch schien den Ansprüchen der in Kassel [50] versammelten Gelehrten der Kasseler Buchhandel nicht gerecht werden zu können, denn in den achtziger Jahren des 18ten Jahrhunderts schrieb der Weltumsegler und Professor der Naturkunde Georg Forster an seine Freunde

in der ganzen Welt, dass ihm in Kassel viel zuwenig Büchermaterial zur Verfügung stände. So schrieb Forster unterm 8. Aug. 1781 an Jacobi:

„Niemand liest in Kassel. Ich bekomme hier kein Buch zu sehen oder zu lesen, wenn ich es nicht kaufe. ...“

Ja, selbst die landgräfliche Bibliothek, die damals schon über einen recht ansehnlichen Bücherbestand verfügte und schliesslich den Mittelpunkt des geistigen Lebens bilden sollte, war doch nicht so umfassend, dass sie genügend Buchmaterial für alle Wissensgebiete den damals in Kassel wirkenden Gelehrten bereit stellen konnte. Die unmittelbaren Nachfolger des Bibliotheksgründer, des Landgrafen Wilhelm IV., brachten diesem Institute nicht das tiefe Verständnis entgegen, das für dessen Fortentwicklung erforderlich gewesen wäre. Sie beschränkten sich lediglich darauf, dem Institute die für seine Erhaltung unbedingt notwendigen Mittel zur Verfügung zu stellen. Auch für die würdige Unterbringung der wertvollen Büchersammlung geschah seitens der Landgrafen recht wenig. Längst war sie von der Kanzlei im Renthof in die oberen Räume des Marstalls übergesiedelt. Dort, wo der Kalk von der Decke und den Wänden fiel, waren die Werke bei dem so entstehenden Staube wirklich nicht ideal untergebracht. Neben den Bibliotheksräumen lagen auch noch die Fruchtkammern, die ein wahres Paradies für Mäuse waren und der Bibliothekar musste auch eine Art Kammerjäger sein, wenn er die Bücher und Handschriften vor Mäusefrass bewahren wollte. Nicht immer mögen auch die geeignetsten Männer zu ihrer Verwaltung berufen worden sein. Zu den tüchtigsten Bibliothekaren des 16ten und 17ten Jahrhunderts zählten zunächst der erste Bibliothekar Johannes Buch sowie später die Bibliothekare Scholasticus und Michael Angelocrator. Als die kurzlebige Kasseler Universität wieder nach Marburg verlegt wurde, tauchte auch der Gedanke auf, die fürstliche Bibliothek nach Marburg abzugeben und gerade Scholasticus war es, der sich dagegen wehrte und dies verhinderte. In die Amtszeit dieses Bibliothekars und des Michael Angelocrator fällt ein Vorgang, der ein bezeichnendes Licht auf die mangelhafte Ordnung, in der die Bibliothek im 17ten Jahrhundert gehalten wurde. Wer heute öffentliche Bibliotheken benutzt, weiss, wie von der Verwaltung auf strikte Einhaltung der Ausleihbedingungen geachtet wird und wer ein Buch über die gewährte Frist behält, darf sicher sein, bald mit einer energischen Anmahnung bombardiert zu werden. Es ist ja ganz natürlich, dass ohne solche strenge Innehaltung der Bibliotheksausleihbedingungen weder Ordnung noch Disziplin im Interesse der Gemeinnützigkeit aufrechterhalten werden kann. Mögen auch heute noch aus Nachlässigkeit und Gewissenslosigkeit der Entleiher Verfehlungen gegen die Bibliotheksordnung vorkommen, so werden sie aber wohl stets belanglos erscheinen einem Falle gegenüber, über den der Bibliothekar und Historiker Dr. Carl Scherer nach Studium der alten Archive aus dem 17ten Jahrhundert zu berichten weiss:

„Der Professor Crocius hatte bei seiner Übersiedlung nach Marburg, an dessen Neubegründeter Hochschule er einen Lehrstuhl erhielt, eine grössere Anzahl meist wertvoller Werke am 24. Juni 1653 aus der fürstlichen Bibliothek zu Kassel erhalten, um sich „deren bey der hohen Schul ein Jahr über zu gebrauchen.“

Crocius, der nach Jahresfrist nach Kassel zurückzukehren gedacht hatte, kam hinterher nicht wieder von Marburg fort und so sehen wir ihn auch noch 1659 im Besitz jener Bücher. Damals bewog die Besorgnis vor baldigem Tode den Gelehrten, sich am 15. Juni freiwillig zu melden mit der

Anfrage, wohinter die entliehenen Werke abliefern könne. Entsprechend dem landgräflichen Befehl wurden die Bücher durch den Dr. med. Chr. Fr. Crocius, der Universitätsbibliothekar war, aus dem Hause des Entleihers abgeholt und nebenst der UniversitätBibliotec absonderlich und wohlverwahrt“ hingesezt. Nun ruhte die Angelegenheit und mit ihr die Bände auf der Marburger Universitätsbibliothek bis Angelocrator [51] (der latinisierte Name Engelhard) unterm 6. April 1661 die Rücklieferung wieder in Anregung brachte. Aber es gingen weitere vier Jahre ins Land, ehe nach Marburg die Verfügung erging, die dort aufbewahrten Bücher sollten eingepackt und so lange hingestellt werden, bis man Gelegenheit zur Überführung nach Kassel hätte. Jetzt scheint zum Unglück die Gelegenheit ausgeblieben zu sein, weshalb Angelocrator nochmals am 27. September 1666 in recht bestimmtem Tone die Angelegenheit höheren Orts in Erinnerung brachte. Dies half endlich. Bereits am nächsten Tage wurde der Dr. Crocius angewiesen, die „fasse“ [!] mit den Büchern dem Kammerrath Walther zu zeigen, während letzterer den Befehl erhielt, dafür zu sorgen, dass sie „von ampt zu ampt durch einen express wohlverwahrt und unbeschädigt abgeschickt“ und „womöglich in Begleitung jedenortes Landsknechte bis anhero zur Bibliothek gebracht und Dr. Angelocrator überlieffert“ würden.

Damit wird denn die in dieser Hinsicht recht lehrreiche Entleihungsgeschichte endlich ihren Abschluss gefunden haben. ...“

Nachdem die Bücher also mehr als *13 Jahre* der landgräflichen Bibliothek ferngeblieben waren, fühlte sich doch angesichts solcher Mißstände der neue Bibliotheksinspector Angelocrator veranlasst, zur Vorbeugung ähnlicher Vorkommnisse eine Eingabe an den Landgrafen vom 10. April 1665 zu richten, worin er denselben bat, „dass Ihre Durchlaucht möchte ein Befelch ertheilen, das wer Bücher der Fürstl. Bibliothec entlehen würde, das er solche innerhalb vier wochen wider gantz undt unbefleckt wider einliefferen und nicht jahr undt tag bey sich behalten müsten.“

Diesem Vorschlage wurde sofort entsprochen mit dem Hinzufügen, dass jeder Entleiher eine „schriftlich einschickende und beylegende Uhrkundt“ auszustellen habe und sofort nach Ablauf von 4 Wochen bei Nichteinlieferung Anmahnung erfolgen solle, eine Anordnung, die fast unverändert bis heute in den meisten grossen öffentlichen Bibliotheken in Kraft geblieben ist.

Als die landgräfliche Bibliothek sich noch – notdürftig untergebracht – im Marstall befand, soll ein Teil der Bücher, hauptsächlich einige riesige Folianten, namentlich juristische Glossatoren, mit kleinen Ketten an den Reposituren befestigt gewesen sein. Man wird wohl auch in früheren Jahrhunderten mit den Gelehrten oder Studierenden in manch anderer Hinsicht unangenehme Erfahrungen gemacht haben, um zu solchen für unsere heutigen Begriffe eigenartigen Einrichtungen Zuflucht zu nehmen. Nach den „hessischen Merkwürdigkeiten“ von Justi befindet sich jedenfalls in der Sammlung der hessischen Landesordnungen (Th. 1 S. 202 § 17 vom 14. Januar 1564) unter anderem

„in einer Reformation oder Konstitution, welche vom Landgrafen Philipp dem Grossmütigen herrührt und die Einrichtung und Verwaltung der Universität Marburg betrifft, folgende Stelle, die den Genius des damaligen Zeitalters in literarischer Hinsicht charakterisiert: „... Dieweil auch zu eygner gemeynen Bibliothecen inn allen Faculteten allerhandt Bücher allbereyt gezeugt sein und noch weiter gezeugt werden sollen, den Professoribus et Studiosis zum besten, so sol der Reformator und Rector eynen geschickten man auss den Professoribus ordnen, der diese Bibliothecam anrichte und

in Verwarung habe, auch jederzeit davon rede und antwort gebe. *Und damit die Bücher nit verrückt werden, so sollen sie alle an Ketten geschmidt.* Auch eyn ordentlich Inventarium darüber gehalten, und eynen jeden Professori und Studioso vergont werden, in solche Bibliothecam zu gehen. Doch das keyne Bücher privatim davon getragen noch verlauhen auch keyne bletter daraus geschnitten werden. ...“

Heute wird man wohl in öffentlichen Bibliotheken kaum noch auf „angekettete“ Bücher stossen, obwohl dies selbst noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts keine ungewöhnliche Erscheinung gewesen sein soll, denn der französische Schriftsteller de Brosse entdeckte auf seiner Italienreise – wie er berichtete – dass die Bücher der Bibliothek [52] der Medicis zu St. Lorenz in Florenz, die einzig und allein aus Manuscripten, die auf grossen Pulten standen, bestehen, bandweise mit eisernen Ketten an denselben befestigt waren, so dass man sie nicht von ihrem Platze wegnehmen konnte.

Eine Renaissance sollte die landgräfliche Bibliothek erst unter dem Landgrafen Friedrich II., den man geradezu ihren neuen Stifter nennen könnte, erleben. Unter seiner Regierung fand die Bibliothek endlich eine Unterkunft, die einer so wertvollen, später noch näher zu kennzeichnenden Sammlung angemessen war. In das prächtige von ihm erbaute Museum Fridericianum siedelte die Bibliothek jetzt über. Die Summe zur Anschaffung von neuen Werken wurde von ihm verdoppelt und er wollte auch kein Opfer scheuen, um für die Bibliotheksleitung die geeignetsten Männer zu finden. Aber gerade in dieser Beziehung scheiterte sein bester Wille an seiner Schwäche, die er nun einmal für drei Franzosen seiner Umgebung hatte. Auf Voltaire's Empfehlung hatte er sie nach Kassel kommen lassen, namentlich den Marquis de Luchet, den Chevalier de Merciat [Nerciat] und den Marquis de Trestondam. Der erstere, Marquis de Luchet, war unter Anderem Directeur des Théâtres Surintendant der Hofkapelle und zugleich Secrétaire de la Société des Antiquités. Ein offener Fehlgreif war es nun, dass der Landgraf ihn auch zum Bibliothécaire ernannte. Neben ihm wirkten in der obersten Leitung der Bibliothek der Chevalier de Nerciat, während ein so bedeutender Mann wie der Historiker Johs. Müller und die fachlich sehr gewandten Assistenten Schmincke und Jacob [Friedrich Wilhelm!] Strieder, dessen Lebenswerk die aus zahlreichen Bänden bestehende Gelehrten-geschichte von Prof. Justi nach des ersteren Tode zu Ende geführt wurde, unter den französischen Ignoranten arbeiten mussten. De Luchet war ein ausserordentlich fruchtbarer Schriftsteller auf allen möglichen Gebieten und der Hauptvertreter der französischen Kultur am Kassler Hofe wie dank des Einflusses, den er auf den Landgrafen ausübte, unbestrittener Dictator in allen Fragen des literarischen und künstlerischen Geschmacks. In Kassel wurde er aber allgemein als grosser Scharlatan angesehen was er sicherlich auf dem Gebiete des Bibliothekswesens gewesen sein mag. Zum Schrecken Strieder's schuf de Luchet aus der früher schon vortrefflich geordneten Büchersammlung ein wildes Chaos, ja, ein so ungeheuerliches Durcheinander, dass es erst nach dem Weggange de Luchet's nach dem Regierungsantritt Wilhelm IX., als Strieder sein Nachfolger wurde, mehrerer Jahre bedurfte, um wieder einigermaßen Ordnung zu schaffen. Aus der landgräflichen Bibliothek wurde schliesslich nach Beginn des 19ten Jahrhunderts eine kurfürstliche. In dem kurzen siebenjährigen Interregnum König Jérôme's kamen die Prachträume des Museum Fridericianum in erster Linie für politische Zwecke in Betracht – Jérôme liess grosse Umbauten vornehmen und aus dem auch die Bibliothek

bergenden Museum machte er ein „Palais des Etats“ (Ständepalast). Am 14. März wurde ihm in dem prachtvoll hergerichteten Sitzungssaal von den Abgeordneten seines Reiches eine grosse Huldigung dargebracht. Im Ganzen fanden vom 28. Januar bis 14. März 1810 überhaupt nur 10 Sitzungen statt. Den grossen Bücherschätzen brachte Jérôme begreiflicherweise kein sonderliches Interesse entgegen und dies ist sicherlich dem Institut bei Jérôme's eigenartiger Auffassung des Eigentumsbegriffes sehr zu statten gekommen. Aus den Bibliotheksakten ist jedenfalls feststellbar, dass er zwei Bände während seiner ganzen Regierungszeit der Bibliothek entnommen hat, das eine Mal einen Band von Mallet's hessischer Geschichte, das andre Mal einen Band „Précis historique de la vie de M^{de} la Comtesse du Barry (Maitresse des Ludwig XIV.) avec son portrait à Paris 1774. Zweifellos hat ihn das letztere Buch mehr gefesselt als das erstgenannte. Wiedergesehen hat die Bibliothek auf alle Fälle keinen der beiden Bände.

Nach Einführung der ersten kurhessischen Verfassung wurde die kurfürstliche Bibliothek in den Besitz der Stände übergeführt, um später dann als ständische Landesbibliothek im geistigen Leben Kassel's des 19ten und 20sten Jahrhunderts eine stetig wachsende Bedeutung [53] zu gewinnen.

Beinahe könnte es scheinen, als ob in früheren Jahrhunderten auf geistigem Gebiete den oberen Gesellschaftschichten, insbesondere dem Adel, die Hauptbedeutung zugesprochen werden müsste. Bis zu einem gewissen Grade mag dies wohl auch der Fall gewesen sein. Im 16ten und 17ten Jahrhundert, ja bis tief hinein in das 18te Jahrhundert, war das den romanischen Ländern entlehnte Kulturideal des feingebildeten Hof- und Weltmannes vorherrschend. Dieses bestand in unbedingt gesellschaftlicher Korrektheit, absoluter Beherrschung der Gebärde und einer vorwiegend aus französischen Einflüssen hergeleiteten Formkultur. In jenen Jahrhunderten war aber im geistigen Leben auch der von der Kirche ausgehende und auf die Schule wie Universität ausgeübte Einfluss überragend. Daneben behielt aber doch das Bürgertum seine überkommene Bedeutung. Man denke doch nur an die hohe mittelalterliche Städtkultur, die trotz des 30jährigen Krieges nicht ganz der Vernichtung anheimgefallen war. Aus dem Bürgerstande, ja selbst aus dem Bauernstande, holte zumeist die Kirche für ihre Geistlichen sich ihren Nachwuchs. Aus den evangelischen Pfarrerrfamilien rekrutierten sich wieder teilweise die anderen geistigen Berufe. Der Lehrerstand und die Professoren ergänzten sich auch vielfach aus dem Handwerkerstande, Juristen aus den vermögenden bürgerlichen Kreisen. Es ist natürlich nicht leicht, sich die geistige Structur unseres Volkes in früheren Jahrhunderten annähernd klar zu machen, noch ein hierfür allgemeingültiges Schema aufzustellen. Sicher ist jedoch, dass unter dem Zwange des Absolutismus und im Banne der Hierarchie die grosse Masse ihr mühsäliges, mit schweren Arbeiten und Alltagsorgen beladenes Dasein weiterschleppen musste und bis zur Aufklärungszeit wenig oder garnicht an den schon vorhandenen Errungenschaften des geistigen Fortschrittes teilnahm. In jenen Zeiten war die Bindung an Religion, Christentum und Kirche weitaus grösser als vielleicht heutzutage und die Bibel war noch immer das weitverbreitetste Buch, das der grossen Masse die geistige Hauptnahrung bot. In höheren Gesellschaftsschichten grassierte zumeist die Nachäffung fremder Gewohnheiten und Sitten. Nur zu gern stürzten sich diese in den Taumel der Genussucht, während volkstümliche Sitten und völkisches Brauchtum sich in den mittleren und unteren Volksschichten am ehesten bewahrten. Unter den hessischen Landgrafen Karl

und Friedrich II. wurden übrigens die Härten eines absolutistischen Regime kaum in sehr spürbarer Form empfunden. Trotz ihrer prunkvollen Hofhaltung hatten beide Fürsten die Föhlung mit dem einfachen Manne keineswegs verloren. Am Kasseler Hofe war aber sonst wie in fast allen deutschen Residenzen in Weltanschauung, Kunst und gesellschaftlichen Formen das französische Vorbild bestimmend. Obwohl im Jahre 1749 zur katholischen Kirche übertreten, war der Landgraf Friedrich II. keineswegs ein religiöser Fanatiker noch Jesuit. Er war vielmehr sehr duldsam. Mit lebhaftem Temperament begabt stand sein Geist allen Eindröcken der Phantasie, Kunst, Wissenschaft und Freundschaft offen wie auch sein Sinn für deutsche Kulturbestrebungen und neue Anregungen, von welcher Seite sie auch kamen, empfänglich war. Von seiner in den Jahren 1776/77 unternommenen Reise nach Italien zurückgekehrt, reifte als erste Frucht der Eindröcke, die ihm in diesem Lande der Einblick in die Welt der Antike vermittelte, die von ihm gegründete Société des antiquités (Gesellschaft der Altertümer), zu der er die ersten Gelehrten seiner Residenz heranzog. Im Bellevueschloss fand am 12. April 1777 die erste Sitzung der Gesellschaft statt, die sich aber nicht nur auf Altertumskunde beschränkte. Der Landgraf führte bei den alle 14 Tage Samstag um 5 Uhr im Schlosse abgehaltenen Sitzungen den Vorsitz. Besprechungen und Vorträge über die antike Kunst wechselten mit wissenschaftlichen Erörterungen auf dem weiten Felde der Geschichte ab. Auch begann man in dieser Gesellschaft schon Heimatkunde zu treiben. Der offensichtliche Wunsch des Landgrafen war [54] die Aufklärung des Geistes nach jeder Möglichkeit zu fördern. In den Sitzungen dieser Gesellschaft durfte man vielleicht ein Gegenstück zu der berühmten Tafelrunde Friedrich des Grossen in Sanssouci erblicken. Natürlich waren die meisten am Collegium Carolinum tätigen Professoren Mitglieder der Gesellschaft, die übrigens auch versuchte, die wissenschaftlichen Beiträge im Druck herauszugeben, aber hierbei wurde wohl mehr geplant als ausgeführt. Drei Persönlichkeiten, die in dieser gelehrten Gesellschaft besonders hervortraten, sei es als Sekretäre oder als wissenschaftliche Mitarbeiter waren die Historiker Friedrich Christoph Schmincke, Rudolph Erich Raspe und Casparson. Der erstere hat sich einen besonderen Namen durch heimatgeschichtliche Studien gemacht; in den Jahren 1747-65 kamen seine Monumenta hassiaca heraus. Die interessanteste und vielleicht auch genialste Erscheinung unter diesen Gelehrten war wohl Raspe. Übrigens bildeten sich auch andere gelehrte Arbeitsgemeinschaften. So schlossen sich siebzehn hohe Beamte und Gelehrte zu einer Gesellschaft der Wissenschaften zusammen, an deren Spitze der Staatsminister Jacob Sigismund Waitz von Eschen, der Appellationsgerichtspräsident von Cann[e]giesser, Kriegsrat Schmerfeld standen. Die Sitzungen, an denen die meisten Wissenschaftler seien es Ärzte, Mathematiker, Astronomen, Philologen und Theologen teilnahmen, wurden am ersten Tage jeden Monats in der alten Bibliothek im Marstallgebäude abgehalten. Preisfragen wurden gestellt und die Preisträger zu ausserordentlichen Mitgliedern ernannt. Auch in dieser gelehrten Gesellschaft spielte der bereits erwähnte Professor Antiquarius und zweite Bibliothekar Friedrich II. Rudolph Erich Raspe eine wichtige Rolle. Mit seinen „Münchhausen Geschichten“ ist er in die Weltliteratur eingegangen, aber in Kassel glänzte er damals mehr durch sein wissenschaftliches Wirken. Beim Landgrafen genoss er unbeschränktes Vertrauen. Ihm waren neben sämtlichen Kunstkammern auch die grosse wertvolle aus 15000 Nummern bestehende Medaillensammlung unterstellt. Raspe war der typisch hervorragende Kopf der Geniezeit. Auf allen möglichen Gebiete des Wissens war er zu Hause und mit allen grossen

Geistern der Zeit stand er in reger Verbindung so u. A. mit Lessing, Reimarius, Merck und mit Friedrich dem Grossen. Er war Dozent für fremde Sprachen und Kunstwissenschaften, ferner Physiker, Geologe, Archäologe. Als erster Deutscher hat er den vulkanischen Charakter des Basalts erkannt und neben Herder und Lessing wurde er als Wegbereiter deutscher Kunst und Art genannt. Mit seinem vorausschauenden Geiste machte er Vorschläge, die deutschen Geschichtsquellen als Monumenta Germaniae zu sammeln. Doch unstät von Natur und schwachen Charakters geriet er als grosser Schuldenmacher auf die schiefe Ebene, beging grosse Unterschlagungen, die im Jahre 1775 entdeckt wurden und ihn zwangen, nach England zu fliehen. So ruht ein böser Schatten auf dem Nachruhm dieses hochbegabten Mannes und in Kassel lebte er nur als Münzdieb in der Erinnerung weiter. Sein Verbrechen, mit dem er das ihm vom Landgrafen entgegengebrachte Vertrauen so bitter enttäuschte, erregte natürlich in Kassel das allergrösste Aufsehen und sprengte mit einem schrillen Mißklang den sonst so harmonisch arbeitenden Kreis von Männern aller Stände. Darüber schreibt in seiner barocken Art der General Graf von Schlieffen, der dem Landgrafen die meisten Gelehrten zugeführt hatte, in Erinnerung an die Glanzzeit des Carolinums und an alle Gelehrten, die damals in Kassel versammelt waren, in seiner Schrift: „Einige Betreffnisse und Erhebungen etc“ die fast geheimnisvoll klingenden, aber ganz deutlich auf Raspe anspielenden Worte: „... Es waren jene Männer nicht bloß vorzügliche Schriftsteller, sondern auch unterhaltende Gesellschafter und ihnen stände von beiden Seiten noch ein *Anderer* beizuzählen, hätte er nicht durch niederträchtige Handlungen, durch Undank gegen den Wohltäter seinen Namen mehr geeignet gemacht, verschwiegen als genannt zu werden. Hierdurch wurde der Kriegsmann (– das ist von Schlieffen selber –) abgeneigt gemacht, den Umgang mit den ihm noch unerprobten Söldnern der Cohorten Apollo's ...“

In diesem Rahmen ist es natürlich unmöglich, die Bedeutung sämt-[55]licher Wissenschaftler, die damals zu Kassel's Ruhm beitrugen, einer näheren Würdigung zu unterziehen. Doch eines dieser Männer, nämlich des Professors Casparson, möchte ich gedenken, der weniger wegen seiner wissenschaftlichen Bedeutung – er hielt am Carolinum Vorlesungen über ältere und neuere Geschichte, über lateinische Klassik und über Literaturgeschichte – als wegen seines munteren Geistes und seiner geselligen Natur sich am Hofe wie in der Gesellschaft grosser Beliebtheit erfreute. Er hatte aber auch eine poetische Ader und in ihm sah man jahrzehntelang in Kassel den hervorstechendsten Repräsentanten literarischer Production, für die in dieser Stadt im Allgemeinen kein allzu günstiger Boden war. Ausser Gedichten schrieb er auch Trauerspiele, aber sein literarischer Ruhm ging nicht über Kassel's Grenzen hinaus. In seinen weitschweifigen und nicht gerade tiefgründigen Poesien war der damals schon längst überwunden Gottschedstil unverkennbar und die viel ursprünglicher wirkenden Gedichte des zu gleicher Zeit mit ihm in Kassel lebenden Grenadiers Tobias Dick, der als Dichter ein Naturtalent war in der Art wie die von Friedrich dem Grossen protegierte und ganz im Stile Gleim's dichtende Karschin, wurden den seinigen vorgezogen. In Kassel war Casparson aber nun einmal die literarische Autorität, weshalb er auch der Zensurbehörde angehörte, die alle in Kassel herauskommenden Schriften zu begutachten hatte. In der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts galt der in Leipzig lebende Dichter Joh. Chr. Gottsched als der deutsche Literaturpapst. Durch seinen jüngeren auch im gleichen Stile dichtenden Bruder Joh. Hch. Gottsched, der in Kassel als Sekretär des Prinzen Maximilian lebte, fiel auf Kassel ein schwacher Abglanz des Ruhmes, in dem sich der

Leipziger Gottsched noch sonnte, ehe die grossen Gestirne am deutschen Dichterhimmel aufgegangen wäre und sein Stern von diesen noch nicht ganz verdunkelt werden konnte. Der Kasseler Gottsched gewann seinem berühmten Leipziger Bruder viele Anhänger in Kassel und so liefen damals zwischen Leipzig und Kassel literarische Fäden hin und her. Aus einem Briefwechsel, den der Pagenhofmeister Joh. Friedr. Reiffstein, als Dilettant ein guter Maler und Dichter, der bei Hofe mit den Kindern seiner Muse viel Anklang fand, mit dem Leipziger Gottsched unterhielt, gewinnt man einigen Einblick in die literarischen Bestrebungen, wie sie sich zu jener Zeit in Kassel äusserten. In den Jahren 1753-56 stand das Ansehen des Leipziger Gottsched in Kassel am höchsten. Eine Stiftung des Leipziger Gottsched war die Leipziger Gesellschaft der freien Künste, von der in Kassel hauptsächlich wohl durch die Initiative des Kasseler Gottsched eine Tochtergesellschaft am 28. Mai 1753 geschaffen wurde, die wohl in erster Linie dazu bestimmt war, das literarische Leben, für das sich damals ohne Frage ein besonderes Interesse kundgab, zu fördern. Im Jahre 1753 besuchte der Leipziger Gottsched mit seiner Frau Kassel, wo ihm von Seiten dieser Gesellschaft, der untern Anderen auch die schriftstellerisch tätigen Gelehrten wie Joh. Christ. Schmincke, Casparson und Grossschuf angehörten, in fast überschwänglicher Weise gehuldigt wurde. Aus dem Kreise, der sich in diesem Kasseler Ableger der Leipziger Gesellschaft zusammenfand, sind nicht viele Spuren der Nachwelt erhalten geblieben, obwohl zeitweise in den Zusammenkünften der Kasseler Gesellschaft, wo schriftstellerische Versuche vorgelesen und von der Gesamtheit kritisiert wurden, eine recht rege Tätigkeit entfaltet wurde. Trotz allem gezeigtem Eifer schien im Kasseler Parnass jedoch kein weltbewegendes Werk zu reifen. Alles, was zu jener Zeit in Kassel entstand, war zeitgebunden und hat die Verfasser kaum überlebt. Doch aus den germeinsamen Bemühungen und Forschungen in der genannten, auch wissenschaftlichen Zielen zustrebenden Gesellschaft ist schliesslich eine Arbeit erwachsen, die selbst heute noch einen gewissen Wert besitzt und durchaus lesenswert ist. Es war eine Art Stadtchronik, der „Versuch einer genauen und umständlichen Beschreibung der Hochfürstlich Hessischen Residenz- und Hauptstadt Cassel“ unter dem Verfasserna-[56]men Joh. Christoph Schmincke bekannt (erschieden 1767 bei Heinrich Schmiedt). In Wirklichkeit hat Schmincke auf die Initiative des Landgrafen nur die Herausgabe besorgt. Als ursprünglicher Verfasser gilt eigentlich Grossschuf. Die in diesem Werke behandelten Stoffgebiete mögen jahrelang in den Zusammenkünften jener Gesellschaft der freien Künste durchgesprochen und kritisiert worden sein. In der Kritik schien man in dieser literarischen Gesellschaft offenbar stärker gewesen zu sein, als in schöpferischer Tätigkeit. Noch während des Entstehens des Buches, ja, dreizehn Jahre vor seinem endlichen Erscheinen, lagen schon kritische Äusserungen darüber vor. Der schon erwähnte Reiffstein war's, der unterm 20. Januar 1754 auf dieses im Entstehen begriffene Werk in etwas spöttischer Weise anspielte: „... Grossschuf sammlet zwar als eine fleissige Biene allerley Stoff zu einer recht honigsüssen Beschreibung von Cassell, allein ich fürchte fast, dass er mit aller seiner Arbeit kaum einen Thorner oder Dantziger Pfefferkuchen zur Welt bringen werde, der bey aller seiner innerlichen Güte viele ungestaltete und unförmliche Bindungen aufweist ...“

So ist in dem Bezirke der Poesie, in dem von jeher schöpferische Phantasie und Kraft in Kassel kaum gediehen, nichts von irgendwelcher Bedeutung entstanden, trotz aller Gesellschaften und Vereinigungen, die zur Förderung des literarischen Lebens gegründet wurden.

So war es auch nicht gerade die Literatur, durch die sich der jüngere Goethe angeregt fand, Beziehungen zu Kasseler Gelehrtenkreisen anzuknüpfen. Vielmehr waren es hauptsächlich der grosse Naturforscher und Weltumsegler Georg Forster, der Reisegenosse Cook's in der Südsee und der grosse Anatom Thomas von Sömmering, die auf Goethe besondere Anziehungskraft ausübten. Sömmering, den Georg Forster nach Kassel gebracht hatte, gehört zu den Begründern der Anthropologie auf vergleichend anatomischer Grundlage. Er blieb in Kassel beinahe sechs Jahre (1778-1784). Was ihn besonders an Kassel fesselte, war, wie er an seinen Vater schrieb, teils die Grösse des Ortes teils die Zeit, die er zum Studium übrig hatte, teils die grosse Menagerie, die der Landgraf unterhielt, teils die Sauberkeit des ganz neuen Theatrum anatomicum. Kassel's Sehenswürdigkeiten lockten Goethe mehrere Male nach Kassel. Ein Brief Forster's vom 4. October 1779 an Fritz Jacobi wirft ein interessantes Licht auf Goethe's Persönlichkeit in dessen jungen Jahren und spiegelt den Eindruck wider, den sein kurz zuvor in Kassel stattgefunder Besuch bei Forster ausgelöst hatte.

„... Vor vier Wochen war Goethe nebst dem Kammerherrn von Wedel und dem Oberforstmeister von Wedel bei mir. Ich soupierte mit ihnen ohne zu wissen, dass der letztgenannte der Herzog von Weimar wäre. Zum Glück bewahrte mich mein guter Genius, dass ich ihm keine Sottise sagte, wiewohl ich von grossen Herrn überhaupt mit grosser Freimütigkeit sprach. Ich wette, es hat Goethe 'n Mühe gekostet, bei einigen Gelegenheiten über meine Treuherzigkeit nicht loszupruschen. Den Tag darauf besahen sie den Garten zu Weissenstein; ich sollte die Partie mitmachen, allein ich war zu sehr beschäftigt. In der Zwischenzeit erfuhr ich, dass der Herzog in der Gesellschaft sey. Den anderen Morgen kam Goethe wieder zu mir, und der Kammerherr bald hernach; wir gingen zusammen nach dem landgräflichen Kabinet der Alterthümer und der Kunstkammer, wohin der Herzog sich nachher auch begab. Ich musste bei ihnen bleiben und mit ihnen speisen, und gleich nach frühe eingenommenen Mittagsmahl reisten sie davon (nach der Schweiz). Da sich Goethe anfangs nicht genannt hatte, so kannte ich ihn nicht und erkundigte mich nach ihm bei ihm selbst. Sie kennen ihn und wissen, was es für ein Gefühl seyn kann, ihn kaum eine Stunde lang zu sehn, nur ein paar Minuten lang allein zusprechen und als ein Meteor wieder zu verlieren. Sagen lässt sich das nicht. ...“

Vier Jahre später war Goethe wieder in Kassel, mit dem zehnjährigen Fritz von Stein, den er im Anschluss an die Harzreise den Weissenstein [57] zeigen wollte und eine eigne Äusserung über seinen Kasseler Aufenthalt findet man in einem Briefe an Frau Charlotte von Stein, die Mutter seines jungen Reisegefährten. An sie schreibt er:

„... Wir sind nun hier und sehr vergnügt, verzeihe nur liebe Lotte, dass wir solange ausblieben ... Ich bin am Hof gewesen und werde überall sehr gut aufgenommen, den gleichgültigen Menschen begegne ich nach der Welt Sitte, den guten begegne ich offen und freundlich und sie behandeln mich dagegen als wenn mich der Verstand mit der Redlichkeit erzeugt hätte und diese Abkunft etwas Weltbekanntes wäre. Das Wetter ist unendlich schön ... Ich sehe sehr schöne und gute Sachen und werde für meinen stillen Fleiss belohnt. Lebe wohl. Ich denke Sonntag den 5. von hier ab und nach Eisenach zu gehen. G. ...“ Eine nicht uninteressante Ergänzung findet dieser nur alltägliche Vorgän-

ge berührende Bericht durch einen wenige Wochen darauf an seinen Freund Knebel gerichteten Brief, in dem er sich eines etwas spöttischen Seitenhiebes und einer reichlich dunklen Anspielung auf die gelehrten Bestrebungen des Kasseler Hofes nicht enthalten kann. „... Habe ich Dir schon gesagt – so schreibt er – dass ich in Göttingen die Gelehrten und in Kassel den gelehrten Hof gesehen habe? Zwar von letzterem ist die Gelehrtheit nur Eine Seite des monströsen Tableaus. ...“

Sehr wahrscheinlich ist hier auf den originellen, aber doch sehr wunderlichen Grafen Martin Ernst von Schlieffen, der in geistiger Beziehung am Hofe des Landgrafen Friedrich II. einen überwiegenden Einfluss ausübte, angespielt.

Die nachhaltigsten Beziehungen unterhielt Goethe, als ihn schon die Naturwissenschaften so ganz gefesselt hatten, mit dem Kasseler Anatomen und Naturforscher Sömmering. Bei seiner ersten Begegnung mit Sömmering in Kassel traf er diesen gerade bei der Füllung eines Luftballons an und beteiligte sich mit grossem Eifer an dem leider mißglückten Unternehmen. Der noch heute im Naturkundemuseum befindliche Elefantenschädel würde, wenn er sprechen könnte, mit Stolz berichten, dass er im Jahre 1784 von Sömmering, seinem einstigen Präparator, zum Studium für mehrere Jahre an Goethe ausgeliehen wurde und von diesem wie ein Heiligtum gehütet wurde. Welche Bedeutung Goethe diesem durch ihn berühmt gewordenen Elefantenschädel beimaß, dafür besitzen wir sogar eine persönliche Äusserung von ihm. In einem Briefe vom 7. Juli 1784 schreibt er an Frau von Stein: „... Zu meiner grossen Freude ist der Elefantenschädel von Kassel hier angekommen und was ich suche ist über Erwarten daran sichtbar. Ich halte ihn im innersten Zimmerchen versteckt, damit man mich nicht für tollhalte. Meine Hauswirtin meint, es sei Porzellan in der ungeheuren Kiste. ...“

Natürlich sieht man dem Kasseler Elefantenschädel nicht an, inwieweit er Goethe bei der Entdeckung des Zwischenkieferknochens, auf die Goethe mit Recht sehr stolz war, von Nutzen gewesen ist. Entgegen den Ansichten vieler Gelehrten, die Goethe's Forschungen bezw. dessen Richtigkeit über den „os intermaxillare“ anfochten, setzte sich Sömmering ganz für Goethe ein und war von der Richtigkeit seiner Untersuchungen überzeugt wie dies auch in einem seiner Bücher Sömmering ganz offen ausspricht.

Wenn auch nicht im Bereiche der Literatur, so doch auf naturkundlichem Gebiete spannen sich Fäden zwischen Weimar und Kassel hinüber und herüber. Auch in späteren Jahrzehnten haben enge Beziehungen Goethes zu Kassel bestanden.

In dem Bestreben, einiges Licht über Kassel's geistige Kultur im 18ten Jahrhundert zu verbreiten, darf ich unmöglich an einem Kulturmittel vorübergehen, das selbst in jenem Jahrhundert anderwärts schon zu einer ganz respectablen Entwicklung gediehen war. Gewiss, ohne die Druckerpresse konnte dieses Kulturmittel, nämlich die Zeitung, in der sich sozusagen die ganze öffentliche Meinung widerspiegeln [58] soll nicht zu der Bedeutung gelangen, die sie seit nun mehr als zweieinhalb Jahrhunderten gewonnen hat. Vor der Zeitung war aber schon längst das Buch zu einem Volksbildungsmittel geworden, während die Nachrichtenübermittlung – wenigstens nach unseren heutigen Begriffen – noch lange verhältnismäßig primitiv blieb. Jedenfalls ist es ein interessanter Kulturprocess, der sich abspielte auf dem weiten Wege von den einstigen geschriebenen, ja brieflichen

Zeitungen, die nicht für das Volk, sondern nur für bevorzugte Kreise, für Fürsten, Staatsmänner, städtische Räte, Universitätslehrer und die ihnen nahestehenden Männer des öffentlichen Dienstes in Schule und Kirche sowie Grosskaufleute bestimmt waren, bis zur heutigen Tagespresse. Solche Sammlungen brieflicher Zeitungen aus den Jahren 1582-1591 finden sich noch in einigen deutschen Bibliotheken vor, so u. A. in Weimar und Leipzig. Einer der ältesten Jahrgänge einer solchen aus den Jahren 1587/88 stammenden Sammlung brieflicher Zeitungen in der Leipziger Bibliothek trägt die Aufschrift „Neuet Zeittung sowie dero von Nornbergk von dem 26 Octobris Anno 87 bis auff den 26 Octobris Anno 88 einkommen“. In dieser Zusammenstellung findet man Abschriften von Nachrichten, die regelmäßig von Rom, Venedig, Antwerpen und Köln auf dem Komptoir der Nürnberger Handelshäuser Reiner Volckhardt und Florian von der Bruckh eingelaufen waren und von da entweder durch diese Häuser oder durch einen besonderen Herausgeber weiterverbreitet wurden. Der Charakter der „Neuen Zeitungen“ war schliesslich bei allen Korrespondenten ein und derselbe und hebt man ein einziges Beispiel einer solchen brieflichen Zeitung heraus, so hat man den Typus dieser Nachrichtenpublikation genügend gekennzeichnet. Da schreibt z. B. Melanchton an den König Christian von Dänemark am 5 October 1550 (Corp. Reform Tom VII) einen nur wenige höfliche Zeilen enthaltenen Brief, womit ihm die Zeitung überreicht wird und dann folgen die hier als Proben wiedergegebenen Nachrichten und wenn man die Welt vor etwa vierhundert Jahren in diesem Spiegel sieht, dann erscheint sie uns kaum wenig verändert. Meist Unfrieden, Mord, Raub, Plünderung und Streit auch in dieser Welt wie leider auch noch in der heutigen:

Von Brabant

Die hispanica inquisitio wird grausamlich fürgenommen, sind etlich Personen getötet. Frater Maria ist zu Augsburg gewesen und hat um Linderung der Edict, angesucht, ist nicht lang dableiben, Was angericht, weiss ich noch nit.

Vom Reichstag

wird ernstlich geboten, den Bischöfen und Abten ihre Güter und Jurisdictionen einzuräumen und will K. Majestät, dass das Interim soll ins Werk gesetzt werden.

Von Italia Gallia und Hispania

In Italo und Gallo ist Fried; Hispania hat ein gross Armata von sechzig Galeeren wider Aphrica gesandt. Man practiciert den Heirath zwischen des Königs von Frankreich Schwester und dem Herzog von Saphoy.

Von Sachsen

Von Brunswig ist Herzog Heinrich von Brunswig abgezogen. Gewarten beide Theil kaiserlicher Handlungen. Aber hernach ist Herzog Georg von Meckelburg mit dreihundert Reutern und 2000 Knechten in dem Stift Meideburg gezogen, hat das etlich Flecken, die die Stadt innegehabt, geplündert und habben die Bürger von Meideburg und das Landvolk Rettung thun wollen, sind bei 1500 Mann umkommen; damit viel Bürger. Jetzund liegen die Knecht noch im Stift und ist die Rede, man wolle die Belagerung der Stadt fürnehmen.

Und ist Rüstung in allen Landen umher.

Man sagt auch, K. M. habe von dem Rath zu Noriberg begehrt, dass sie die Festung dem Prinzen eingeben wollen und Geschütz .

Von Hungarn

In Hungarn ist Fried ohne dass in Siebenbürgen der Münch und Paterwitz eine Unruh anfangen von wegen der tutela und ist der Münch zum König [59] Ferdinando gezogen; dagegen schreibt man, Paterwitz hab Hülff von den Türken.

Vom König Ferdinando

Der König Ferdinandus hat auch in Tyrol, eine Inquisition vorgenommen daraus viel Unruh khomet.

Dass in den ersten im 18ten Jahrhundert in Kassel erschienenen Zeitungen sich auch schon Weltereignisse, wie sie sich ausserhalb Kassels zutrugen, abspiegelten, durfte man kaum erwarten. In anderen grossen deutschen Städten, insbesondere in den grossen Handels- und Hansestädten, wo eine freiere Regung des Geistes sich ungehemmter geltend machen konnte, als in Ländern und Städten, in denen noch Despotismus und Absolutismus an der Herrschaft waren, konnte sich das noch junge Zeitungswesen auch freier entfalten und seine Entwicklung ging da rascher von Statten. Neuigkeits-hungrig waren sicherlich die Menschen auch damals schon, aber um sich über das, was in der grossen Welt vorging, zu unterrichten, waren sie auf Quellen angewiesen, die naturgemäss weniger ergiebig waren, als sie uns heutzutage zur Verfügung stehen. Die Poststationen der auf den Hauptlandstrassen verkehrenden Thurn und Taxis'schen Post, die Stuben der Stadttore waren es, wo man sich meistens die neuesten Nachrichten von den durchkommenden Reisenden, den Postillonon und den Fuhrknechten, die sie aus anderen Orten mitbrachten, zu holen suchte. Nachrichten, die über die hohe Politik nach Deutschland kamen, fanden den Weg meistens aus den Niederlanden, wo die grösste freigeistige Bewegung möglich war. Hierher war der Schwerpunkt der grossen europäischen Politik verlegt. Hier war sozusagen die Börse für politische Nachrichten aller Art, denn hier bestand keine Zensur. Von hier empfing die öffentliche Meinung Europa's im 18ten Jahrhundert ihre Hauptnahrung. Freilich wurden hier auch allerhand Tendenzlügen ausgebrütet, die dann durch die in den Niederlanden erscheinenden Zeitungen in Deutschland Verbreitung fanden.

Selbst in der Frühzeit des Zeitungswesens huldigte man schon dem Leitsatze „Mundus vult decipi“ und die Zeitungsschreiber, die doch ihr Publikum in erster Linie interessant zu unterhalten bestrebt waren, nahmen es mit der Wahrheit nicht sehr genau, liessen gern ihrer Phantasie die Zügel schiessen und stützten sich oft gern auf unkontrollierbare Gerüchte, wie es wohl in entsprechender Abwandlung im 19ten und 20ten Jahrhundert auch noch vorgekommen sein soll oder auch jetzt noch vorkommt. Ein ebenso überraschendes wie originelles Echo findet die geringe Achtung, die man sogar schon in den zwanziger Jahren des 18ten Jahrhunderts der Zuverlässigkeit deutscher Zeitungen und deren Verfassern entgegenbrachte, in einem kulturgeschichtlich interessanten „Articul“, den der

fürstlich gemeinschaftliche Rat und Amtmann zu Coburg Dr. Jur. Georg Paul Hönn sich nicht scheute, in seinem 1721 herausgegebenen „Betrugslexicon“ diesem Gegenstände zu widmen:

„... Zeitungsschreiber betriegen, 1. wenn sie zu denen von anderen Orten her erhaltenen Relationibus aus eigenem Gehirn noch mehreres ohne Grund dazu thun, 2. wenn sie zur Ausfüllung der Blätter selbst Dinge, die zwar möglich, aber zu der Zeit nicht geschehen seyn, fingiren und es hernach als eine wahrhaftig jetzt passirte Geschichte in die Welt schreiben, 3. wenn sie gegen ein Recompentz dieses oder jenes Mannes Thaten, wie er sie ihnen angiebt, um sich der Welt bekannt und gross damit zu machen, in ihre Advisen setzen, 4. wenn sie vom Autore oder Verleger eines Buches Geld nehmen und dasselbe, ohnerachtet denen Gelehrten und dem Publico nichts daran gelegen, mit unverdienten Lobsprüchen rekommenidiren und kund machen, 5. wenn sie bey Ermangelung der Materie, die Blätter voll zu machen, alte Histörgen in die Zeitungen mit eindrukken lassen und solche vor neue, und als ob sie erst kürzlich passirt wären, ausgeben, 6. wenn sie aus Mangel des-[60]sen, was sie schreiben sollen, Dinge berichten, an deren Wissenschaft der Welt doch nichts gelegen und z. Exempel, dass dieser oder jener vornehme Herr sich mit der Jagd, Comödien, Opern, Schlittenfahrt und Comödiantinnen divertiret, oder an den Fuss Ader gelassen, dergleichen Zeug mehr in einem Thor-Zettel als in die Zeitung gehört und was dergleichen unnöthige Dinge mehr sind, berichten. ...“

Unter der Regierung des Landgrafen Friedrich I., des gleichzeitigen Königs von Schweden war es, als in Kassel am 5. Februar 1731 die erste Zeitung das Licht der Welt erblickte. Ihr Titel lautete zuerst, „Casselische Zeitung von Polizey - Commerzien und anderen dem Publico nützlichen Sachen“, seit 1751 verwandelte er sich in „Casselsche Policey - Gelehrte und Commerciens Zeitung“ und seit 1754 hiess sie einfach „Casselische Polisey - Commerciens Zeitung“. Herausgeber war der Buchdrucker Johann Justus Heinrich Hampe und schon aus der Anzeige, mit der er das Erscheinen des Blattes ankündigte, ist zur Genüge das Niveau erkennbar, auf dem dieses harmlose Kasseler Blatt stand:

„... Nachdem auf erhaltenen Königl.- und Landesfürstliche Allergnädigste Erlaubniss und Befehl Justus Johann Heinrich Hampe hierzu privilegierter Buchdrucker sich entschlossen / wöchentlich eine Policey und Commerciens Zeitung in Cassel ausszugeben: So hat derselbe nicht nur dem und jedem nach Standesgebühr dieses kund und zu wissen machen / sondern auch die *vorgeschriebenen* Haupt-rubriquen zugleich mit anfügen wollen / welche nach jedesmahligen Umständen in dieser zeitung werden zum Vorschein kommen. ...“

Es werden als „Articul“ nunmehr aufgeführt:

„Citationes, Publicae, Debitores, echappirte Arrestanten, Deserteurs, Proclamations usw. herrschaftliche und Privatsachen, so in und bey Cassel zu verkaufen oder zu vermiethen seyn; dito ausserhalb Cassel in Adelichen Gerichten, Städten und Dörffern usw usw. ...“

Einige Anzeigen dieses Blattes, die als Stichproben hier folgen, gewähren einen interessanten Einblick in das damalige soziale Leben:

„Ein *Student* suchet bei einer Fürstl. oder Gräflichen Herrschaft Kammerdiener Laquai oder Schreiber zu sein.“

„Ein studiosus theologiae suchet condition zu Informiren oder als Kammerdiener, welcher in Humanioribus Arithmeticeis und Musicis exerciret.“

„Den 15 hujus soll auf der Ober = Neustadt bei Herrn Weinhändler Müller eine gantz neue schöne tabatière so inwendig verguldet, mit einem schönem portrait verspielt werden. Der Einsatz ist 16 albus. Der Einsetzer giebt jedem Spieler eine Viertel Maass guten Rheinwein, der Gewinner aber giebt einen Thaler für Wecke und Butterbretzeln. ...“

Spuren eines politischen Lebens wird man in diesem Blatte ebensowenig wie auch in der Hessen Cassel'schen Staats Zeitung, die in den sechziger Jahren des 18ten Jahrhunderts erschien, kaum entdecken. Eine öffentliche Meinung, wie sie heute in der Tagespresse zum Ausdruck kommt, gab es in Hessen Cassel im 18ten Jahrhundert noch nicht. Einer von den 50 Gastwirten, die zu jener Zeit ihr Gewerbe schon in Cassel trieben, kündigt in der erstgenannten Zeitung an, dass bei ihm ausser der Casseler Ztg zwei fremde Zeitungen ausliegen. Damit suchte er offenbar Gäste anzulocken. Verwöhnt waren die Kasseler Bürger des 18ten Jahrhunderts also in dieser Hinsicht nicht. In ihrer Zeitung fanden sie höchstens Nachrichten über den Fremdenverkehr, der an den Kasseler Toren kontrolliert und registriert wurde. Allenfalls erfuhren sie auch wo angesehene Personen abgestiegen waren. Fuhrleute, die Cassel passieren, geben in der Zeitung ihre Routen an, um sich für die Annahme von Frachten zu empfehlen, aber Nachrichten über sonstige weit erschütternde Ereignisse blieben den Kasseler in ihren unbedeutenden Zeitungen ganz vorenthalten. Da kam auch noch im kleinen Octavformat dreimal wöchentlich [61] in französischer Sprache als „Petites Affiches“ ein kleines Anzeigeblättchen heraus, worin zumeist nur verlorene und gefundene Sachen neben Theateranzeigen angekündigt wurden. Erst als im zweiten Drittel des 19ten Jahrhunderts in Kassel sich ein politisches Leben fühlbar zu machen begann, kam auch in Kassel Leben in das Zeitungswesen, das nun zu einer erstaunlichen Entfaltung gelangte und mit demjenigen in anderen deutschen Städten, worüber noch an anderer Stelle berichtet werden wird, Schritt zu halten vermochte.

Unleugbar gingen von Landgraf Friedrich II. geistige Antriebe der mannigfaltigsten Art aus und ein geistiger Aufschwung während seiner Regierungszeit nicht nur in den Hofkreisen selbst, sondern auch in den höheren und mittleren Gesellschaftschichten machte sich unverkennbar und in bemerkenswerter Weise geltend. Wie schon an anderer Stelle angedeutet, erfreuten sich in dem damals hochentwickelten Geistesleben Kassel's vorzugsweise die Geschichts- und Staatswissenschaften sowie alle mit der Naturkunde zusammenhängenden Disziplinen einer ganz besondern Pflege und mag auch der jüngere Goethe manchmal die Lauge seines Spottes über die landgräflichen Neigungen für die Altertumswissenschaften ausgegossen haben, der älter gewordene Goethe hat jedenfalls die Bedeutung der landgräflich hessischen Residenz als Bewahrerin der Wissenschaften und der Künste neben Berlin, Dresden und Gotha rückhaltlos anerkannt, aber wie mit einem Schlage brach diese

ganze im Aufstieg befindliche geistige Entwicklung nach dem Tode Friedrich II. wieder ab. Sein sehr nüchtern empfindender und eher knausriger als sparsamer Nachfolger der Landgraf Wilhelm IX., der spätere erste Kurfürst, löste sofort nach Regierungsantritt den glänzenden Hofstaat auf, das Theater verschwand, das Carolinum wurde nach Marburg verlegt bzw. mit der Landesuniversität vereinigt. Es schien beinahe, als ob mit diesen ersten Regierungsakten symbolisch die völlige Gleichgültigkeit, die sowohl er selbst wie auch die beiden späteren Kurfürsten geistigen Bestrebungen gegenüber bekundeten, einleiten wollte. Vom Hofe gingen jetzt jedenfalls keine geistigen Anregungen mehr aus, noch wurde von ihm ein bestimmender Einfluss auf die Gestaltung des geistigen Lebens in Kassel ausgeübt. Mit grösstem Mißtrauen und einer wahren Scheu verfolgte der neue Landgraf die in Frankreich einsetzenden Revolutionswirren und immer in der Furcht, dass seine Bevölkerung von dem französischen Revolutionsgeiste auch erfasst werden könnte, sperrte der überaus ängstliche Fürst sein Land von der Aussenwelt, soweit dies nur möglich war, durch entsprechende Verordnungen ab.

Im Sommer 1789 wurden in Kassel die Pariser Ereignisse, insbesondere die Erstürmung der Bastille, zuerst bekannt. Nach einer Geschichtsquelle sollen damals in Kassel aufrührerische Maueranschläge gefunden worden sein, was die Angst des Landgrafen Wilhelm IX. noch steigerte und ihn zu den grössten Vorsichtsmaßnahmen bestimmte. Im alten Landgrafenschloss, wo er sich mehr geschützt glaubte, quartierte er sich ein. Vor dem Zeughaus wurden Kanonen aufgestellt, während die Garnison scharfe Patronen erhielt und Militärpatrouillen die Strassen durchzogen. Der grösste Teil der Bevölkerung, die kaum etwas von den grossen Weltereignissen erfuhr, stand allen diesen Maßnahmen, deren Zweck sie garnicht erkennen konnte, völlig verständnislos gegenüber. Viel Aufsehen erregte auch die Verhaftung des Advokaten Klinkerfuess, dem man vorwarf, revolutionäre Propaganda unter den Bürgern und Bauern zur Abschüttelung ihrer grossen Lasten betrieben zu haben. In Wirklichkeit wurde aber dieser Advokat im Volke mehr als ein Narr als ein ernsthafter Revolutionär angesehen. Trotzdem wurde er in Spangenberg interniert, wo er dann nach ein paar Jahren starb.

Seine Hauptaufgabe erblickte der Landgraf darin, seine Souveränität unbedingt zu sichern und vor allen Dingen das ererbte Vermögen dauernd zu vergrössern. Unter den Landgrafen war er fraglos der grösste Geschäftsmann.

[62] Seine militärischen Neigungen erschöpften sich darin, dass er in seiner kleinen, aber für sein Land noch viel zu grossen Armee einen völlig nutzlosen Gamaschendienst betrieb. Die persönlichen Eindrücke die ein Reisender in den ersten Jahren des 19ten Jahrhunderts von der inzwischen kurfürstlich gewordenen Residenz gewonnen hat, unterstreichen vieles von dem Vorhergesagten und wenn sie auch auf den ersten Blick übertrieben erscheinen könnten, drückt sich in ihnen doch die Stimmung aus, welche die damalige Kasseler Atmosphäre bei Fremden hervorrufen mochte. In Fischer's Reise von Leipzig nach Heidelberg im Herbst 1805 heisst es:

„... Anmut, Geselligkeit, die Gaben der Musen sind spärlich zugeteilt. Selbst in Kassel bemerkt man wenig Sinn für Kunst und Wissenschaft. Fremde Gelehrte und Künstler erhalten nur schwer Zutritt in den hiesigen Häusern. Die offene gastfreundlich zuvorkommende Art des Sachsen, Thüringer und Rheinländers sucht man vergebens. Wie die Leute so die Regierung, denn beiläufig gesagt,

es ist falsch, dass die Regierung den Charakter eines Volkes umstimmen oder gar unterdrücken könne. Auch in den despotischen Staaten schafft sich das Volk die Regierung. Ein wahrhaft freies Volk kann nie tyrannisiert werden. Die hessische Regierung hat den Charakter ihres Landes, streng ernst militärisch. Daher ihre Liebe zum Militär, die in einem so kleinem Staate fast bis ins Lächerliche geht. In Kassel ist fast jeder dritte Mensch, den man auf der Strasse begegnet, ein Blaurock. Das muss den Bewohnern dieses ohnedies kärglich ausgestalteten Landes zur Last fallen und ist überdies zwecklos.

Kunst und Wissenschaft stehen übrigens in Kassel wie überhaupt in Hessen eben nicht in sonderlichem Flor. Woher das kommt, mag jeder leicht erraten. Dass das Land nicht unfruchtbar an Genien ist, weiss der Gelehrte und Künstler. Es fehlt aber an Aufmunterung, an freiem freudigen Zusammenwirken glücklicher Kräfte. Der falsche militärische Geist verscheucht die Musen, der wahre nicht, der da weiss, warum und wofür er das Schwert an der Seite trägt. ...“

Zieht man das rege geistige Leben unter den Landgrafen Moritz, Wilhelm IV., Karl und Friedrich II. zum Vergleich heran, dann müsste man bei einem Streifzuge durch das Kasseler Geistesleben in kurfürstlichen Zeiten fast verzagen. Er käme einem beinahe wie eine trostlose Wüstenwanderung vor, wenn man nicht doch hier und da auf einige Oasen stossen würde. Trotz dem Fehlen jeglicher Anregungen und Unterstützung von seiten des Hofes fanden sich doch in vornehmen Familien des Bürgertums und des Adels Kreise, in denen sich die geistige Kultur einer besonderen Pflege erfreute.

Alles, was sich im 18ten Jahrhundert auf geistigen, kulturellen und politischen Gebiete noch im Ansatz zeigte, also erst spross und keimte, das sollte im 19ten und 20ten Jahrhundert sich zur vollen Entwicklung entfalten, wenn auch nicht gleich alle Blühtäume reiften. Bindungen und Beengungen der mannigfaltigsten Art, die im 18ten Jahrhundert das Individuum noch in Fesseln schlugen, verloren allmählich ihren Sinn, insbesondere als von Frankreich her der Ruf nach Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auch nach Deutschland drang, die Geister aufhorchen liess und überall dort gerade den grössten Widerhall fand, wo immer noch die absolutistischen Neigungen der Fürsten sich allen freiheitlichen Bestrebungen ihrer „Untertanen“ – Bestrebungen, die nach der französischen Revolution eben nicht mehr zu unterdrücken waren – entgegenstellten.

Trotz aller Abriegelung seines Landes von allen ihm schädlich dünkenden Einflüssen konnte der letzte Landgraf und erste Kurfürst es nicht verhindern, dass die neuen Menschheitsideen auch in Hessen-Kassel Fuss zu fassen begannen und schliesslich auch Eingang fanden. Bei aller Anhänglichkeit an das angestammte Herrscherhaus strebten auch die [63] sonst am Alten konservativ und pietätvoll festhaltenden Kurhessen nach grösserer Bewegungsfreiheit in allen geistigen und sozialen Verhältnissen. Zudem hatte die französische Invasion unter Jérôme neben manchen schädlichen Wirkungen doch dazu beigetragen, den Kasseleranern über viele Rückständigkeit, die ihnen im Alltagsverlauf früherer Zeiten vielleicht garnicht so sehr zum Bewusstsein gekommen waren, den Blick zu schärfen. Dabei hat aber die ureigene hessische Stammeseigenart natürlich auch im 19ten und 20ten Jahrhundert kaum eine grundlegende Änderung erfahren.

Auf geistigem Gebiete blieb daher der Beitrag, den hessische Schöpferkraft beispielsweise zur schönen Literatur beisteuerte, von geringer Bedeutung, ja, selbst die Aufnahmefähigkeit hierfür hielt sich in verhältnismäßig engen Grenzen. Wie schon im 18ten Jahrhundert fand in weiteren Kreisen Resonanz nur das, was mit der Geschichtswissenschaft, insbesondere mit der heimatkundlichen Forschung, mit der Jurisprudenz und mit den naturkundlichen Disziplinen mehr oder weniger zusammenhing. Aber als in Kurhessen die Verfassungskämpfe die politischen Leidenschaften entfesselten, wurden die meisten in Kassel vorhandenen geistigen Kräfte von der sich nun freier entfaltenden Publicistik absorbiert. Diese war zeitweise sehr aggressiv und schuf im Kasseler Publikum langentbehrte Sensationen. Dabei waren die als „markanteste Rufer im Streit“ auftretenden Publicisten und Politiker nicht durchweg Kasseler noch Hessen.

Geistesgeschichtlich interessant sind auch die Kämpfe, die sich nach der Aufklärungszeit auf religiösem und kirchlichem Gebiete in Kassel zwischen den Gläubigen, dem Dogma ergebenen, und den Aufgeklärten abspielten.

Will man also in einem interessanten Querschnitte das Kasseler Geistesleben – wie es sich weiter entwickelte – kurz skizzieren, dann wird man in einem Gange durch das 19te und 20te Jahrhundert versuchen müssen, einzelne die Menge überragende Persönlichkeiten ins rechte Licht zu rücken. Um sie gruppierten sich dann wieder Kreise anderer geistig interessierter Männer und Frauen und was an geistigen Anregungen und Kräften von solchen Gruppen ausstrahlte, wurde dann von breiteren Bevölkerungskreisen aufgenommen. Aber auch der Persönlichkeiten ist zu gedenken, die Schöpfer neuer Bildungsinstitute wurden und maßgebend an dem Entstehen neuer wissenschaftlicher Vereinigungen beteiligt waren, jener Institute und Vereinigungen, die sich neben den aus der landgräflichen Zeit übernommenen Einrichtungen zu behaupten wussten.

In den ersten drei Jahrzehnten des 19ten Jahrhunderts wurde ganz besonders der Kreis geistig interessierter Menschen, der sich um die Brüder Grimm scharte, zu einem geistigen Mittelpunkt Kassels, wie er daselbst später kaum jemals wieder in die Erscheinung getreten ist. Zu diesem Kreise gehörten vor allen Dingen ihr einstiger Mitschüler Ernst von der Malsburg, der weniger als Dichter sondern mehr als Übersetzer des Calderon literargeschichtliche Bedeutung gewann, ferner junge Künstler wie der Bildhauer Werner Henschel, der besonders eng mit den Brüdern Grimm befreundet war, der Historienmaler Ludwig Sigismund Ruhl, dessen jüngerer Bruder Julius, der als Architect bedeutend war, mehrere jüngere, geistige Anregung suchende Offiziere wie von Radowitz, Freiherr Wilhelm von Verschuer, Alexander von Boyneburg, Karl Sigismund Freiher Waitz von Eschen, Treusch von Buttlar und andere mehr. Auch der Brüder Grimm eigener Schwager, der spätere Staatsminister Daniel Hassenpflug suchte im Anfange seiner Laufbahn Fühlung zu diesem literarisch-schöngeistig eingestellten Kreise.

Was die Brüder Grimm für Kassel, wo sie schon als Schüler des Lyceums ihre Jugendjahre verbrachten, bedeuteten, ist sehr schwer in einem Überblick einigermaßen erschöpfend zu würdigen. Wäre es gelungen, sie dauernd an Kassel zu fesseln, dann hätte durch sie diese Stadt, an der die

beiden Brüder mit allen Fasern ihrer ganz der hessischen Heimat zugewandten Herzen hingen, auf dem Gebiete der Germanistik ein [64] Bildungszentrum werden können ähnlich wie es Weimar auf literarischen Gebiete durch Goethe geworden war, aber dazu hätte in den beiden ersten Kurfürsten ein wenn auch nur schwacher Schimmer des Geistes, der den Herzog Karl August von Sachsen-Weimar und dessen Nachfolger beseelte, lebendig sein müssen. Dieser Brüder am meisten verbreitetes Werk, die bekannten Grimm'schen Märchen, die in der Weltliteratur wie die Leistung einer einzigen Persönlichkeit fortleben, sind ja schliesslich nur ein kleiner Ausschnitt aus ihrem gesamten Schaffen. Schon das einzigartige, ja geradezu rührende brüderliche Verhältnis, das sie während ihres Zusammenlebens zu stetiger, sich vorzüglich ergänzender gemeinsamer Arbeit verband, steht in der deutschen Geistesgeschichte und Literatur fast ohne Beispiel da. Zwar hat es verschiedene hochbegabte Brüderpaare mit klangvollen Namen gegeben, die teilweise auch Weltruhm erlangten. Es sei nur an Alexander und Wilhelm von Humboldt, an Wilhelm und Friedrich Schlegel, Gerhart und Karl Hauptmann, Julius und Heinrich Hart und noch an Andere erinnert. Aber bei allen diesen waren die individuelle Begabung und zum Teil auch das Tätigkeitsgebiet der Brüder so grundverschieden, dass bei ihnen an ein gemeinsames Wirken, wie es bei den Brüdern Grimm der Fall war, nicht gedacht werden konnte. Einzig und allein sind es die Brüder Edmond und Jules de Goncourt, die auch ihre Studien gemeinsam betrieben, sich alle ihre Gedanken mitteilten und deren Werke als Ergebnisse dieser in engster Gemeinschaftlichkeit ausgeübten geistigen Tätigkeit angesehen werden können. Nur bei ihnen ist in dieser Hinsicht ein Vergleich mit den Brüdern Grimm am Platze. Ein ganz eigener Reiz wohnt der Stelle einer Gedächtnisrede inne, die Jacob Grimm am 5. Juli 1860 in der Kgl. preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin auf seinen kurz zuvor verstorbenen Bruder Wilhelm hielt, wo er die brüderliche Gemeinsamkeit von Jugend auf in einer ebenso schlichten wie anziehenden Art schilderte:

„... So nahm uns denn in den langsam schleichenden Schuljahren *ein* Bett und *ein* Stübchen – so heisst es in dieser Rede – da sassen wir an ein und demselben Tisch arbeitend, hernach in der Studienzeit standen zwei Betten und zwei Tische in derselben Stube, im späteren Leben noch immer zwei Arbeitstische in dem nämlichen Zimmer, endlich bis zuletzt in zwei Zimmern nebeneinander, immer unter einem Dach in gänzlich unangefochtener und ungestört beibehaltener Gemeinschaft unserer Habe und Bücher, mit Ausnahme weniger, die jedem gleich zur Hand liegen mussten und darum doppelt gekauft wurden. Auch unsere letzten Betten, hat es allen Anschein, werden dicht nebeneinander gemacht sein. ...“

Die erziehende Macht dürftiger Verhältnisse haben beide Brüder an ihrem eignen Leibe verspüren müssen. Unleugbar waren die beiden Grimms dichterisch veranlagte Naturen und gewandte Schriftsteller, aber in erster Linie doch Wissenschaftler und Gelehrte. Und ihre Wissenschaft – so eigenartig das klingen mag – war das deutsche Volk und deutsches Wesen. Ja, Gegenstand ihres eifrigen Sammelns und Suchens wie ihrer wohl hauptsächlich aus einem ästhetischen Bedürfnisse hervorgegangenen Forschungen blieben ihr ganzes Leben hindurch deutsches Recht, deutsche Sprache, deutsche Götterlehre, deutsche Mythen, Sagen, Legenden und Märchen, deutsches Brauchtum und Sitte. In einer Zeit, wo noch ein engstirniger Particularismus, wie er nur in der früheren

Kleinstaaterei gedeihen konnte die Gemüter beherrschte, wo der grossdeutsche Gedanke sich nur schüchtern hervorwagte und wenig Aussicht auf Verwirklichung zu haben schien, glühte in ihnen schon mächtig trotz ihrer starken Verbundenheit mit der engeren Heimat und dem Hessenstamme das Sehnsuchtsempfinden nach der Einheit aller deutschen Stämme auf. Erst heute, wo das Zusammengehörigkeitsgefühl der deutschen Stämme eine Realität geworden ist, kann man die hohe Bedeutung ermessen, die den Arbeiten der Brüder Grimm zukommt. Gewissermaßen haben sie den Pulsschlag des deutschen Volkes erfüllt wie deutsches Wesen bis in die ältesten Zeiten zurück ergründet und erschlossen. Bei ihnen liefen alle Fäden der deutschen Sprach- und Literaturkunde der historischen Rechtswissenschaften, ja, der Geschichte unseres Volkes überhaupt zusammen.

Kaum kann man einen besseren Begriff von dem Werte und dem hohen [65] Ethos des Wirkens der beiden Brüder bekommen als in den Worten, denen Jacob Grimm unter dem Titel „Von eigener Arbeit“ Ausdruck verliehen hat:

„... Alle meine Arbeiten wandten sich auf das Vaterland, von dessen Boden sie auch ihre Kraft entnehmen; mir schwebte bewusst und unbewusst vor, dass es uns am sichersten führe und leite, dass wir ihm zuerst verpflichtet seien. Und alle meine Arbeiten haben sich dabei wohl befunden oder sind vielmehr nur daran erstarkt, dass ich ein früher unscheinbares und übersehenes vaterländisches Element hervorzuheben und zu festigen beflissen gewesen bin. Mögen auch diese Studien manchem unergiebig geschienen haben und noch scheinen; mir sind sie jederzeit vorgekommen, als eine würdige ernste Aufgabe, die sich bestimmt und fest auf unser gemeinsames Vaterland bezieht und die Liebe zu ihm nährt. Weil ich lernte, dass seine Sprache, sein Recht und sein Altertum viel zu niedrig gestellt waren, wollte ich das Vaterland erheben. Vielleicht werden meine Bücher in einer stillen frohen Zeit, die auch wiederkehren wird, mehr vermögen; sie sollten aber schon der Gegenwart gehören, die ich mir nicht mehr denken kann, ohne dass unsere Vergangenheit auf sie zurückstrahlte und an der Zukunft jede Zurücksetzung der Vorzeit rächen würde. ...“

Heute in einer Zeit der nationalen Wiederbesinnung gewinnen diese Worte eines unerschütterlichen Glaubens an das grosse, damals noch innerlich zerissene Vaterland eine aktuelle Bedeutung. Muss es da nicht geradezu paradox anmuten, ja, fast wie ein Treppenwitz der Weltgeschichte erscheinen, dass es nicht ein Fürst deutschen Blutes war, der ihnen ein sorgloses Dasein für ihre Studien sicherte. Ausgerechnet mußte Jérôme sein, der König von Westfalen, der es nicht einmal für nötig fand, die deutsche Sprache zu erlernen und deutschen Geistes kaum einen Hauch verspürt hatte, der Jacob Grimm mit einem Jahresgehalt von 1000 Thaler zu seinem Privatbibliothekar ernannte und später als Auditeur in den Staatsrat berief, während unter seinem Landesvater, dem Kurfürsten Wilhelm I., er als einfacher Akzessist beim Kriegskollegium ganze hundert Thaler jährlich bezog. In den sieben Jahren französischer Herrschaft, also in der Zeit grösster Erniedrigung unseres Vaterlandes legten die beiden Brüder den Grund zu ihren mannigfaltigen germanistischen Arbeiten, die sie während dieser Zeit in völliger Sorglosigkeit durchführen konnten. Wer je die Brüder Grimm, die nach einem Ausspruche Richard Wagner's den edelsten Typus der deutschen Gelehrten darstellten, aus ihren Briefen kennen zu lernen versucht, wird für ihre ganze Wesensart die grösste Sympathie empfinden. Aus jeder Zeile werden ihm die Bescheidenheit, Lauterkeit und Schlichtheit ihres Charakters entgegenleuchten, Eigenschaften, die ihnen von allen Zeitgenossen nachgesagt wurden.

Ganz ihrer Sammler- und Forschertätigkeiten der Kasseler Bibliothek hingegeben, war es ihnen niemals um den äusseren Erfolg zu tun. An die ersten Zeiten ihrer Gelehrtentätigkeit in Kassel, während welcher sie die Germanistik als selbständiges Fach begründeten, dachten sie stets mit einem wehmütigen Gefühle.[“] „... Es waren die glücklichsten Jahre unseres Lebens – so sagte Jacob Grimm in der bereits zitierten Gedächtnisrede, eines altdeutschen Dichters Sprache nachempfindend – in solcher Ruhe ergrünte unser Herz, wie auf einer Aue.“ Je nach ihrer Begabung und ihrem Temperament hielten sie in ihrer gemeinsamen Arbeit eine ganz bestimmte Arbeitsteilung ein. Sicherlich war Jacob Grimm die wissenschaftlichere, willensstärkere und zielbewusstere Natur. Gewissenhaft durchforschte er, was sie gemeinsam an Märchen, Mythen und Sagen gesammelt hatten. Das milde und zarte Wesen seines Bruders Wilhelm, ja, dessen versonnene Natur war wieder ganz dazu angethan, bei der Abfassung der gesammelten Märchen diesen jene Form zu geben, die ihnen das deutsche Kinderherz eroberte. Im Jahre 1812 erschien bei Reimer, Berlin als bescheidener Oktavband der erste Band „Kinder und Hausmärchen“, während der zweite Band im Jahre 1814 herauskam. Auf literarischen Gebiete wohl eines der schönsten Denkmäler deutscher Romantik wird es wohl immer eine Merk-[66]würdigkeit bleiben, dass solch ein Werk in einer Atmosphäre tollsten Treibens der Umwelt, ja, in einer Zeit niedergeschrieben wurde, als König Jérôme's Karnaval im westfälischen Kassel in der höchsten Blüte stand und dass man schliesslich dem „König Lustik“ den Ruhm zuerkennen muss, ein Förderer der Erschliessung deutscher Märchen- und Sagenwelt gewesen zu sein, klingt beinahe grotesk. Bewusst hat Jérôme – darüber darf man beruhigt sein – diesen Ruhmestitel nicht erstrebt. Zu Zeiten Jérôme's hiess es allgemein: „Nous ne lisons guère“. Graf Reinhard, der von Napoleon eingesetzte Beobachter des Kasseler Hofes, schrieb unterm 5. Mai 1809 an den ihm befreundeten Goethe: „... Wir sind hier von allem literarischen Verkehr so abgeschnitten, dass selbst Johs. von Müller sich nur auf die gelehrten Zeitungen beschränkt. ...“ Das beleuchtet in schlagender Weise die geistige Atmosphäre jener Zeit.

Dass die Märchen nicht ihrer eignen Inspiration entsprungen sind, haben beide Brüder stets offen bekannt. Der unversiegender Quell für die Märchen war letzten Endes der Volksglaube. Aus ihm haben sie hauptsächlich geschöpft und die von ihnen geschriebenen Märchen sind ja nur der Niederschlag dessen, was im Volke bewahrt, erzählt und gefabelt wurde. Nur wenigen im Volke ist aber die Gabe verliehen, solches durch die Jahrhunderte überkommene Märchengut zu bewahren. Für den ersten Band erstand den Brüdern aus ihrer nächsten Bekanntschaft in Dorothea Wild, die später den einen der Brüder heiratete, die Märchenerzählerin. Von ihr rühren u. A. der „singende Knochen“ und „Frau Holle“ her, aber für den zweiten Band hatten bekanntlich die Brüder Grimm auch in der Nähe von Kassel eine neue hellsprudelnde Quelle erschlossen: – die Frau Viehmannin in Niederzwehren –.[“]

„Sie bewahrt die alten Sagen fest im Gedächtnis, welche Gabe, sagt sie, nicht jedem verliehen sei. Dabei erzählt sie bedächtig und mit eignem Wohlgefallen daran“ wie Wilhelm Grimm im Vorwort zum zweiten Band über sie urteilt. An seinen Bruder Ferdinand schreibt er (13.7.1813) ganz begeistert: „... Wir haben jetzt eine prächtige Quelle, eine alte Frau, die uns Ramus zugewiesen hat (Professor Ramus war französischer Prediger in Kassel) aus Zwern, die unglaublich viel weiss und sehr gut erzählt. Sie hat ein gescheites Gesicht und vor vielen Bauernsleuten, ein kluges feines

Wesen. Sie kommt fast alle Wochen einmal und ladet ab, da schreiben wir an drei bis vier Stunden abwechselnd ihr nach und haben nun eine so schöne Fortsetzung, dass wir leicht einen zweiten Band liefern können, aber der Krieg hemmt alles. Die Frau kriegt jedes Mal ihren Kaffee, ein Glas Wein und Geld obendrein, sie weiss aber auch nicht genug zu rühmen und erzählt dann bei Ramus, was ihr all für Ehre widerfahren sei und sie habe ihr silbern Löffelchen beim Kaffee gehabt so gut wie einer.“ Aus dem Munde dieser schlichten Niederzwehrener Märchenfrau sind den Brüdern Grimm die schönsten Märchen aus der Feder geflossen. Ihr verdanken sie u. A. die Märchen: „Der getreue Johannes“ „die zwölf Brüder“ „Sechse kommen durch die ganze Welt“ „Die Gänsemagd“ „die kluge Bauerntochter“ u. s. w.

Nach der Rückkehr des ersten Kurfürsten wurde Jacob Grimm für verschiedene Missionen diplomatischer Art verwandt und zu seiner eignen wissenschaftlicher Arbeit kam er erst wieder, als er 1816 zweiter Bibliothekar der kurfürstlichen Bibliothek, der heutigen Landesbibliothek, wurde, an der sein Bruder Wilhelm schon seit zwei Jahren als Bibliothekssekretär angestellt war. In den Schätzen der Bibliothek fanden sie das wertvollste Material für ihre bedeutungsvollen Arbeiten, die ich in diesem engen Rahmen nicht im Einzelnen aufzählen kann, die aber in gelehrten Kreisen ihr Ansehen und ihren Ruf begründeten. Beide Brüder waren schon längst Doctores h. c. der Universitäten Marburg und Breslau, als man in Kassel wegen ihres bescheidenen Auftretens kaum etwas von ihrer grossen Bedeutung ahnte. In einem vor mehr als hundert Jahren herausgegebenen Kasseler Fremdenführer wurden sie nicht etwa als die Verfasser der berühmten „Kinder- [67] und Hausmärchen“ als die Herausgeber und Ausdeuter des „Messobrunner Gebets“ und des „Hildebrandsliedes“, sondern nur als Führer durch die kurfürstliche Bibliothek angeführt – „die bei der Bibliothek angestellten Gebrüder Grimm“ – so heisst es in diesem recht prosaisch und nüchtern abgefassten Fremdenführer – Männer, denen die Literatur von Amtswegen obliegt und die darin ausgezeichnete Kenntnisse besitzen, sind jedem Fremden zuvorkommend und höflich und zeigen die Natur- Kunst- und wissenschaftlichen Schätze im Museum und in der Bibliothek in lobenswerter Bereitwilligkeit. ...“ Wäre ihre Bedeutung vom Kurfürsten Wilhelm II., dem ja nun allerdings jedes Verständnis für wissenschaftliche Dinge vollständig abging, nur einigermaßen erkannt worden, so wären sie bei der Neubesetzung des Directorpostens an der Bibliothek nach dem Tode Völkels nicht übergangen worden. An ihrer Stelle wurde vom Kurfürsten der Historiker Christoph Rommel, der den Grimm's in wissenschaftlicher Hinsicht bedeutend nachstand, berufen. Selbstverständlich erbat die beiden Grimm's sofort ihre Entlassung und folgten einem ehrenvollen Rufe nach Göttingen, um später an der Berliner Akademie der Wissenschaften sich durch ihr Wirken höchsten Ruhm zu erwerben. Als bei einer kurfürstlichen Hoftafel von der Berufung der Brüder Grimm nach Göttingen die Rede war, bemerkte der sächsische Gesandte, er hätte den Auftrag gehabt, sie für Leipzig zu gewinnen und nur die Rücksicht auf die guten Beziehungen zum Kasseler Hofe habe ihn bestimmt, von Unterhandlungen mit ihnen abzusehen. Jetzt erst schien dem Kurfürsten ein Licht aufzugehen, denn er fragte den anwesenden Rommel, ob denn die beiden Grimms wirklich so bedeutende Gelehrte wären, was ihm dieser allerdings mit einiger Verlegenheit bestätigen musste.

Von welchem Geiste das damalige kurfürstliche Regime beseelt war, das illustriert am besten die

schikanöse, kleinliche, ja geradezu verletzende Behandlung, die seitens des Oberhofmarschallamtes man einem Gelehrten wie Jacob Grimm wegen eines Rechenfehlers von 10 Hellern angedeihen liess. Dieser unbedeutende Rechenfehler gab Anlass, Jacob Grimm „gänzlichen Mangel an Begriff vom Rechnungswesen“ ja einen „gewissen Hang zur Ungebundenheit in der Verwendung von Bibliotheksverlagsgeldern“ vorzuwerfen. Auch die Würdelosigkeit, die darin lag, Gelehrte von dem Range der Brüder Grimm mit einfachen Abschreibearbeiten zu beschäftigen, wurde offenbar von den damals maßgebenden Behörden garnicht empfunden. Wiederholt seufzte Jacob Grimm in seinen Briefen über die geistlose Arbeit, die darin bestand: „täglich 4-5 Bogen zu schreiben, abzuschreiben, dass mir die Finger weh thun.“ Von Wilhelm Grimm liegen ähnliche Äusserungen nicht vor so dass man wohl annehmen darf, dass er sich ruhiger ins Unvermeidliche gefügt hat.

So schieden die Grimm's im Jahre 1829 aus dem ihnen so liebgewordenen Kassel, wo ihr Weggang bald als ein grosser Verlust empfunden wurde.

Zu den sieben Göttinger Professoren gehörend, die gegen die Verfassungsaufhebung in Hannover protestierten, wurden die Brüder Grimm, im Jahre 1837 ihres Amtes in Göttingen entsetzt und kehrten nun wieder nach Kassel zurück. In Kasseler intellectuellen Kreisen gab man sich damals der Hoffnung hin, dass nun vielleicht behördlicherseits Anstrengungen unternommen würden, die beiden Brüder dauernd in Kassel zu fesseln und sie endgültig ihrem von ihnen so geliebten Heimatlande zu erhalten. Aber es geschah nichts dergleichen. Als sie dann später im Jahre 1840 ihre Berufung nach Berlin erhielten, liess man sie ruhig wieder ziehen.

Was damals ganz Hessen bewegte, ja was die Heimat empfand, wusste keiner besser zu deuten und auszusprechen als der zu jener Zeit auch in Kassel weilende Dichter Dingelstedt, der es so vorzüglich verstand, allen Zeitereignissen in klangvollen und treffenden Versen Ausdruck zu verleihen.

[68] So standen sie, aus einem Schooß geboren,
 Und an derselben Muse Brust geneigt,
 Zu einem Ziel in Wort und That verschworen,
 Von einem Lorbeer freundlich überzweigt,
 Von uns vereint, besessen und verloren,
 Zweimal begehrt und niemals fest erreicht,
 Aus einem Guss zwei blanke Erzfiguren
 Auf Thongestell, – die Hessen-Dioskuren.

Dass sich eine Zeit lang die deutsche Romantik sogar in Kassel einnisten konnte, ist vielleicht auch ein ungewolltes Verdienst Jérôme's. Jedenfalls könnte er leicht durch seinen aus Frankfurt a/Main stammenden Hofbankier Jordis, der mit Lulu Brentano verheiratet war, in den Verdacht kommen, Kassels Beziehungen zur deutschen Romantik gefördert zu haben. Diese Förderung geschah in Wirklichkeit auf indirectem Weg. Mit dem Gelde, das Jordis als Finanzberater Jérômes verdiente, unterstützte dieser feinsinnige Mann nach seiner Übersiedelung nach Kassel die Romantiker in seinem gastfreien Hause auf dem Königsplatze neben dem früheren „König von Preussen“. Schon im

Jahre 1807 fand sich dort Clemens Brentano, Jordis' Schwager ein, der bald einen intimen Verkehr mit den Brüdern Grimm aufnahm. Später erweiterte sich der Kreis durch Achim von Arnim und Görres. Ein häufiger Gast im Hause war natürlich auch die durch ihre Freundschaft mit Goethe berühmt gewordene Bettina, eine Schwester Lulu's. In Kassel soll die geistig und künstlerisch überaus bewegliche Bettina den Zeichenunterricht des damals sehr angesehenen Kasseler Malers Aug. von der Embde genossen haben. Ob sie Wilhelm von Humboldt im Hause des Bankiers Jordis traf oder anderswo ist nicht ganz sicher, aber was Humboldt nach den Erinnerungen Ludwig Emil Grimm's über sie an seine Frau schrieb, lässt das erstere wohl vermuten. Humboldt liess mit staunender Bewunderung den Geist dieses jungen Mädchens auf sich wirken und muss gestehen „Man ist wie in einer anderen Welt.“ Immerhin ist sein Urteil über das merkwürdige genialische Wesen Bettina's insofern interessant als er sie offenbar in einem Kreise, wo sie sich keinerlei Zwang auferlegte, zu beobachten Gelegenheit hatte. „Solche Lebhaftigkeit – so schrieb er an seine Frau – Gedanken und Körpersprünge – sie setzt sich bald auf die Erde und bald auf den Ofen – und so viel Geist und so viel Narrheit sind unerhört. ...“

Dem eigenartigen Zauber der Bettina unterlagen die bedeutendsten Männer ihrer Zeit neben Goethe bekanntlich auch Beethoven, über den sie nach einer Begegnung mit ihm an Goethe enthusiastisch in unvergänglichen und nie wieder erreichten Worten berichtete. Der grosse Kunsthistoriker und Aesthetiker Hermann Grimm, in Kassel als Sohn Wilhelm Grimm's geboren, der die Bettina als reife Frau erlebt hatte, verstand es ausgezeichnet, das Unfassbare ihrer Persönlichkeit und eigentlich nicht leicht Wiederzugebende zu charakterisieren: Er sagte über sie: „... Wie soll man die Macht eines Menschen beschreiben, jeden Moment inhaltreich zu machen, den man mit ihm zubringt? Die Anziehungskraft, der Niemand widerstand? Sie brachte Licht in die Menschen und machte sie froh und zutraulich. Alles was mir an Erinnerungen an sie aufsteigt, ist freudiger, freundlicher Natur. Immer sehe ich sie vor mir als mit ganz bedeutenden Dingen beschäftigt. Nicht einen Moment wüsste ich aufzufinden, wo ich sie kleinlich oder für den eignen Vorteil bemüht gesehen hätte. Sie gleicht Goethe darin in meinen Augen, bei dem auch jede Handlung von dem gleichen Licht innerer Erleuchtung, die aus ihm heraus die Dinge um ihn her anstrahlte, beschienen war. ...“

Dem Geiste der Brentano's, in denen romanisches und deutsches Blut kreiste, ist diese Blutmischung vorzüglich zu Statten gekommen. Südliches Erbteil war ihre hervorragende Formkultur, mit dem sie das Wesen und den Geist deutscher Kunst sichtbar zu gestalten wussten. Nach dem Urteile des Heidelberger Benz hat kein Deutscher das deutsche Märchen so vollkommen und wesenhaft erfasst und nachgebildet wie Clemens von Brentano es tat – selbst nicht die Gebrüder Grimm, denn er war [69] es erst, der sie zum Sammeln und Nacherzählen anregte. Möglich ist es schon, dass in dem vertrauten Umgang des Clemens Brentano mit den Grimms eine wechselseitige Anregung zwischen dieser in ihrem Denken, Fühlen und Dichten so nah verwandten Naturen stattfand. Das Kasseler Heim des Bankier Jordis wurde so zur Hochburg der deutschen Romantik und ihre Vertreter, die sich ständig in diesem gastfreien, der dichtenden Muse so zugeneigten Hause einstellten, waren nicht müßig, denn in Kassel entstand in der ganz unromantisch westfälischen Zeit – und sicherlich nicht ohne die Mithilfe der Brüder Grimm – der zweite und dritte Teil der berühmten Gedichtesammlung „Des Knaben Wunderhorn“, während der Druck später in Heidelberg erfolgte.

Die Blicke der ganzen wissenschaftlichen Welt wurden auch auf die Stätte gelenkt, wo der Genius der Brüder Grimm seine Schwingen zuerst zu heben begann, und auf die durch das langjährige Wirken jener begabten Brüder, der grössten Gelehrten, die Kassel's Mauern je beherbergten und Hessen überhaupt hervorgebracht hatte, auch ein Abglanz ihres Ruhmes fiel. Es ist die Kasseler Landesbibliothek, die im Jahre 1930 ihr 350 jähriges Jubiläum feierte. Aus Anlass dieser Feier wurde von dem derzeitigen Director Dr. Hopf und seinem bewährten Mitarbeiter Dr. Gustav Struck eine Festschrift herausgegeben, die in ausführlicher und höchst interessanter Weise über alle Phasen der Entwicklung, die dieses hochbedeutende Institut in diesem grossen Zeiträume durchlaufen hat, berichtet. Als der Frankfurter Patrizier Zacharias Conrad von Uffenbach sie im Jahre 1709 im ehemaligen Marstalle, wo sie im Oberstocke untergebracht war, besichtigte, hatte sie wohl schon den alten und höchst wertvollen Bestand an interessanten Handschriften und Bibeln, aber die Zahl der vorhandenen Bände wurde von Uffenbach (doch wohl irrtümlicherweise) auf nur 3- 4000 geschätzt, während sie heute mit ihren 337000 Bänden ein Institut ist, das wirklich ein umfassendes Spiegelbild der im Schrifttum aller Wissensgebiete niedergelegten Erzeugnisse darbietet, mehr als dies selbst grosse Universitäts- und Stadtbibliotheken vermögen und nachdem ihr das ganz prächtige Museum Fridericianum eingeräumt ist, verfügt sie über Räume, wie man für ähnliche Zwecke nicht häufig in Deutschland finden wird. Ein schöner, vornehmer und geschmackvoller Lese- und Arbeitssaal wurde 1913 geschaffen. Nicht minder einladend ist der mit wertvollen Skulpturen und Hochreliefs ausgestattete Vorraum. Ein intim wirkender Vortragssaal mit den herrlichen Nachbildungen der vatikanischen Fresken Raffaels steht ausserdem zur Verfügung. Kurz die Pracht der Räume sucht ihresgleichen. Unter den Handschriften ist das handschriftliche Fragment des althochdeutschen Liedes von Hildebrand und Hadubrand aus dem 9ten oder gar 8ten Jahrhundert eins der grössten Schätze der Landesbibliothek. Diese Handschrift wie viele andere nicht minder wertvolle gaben den Brüdern Grimm und vor ihnen anderer Gelehrten und Forschern Anregung zu ihren germanistischen Studien und Arbeiten. Wie die grosse Bibelsammlung bieten auch die Handschriften für den Bibliophilen eine grosse Anziehungskraft. An Handschriften findet man in der Tat in der Landesbibliothek die interessantesten Dokumente. Da gibt es solche von griechischen und lateinischen Schriftstellern des klassischen Altertums wie beispielsweise von Thucydides und Cicero, von lateinischen Schriftstellern des frühen Mittelalters, die aus dem 9ten und 12ten Jahrhundert herrühren. Unter dem deutschen Schrifttum des frühen Mittelalters ragt natürlich der schon erwähnte sogenannte Hildebrandlied Codex hervor, aber auch aus dem hohen und späten Mittelalter sind interessante Handschriften vorhanden, wie Reinhart Fuchs (Isegrimes Not) 12/13tes Jahrhundert, Freidanks Bescheidenheit (14tes Jahrh.) hessisches Weihnachtsspiel und Alsfelder Passionsspiel 15tes Jahrhundert. Für den Kenner und Liebhaber besonders anziehend sind die mit Bildschmuck versehenen Handschriften vom 10ten bis zum 17ten Jahrhundert. Aus der Zeit des klassischen Altertums gibt es botanische Werke, ferner sehr viel geistlich-liturgisches Schrifttum wie zum Beispiel Psalter, Graduale, Gebetbücher. Aus der Epik des deutschen Mittelalter ist Wolfram von Eschenbach's Willehalm (14tes Jahrhundert) vorhanden, dann [70] auch eine Reihe seltener Kalender, Werke der Alchymie und Astrologie, Geschichtswerke und Chroniken wie auch orientalische Handschriften. Die Bibelsammlungen, die auch im Jubiläumsjahr 1930 in einer Ausstellung zusammengefasst waren, sollen zu den kostbarsten

zählen, die auf einer deutschen Bibliothek zu finden sind. Von der sog. Gutenbergbibel, die in den Jahren 1453-56 gedruckt wurde, ist allerdings nur ein Facsimile vorhanden, während ein Original die Landesbibliothek in Fulda besitzt. Über die wertvollen Bibeln (in der bekannten Schmincke'schen Stadtchronik ist schon von 200 Bibeln die Rede), den sog. Polyglotten und Vulgata hat Dr. Walter Grothe in der Zeitschrift „Hessenland“ 1930 im Monat Dezember eine diese Materie sehr interessant behandelnde Abhandlung veröffentlicht, die er mit folgenden Worten feierlich und erhebend schliesst:

„... Vor unseren Bibeln in den scheinbar so leblosen Bänden spürten wir eine solche Fülle von Arbeitsenergie, von Opfermut und selbstloser Hingabe, von künstlerischen Wollen und gelehrten Fleiss, dass wir die Menschen jener Jahrhunderte beneiden könnten um diese grosse religiöse Sitte, um die alles Denken und Wollen kreiste. Aber in diesen angedeuteten Energien *l e b t* der Geist der Bücher, Menschen, die sich von ihm begeistern lassen können, ihm nachsinnen und nachstreben wollen. Solche Besucher wünsche ich mir für die Bibelausstellung der Landesbibliothek Kassel. ...“

Früher als die Bibliothek von dem grossen Publikum nur in ganz geringfügigen Maße besucht wurde, hatten die Bibliothekare, die zumeist Gelehrte, Forscher, Schriftsteller und Historiker waren, genug Muße, sich ihren wissenschaftlichen Studien und Arbeiten zu widmen. In dem Maße aber wie die Landesbibliothek immer mehr sich in den Dienst des Bildungsbedürfnisses der gebildeten Laien stellte, fiel den Bibliothekaren in steigendem Grade der Dienst am Benutzer der Bibliothek zu und nahm ihre Zeit für diese Arbeit fast restlos in Anspruch. Die ehemals so verödete Landesbibliothek hat seit ihrer Modernisierung (1912-1913) einen ganz bemerkenswerten Aufschwung genommen und einen Zuspruch gewonnen, der am besten in einigen Zahlen zum Ausdruck kommt. Der Lesesaal wurde 1912 von 2000 Benutzern besucht und im gleichen Jahre wurden 11270 Bände ausgeliehen, während schon im Jahre 1929 den Lesesaal 16243 Personen besuchten und 32200 Bände ausgeliehen wurden. Und sicherlich werden auch in den folgenden Jahren bis zur Gegenwart ähnliche oder vielleicht noch günstigere Ziffern ermittelt worden sein, aus denen man leicht den Schluss ziehen darf, dass das geistige Leben in Kassel an Lebhaftigkeit gegen frühere Zeiten erheblich gewonnen hat. Schliesslich sollen ja die Schätze der Bibliothek der Allgemeinheit zu Gute kommen. Den interessanten geschichtlichen Überblick, welchen der Bibliotheksdirector Dr. Wilhelm Hopf in seiner Festschrift anlässlich des 350 jährigen Jubiläums der Landesbibliothek gegeben hat, schliesst er mit folgenden, die Bedeutung dieses Institutes würdigenden Worten ab:

„... So vermag die Landesbibliothek am Ende einer 350 jährigen Entwicklung die ihr gestellte Aufgabe in erfreulichem Umfange zu erfüllen Gewollte Grundlegung und geschichtliche Entwicklung hat ihr einen scharf ausgeprägten Charakter gegeben; ehrwürdig aber keineswegs gealtert ist sie innerlich beweglich genug, die geistigen Wandlungen der Zeit zu erfassen und ihnen vorarbeitend und stützend das literarische Rüstzeug zu bieten. So wird sie, wenn ihr die äusseren Voraussetzungen nicht versagt werden, in Zukunft bleiben, was sie in der Vergangenheit gewesen ist: Der Ausgangspunkt heimatkundlicher Forschungsarbeiten, ein Mittelpunkt wissenschaftlichen Strebens im ehemaligen Kurhessen. ...“

Wurde der Weggang der Brüder Grimm von Kassel im Jahre 1829 ganz besonders schmerzlich von ihrem grossen Freundeskreise empfunden, so hätte doch die dadurch entstandene Lücke im geistigen Leben Kassels mehrere Jahre nachher durch das Erscheinen eines hessischen jungen Dichters, dessen Namen bereits weit über die Grenzen seiner engeren Hei-[71]mat hinaus in Deutschland einen guten Klang hatte, geschlossen werden können. Ja es war sogar die Möglichkeit vorhanden, die bis dahin nur wenig gepflegten literarischen Interessen in Kassel viel lebendiger zu gestalten. Es war der junge, von mir schon mehrfach erwähnte und zitierte Dingelstedt, der 1836 als Lehrer ans Kasseler Lyceum kam. Um ihn gruppierte sich bald ein Kreis idealistisch gesinnter, geistvoller junger Männer, die auch mehr oder weniger durch den Kuss der Muse geweiht waren. Zu diesem kleinen von Dingelstedt geführten Dichterkreise gehörten Friedrich Oetker, der später zur Publicistik und Politik abschwenkte, die Lyriker und Musiker Schädel, Schulz, Scheffer, Bentzel-Sternau, der später als Romanschriftsteller bekannt gewordene Heinrich König und einige Zeit auch Julius Rodenberg. Unter der Leitung Dingelstedt's gab diese schöngeistige Vereinigung als Frucht ihres gemeinsamen Wirkens in der „Stiftshütte“ – wie diese Brüder in Apoll ihre Vereinigung nannten – das heute längst der Vergessenheit anheimgefallene „hessische Album für Literatur und Kunst“ heraus. Der erste Abschnitt des Albums, der gerade die Gedichte der Vereinsmitglieder brachte, führte den Titel die „Stiftshütte“ mit dem Motto „Eintracht hält Macht“ und Dingelstedt widmete ihr folgenden Zimmerspruch:

Der Tempel steht – herein mit Allen,
Die heit'rer Kunst sich sinnig weihen,
Die sich im Schönen noch gefallen,
Doch ohne Ernstem fremd zu sein. –
Herein mit Jedem, nah und ferne,
Im vielgeliebten Vaterland,
Der je in's dunkle Leben gerne
Der Dichtung grüne Kränze wand!

Wohl die meisten der poetischen Beiträge zu diesem Album konnte man als ziemlich harmlos ansehen. Unsterblichkeit hat sicherlich keiner ihrer Schöpfer erlangt. Über den Durchschnitt erhob sich nur die hessisches Kolorit tragende Dingelstedt'sche Ballade „Der Scharfenstein“, die voll Kraft und Feuer, markig im Rhythmus und Bau der Verse, Jahrzehnte lang in der deutschen Poesie eine achtunggebietende Rolle spielte. Dingelstedt war fraglos der talentvollste unter ihnen und doch war es ihm nicht bestimmt, die Rolle in Kassel zu spielen, zu der er dank seiner grossen dichterischen und gesellschaftlichen Begabung geradezu praedestiniert erschien. Im jugendlichen Übermut brachte er sich, insbesondere durch seine Spottsucht, in immer grösseren Gegensatz zur besseren Kasseler Gesellschaft, die ohnedies für seine poetischen und schriftstellerischen Versuche trotz seines glänzenden und blendenden Stils nur geringe Aufnahmefähigkeit bekundete.

In dem Kassel der Biedermeierzeit wie auch lange später noch bildeten den Hauptgegenstand der Unterhaltung der Hof und das Theater. Auf dem Gebiete der Literatur gab es nur eine kleine Gemeinde, die in Goethe ihr Ideal sah und mit ihm ihren Kultus trieb. Als Nebengötter wurden allenfalls noch Shakespeare und Calderon geduldet, dagegen wollte man von Schiller nicht viel wissen. Merkwürdigerweise war damals auch in Kassel Tieck mit seiner prickelnden Geistreichigkeit sehr en vogue und eine neuerschienene Tieck'sche Novelle galt stets als ein höchst bedeutendes Ereignis. Bei diesem vorwiegend auf die Romantik eingestellten Geschmack gab es in mehr kirchlich gesinnten Kreisen auch eine gewisse Anhängerschaft für Schleiermacher. In Kassel selbst wirkten als Repräsentanten einer allerdings ziemlich schwachen Nachblüte der Romantik, sozusagen als Lokaldichter, Ernst von der Malsburg, Paul Wigand, Elise von Hohenhausen, C. W. Justi, aber Dingelstedt, der immerhin bedeutendste Repräsentant jener Übergangsperiode war, die von der blasierten Ironie und gestaltlosen Geistreichigkeit der dreissiger Jahre zu einem kräftigem Realis-[72]mus hinüberleitete, fand wenig Widerhall. Um so mehr erregten seine in Lehwald's Europa erschienenen „Bilder aus Cassel“ und seine „Spaziergänge eines Casseler Poeten“ auswärts – allerdings unter grössten Mißfallen der Casseler Kreise und der allerhöchsten Stelle – grosses Aufsehen.

Poetische Beiträge des kaum 23 jährigen Dichters hatten bereits im Chamisso - Schwab'schen Musenalmanach Aufnahme gefunden und durch diese Pforte war er zuerst in den deutschen Parnass eingetreten. Seine hohe lyrische Begabung war unleugbar, aber in seinen poetischen Schöpfungen werden das Sentiment und die echte Leidenschaft von Sarkasmus und Satyre, die er allerdings mit virtuoser Überlegenheit spielen liess, stark überwuchert. Die in Kassel 1837 erschienenen „Spaziergänge eines Casseler Poeten“, die er geschaffen hat „in einer Stunde – wie er mit feiner Selbstironie sagt – da ich nichts Besseres zu tun wusste als mich auf dem bequemen Lotterbette des langgestreckten Nibelungenverses zu räkeln und meinen kurhessischen Spleen mit spitzer spottender Lanzette zur Ader zu lassen“ werden zu dem Besten gerechnet, was er an Gedichten hinterlassen hat und obgleich zeitgebunden kann man sie heute noch mit Vergnügen lesen. In Kassel haben sie damals auch verschnupft, denn ebenso wie in seinen „Bildern aus Hessen-Cassel“, wo er Persönlichkeiten und Zustände gegeißelt und die ganze Stadt in Gärung gebracht hat, fehlt es auch in diesen Gedichten nicht an verletzenden Anspielungen. Zu seiner Rechtfertigung schrieb er damals an seinen väterlichen Freund in Rinteln, den General von Bardeleben:

„... Mein Hauptbestreben ging dahin, allen Zuständen hier ein gemeinschaftliches Maß aufzufinden, alle Radian in einem Brennpunkte zu vereinigen und eine Anschauung verschiedener Gruppen zu konstruieren. Die Persönlichkeiten waren als Staffage notwendig oder um dem Gemälde Firnis zu geben und der Klatschsucht einige Nahrung. ...“

Zum Helden eines Gedichtes erkor er den „grossen Christoph“ wie im Volksmunde die kupferne Kolossalfigur des Herkules genannt wird. Diesem haucht er wieder Leben ein und des langen Nichtstuns müde, ergreift ihn in einer Januarnacht Durst nach neuen Taten. Mit drei gewaltigen Sätzen schwingt er sich in's Thal hinunter – –

An der Stadt verschlossene Thore klopft der Held in wildem Grimme: Ich will Arbeit, Arbeit gebt mir“ also fleht die Donnerstimme. Tief bestürzt verharren die Väter der Stadt, bis der Jüngste

derselben auf den Gedanken kommt, er möge sich selbst Arbeit suchen. Und nun sucht der Riese nach der Hyder, nach dem Hirsch, dem Eber, den Amazonen und sogar dem Löwen: aber auch diesen findet er nur

„prangend über Wirtshaustüren
Zügelnd auf Accise=Posten, auf Papier mit Stempel Tatzen
Ausgeprägt auf Hessengroschen, die da heissen Strebekatzen.“

Da schreit er zum letzten Male drohend: gebt mir Arbeit, eh' ich sie selbst mir erwähle“ und zitternd und zagend wird ihm der Bescheid: leist uns denn denselben Dienst, den dem Augias Du erwiesen.

Um am Morgen ging der Recke suchend auf gewohnte Weise,
Aber erst nach fünfzig Tagen kehrt er heim von seiner Reise
Herr, so sprach er kleinen Muthes, wollt Euch einen Andren dingen,
So viel M i s t , wie ich gefunden, kann auch Herkules nicht zwingen.

Als Dingelstedt nun in seinem jugendlichen Tätigkeitsdrange auch noch öffentliche Vorträge über die neueste Literatur in Kassel halten wollte, stieg der Mißmut über ihn in der stockkonservativen Kasseler Gesellschaft, da er sich nicht gescheut hatte, Mißstände aufzudecken, führende Persönlichkeiten anzugreifen und dauernd Seitenhiebe auf die Regierung auszuteilen, auf seinen Gipfelpunkt. Am 21. Septb. 1838 stand in der Cassel'schen Allgemeinen Zeitung zu lesen:

[73] „Seine Hoheit der Kurprinz und Mitregent haben gnädigst geruht, den Gymnasialhilfslehrer Franz Dingelstedt von dem Gymnasium zu Kassel zu dem in Fulda zu versetzen. ...“

In höflicher amtlicher Form war damit seine Verbannung aus Kassel ausgesprochen und die mit grossen Hoffnungen durch ihn eingeleitete literarische Epoche Kassel's hatte nur ganze zwei Jahre gedauert. Ein interessantes, auf persönlichen Eindrücken fussendes Urteil über Dingelstedt, der übrigens in reiferen Jahren seine Einstellung Kassels gegenüber bereut hat, fällt Geibel, der wohl als markanteste Erscheinung an dem bekannten Musenhof derer von der Malsburg in Escheberg mit dem Kasseler literarischen Leben in losen Beziehungen stand.

„... Dingelstedt ist ein Mensch – so sagte Geibel – von glänzenden Gaben, geistreich, leicht beweglich, voll feinen Sinns für die schöne Form, dabei, wenn die böse Laune ihn nicht plagt, angenehm und liebenswürdig in der Unterhaltung. Aber selten weiss ich, wie weit es ihm eigentlich Ernst ist. Er spielt mit allem und glaubt an seine eigne Poesie nicht. ...“

Der Weggang des jungen Dichters wurde ganz besonders von seinen Schülern beklagt, die dem gemaßregelten Lehrer, an dem sie mit grosser Liebe hingen, zum Abschied einen silbernen Becher und ein silbernes Besteck stifteten. Denn dieser dichterisch empfindende Lehrer quälte seine Schüler nicht mit Exercitien und Extemporalien, sondern erschloss der begeisterungsfähigen Jugend die hellenische Wunderwelt und machte sie auch mit den Schönheiten deutscher Literatur vertraut.

Das Leben eines anderen jungen hessischen Dichters, der eine Zeit lang der Liebling des Kasseler Publikums war, zerbrach an der Problemhaftigkeit seiner Natur und an der Tragik seines Geschickes.

Der einstige Referendar Dr. jur. Ernst Koch, auf den ich schon an anderer Stelle hinwies, verliess die Heimat im Jahre 1834 nach Lösung seines Verlöbnisses durch den Vater seiner Braut, der er sein am bekanntesten gewordenes Büchlein „Prinz Rosa Stramin“ gewidmet hatte. Wirt wie sein abenteuerliches Leben ist der Inhalt dieses schmalen Bändchens, das trotzdem einen grossen Reichtum an Wehmut und Witz, an Anmut und Phantasie, an Laune und Liebe birgt, so dass Dingelstedt's Begeisterung für das Talent dieses jungen, aber niemals zur Reife gediehenen Dichters begreiflich erschien. Seiner Jugendliebe beraubt und von der Woge des Lebens überall umhergeworfen, irrte der schiffbrüchig gewordene junge hessische Dichter Ernst Koch in Spanien, ja sogar in der Sahara umher, bis er schliesslich wieder in Luxemburg festen Fuss fasste. Dort starb er am 24. Novb. 1858. Als Totenklage rief ihm Carl Altmüller, selbst ein feinsinniger Lyriker, die Worte nach:

„Aller Dichter liebsten, besten,
Die dem Hessenland geschenkt,
Haben sie im fernen Westen
Jetzt zur Wintergruft gesenkt.“

So blieb auch das dichterische Schaffen Ernst Koch's im Bereiche der Kasseler Literatur nur eine Episode.

Sucht man die Jahrzehnte hindurch bis zur Gegenwart in Kassel nach Gestalten bedeutender Prägung auf rein literarischem Gebiete, so wird man wenig Entdeckerfreude erleben. In der Kasseler Luft gedeiht eben dieser Zweig geistiger Betätigung nicht sonderlich. Und doch wäre es unrecht, nicht einiger Männer und auch Frauen zu gedenken, die sich dichtend und schriftstellerisch mit mehr oder weniger Erfolg betätigten. Drang auch ihr Ruf nicht über Kassels Mauern, so waren doch Persönlichkeiten darunter, die genug Format hatten, um das geistige Leben ihrer Umwelt bestimmend zu beeinflussen. Zu den kleinbürgerlichen Poeten darf man Christian Lewalter und den Epiker Ludwig Mohr zählen, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts im Nebenberuf sich der dichtenden Muse widmeten, nicht zu vergessen auch den als Dialectdichter hervorgetretenen Kupfer-[74]schmied Hartmann Herzog. Ein in Kassel durch sein auffallendes Auftreten in der Öffentlichkeit sehr bekannte Erscheinung war der Schriftsteller Frédéric Armand Strubberg. In seiner Jugend galt er als eine Schönheit und sich seiner äusserlichen Vorzüge nur zu sehr bewusst, liebte er es recht theatralisch den blauen Radmantel über die Schulter geschlagen die Bellevue oder die Südseite des Friedrichplatzes auf- und abzuwandeln und die Blicke der Kasseler auf sich zu lenken. In der Art wie Gerstäcker und Möllhausen, ohne indes deren Niveau zu erreichen, hat er, der ein langes abenteuerliches Leben in Nordamerika und Texas hinter sich hatte, etwa sechzig an Wert sehr unterschiedliche Erzählungen, die hauptsächlich in der Welt der Indianer spielten, geschrieben, die heute bis auf ganz wenige kaum noch auf dem Büchermärkte erscheinen. Verarmt und unterstützt von den hessischen Agnaten Philippsthal-Barchfeld ist er im Jahre 1889 im Alter von 83 Jahren gestorben.

Zur geistigen Elite Kassel's gehörten Männer wie Karl Altmüller und auch dessen Sohn Hans Altmüller, zwei grosse Söhne Kassels, zu deren Andenken von der Stadt am 100sten Geburtstag Karl Altmüller's am 1. Januar 1933 eine Gedenktafel an ihrem Geburts- und Sterbehaus am Königs- tor 48 feierlichst angebracht wurde. Stets ehrt es eine Stadtgemeinde, wenn sie es versteht, auch Männern Ehre widerfahren zu lassen, die nach Aussen hin weniger hervorzutreten Gelegenheit fanden, dafür aber durch ihre grossen geistigen Gaben bedeutenden kulturellen Einfluss auf einen, wengleich nur engbegrenzten Kreis auszuüben vermochten. Rein schöpferisch ist Karl Altmüller nur mit einer im Jean Paul'schen Stil geschriebenen Erzählung „Die Ironischen“ hervorgetreten sowie mit einigen Gedichten, unter denen das Hessenlied in schlichtester und tiefster Prägung echter Hessenart als ein ganz besonders gelungener Wurf bezeichnet werden kann:

„Ich weiss ein teuerwertes Land,
Mein Herz ist zu ihm hingebannt,
Ich kann es nimmermehr vergessen,
Das liebe Land der blinden Hessen.

Nicht ist es sonnenreich und warm,
An Gold und Silber ist es arm;
Reich ist es nur an tausend Schmerzen
Und an der Treue Gold im Herzen.

Wenn einstmals auf der weiten Welt
Die Treu der Klugheit räumt das Fels,
Sonst nirgend eine Ruhstatt hätte –
Das Hessenland bleibt ihre Stätte.“

Mit diesem von Joh. Lewalter vertonten Lied hat Karl Altmüller Eingang und Resonanz in den weitesten Kreisen des kurhessischen Volkes gefunden. Aber in erster Linie war Karl Altmüller eine Gelehrtennatur. Er sprach und schrieb über psychologisch-philosophische Probleme, war Mitarbeiter des Meyer'schen Konversationslexicon und Dramaturg des einstigen Kasseler Hoftheaters. Ganz trefflich hat seine Bedeutung für das geistige Leben Kassel's der Pfarrer Karl Theys in der Gedächtnisrede, die er bei der Weihe der oben erwähnten Gedenktafel hielt umrissen: In derselben heisst es u. A.:

„... Karl Altmüller, der in einzigartiger Weise die Bildung seiner Zeit in sich aufgenommen und mit grosser Blickweite den Horizont seiner Zeit überschaute, ja, dieser Zeit in vielem vorausschaute, hat noch mehr durch diese seine besondere Art gewirkt als durch seine im Druck erschienenen Schriften. Er war so etwas wie eine oberste Instanz im Hessenlande und darüber hinaus in allen Fragen der Literatur und Kultur. Mit den besten Köpfen seiner Zeit stand er in lebendigem Austausch mit Dingelstedt, Fontane, Gutzkow, Bodenstedt, Felix Dahn, Geibel, Hackländer, Heinrich Seidel, Ernst Koch, Paul Heyse, Julius Rodenberg, Hermann Lingg, Bogumil Gätz, Gervinus, Sophie

Jung-[75]hans, Hermann Grimm, Eduard Devrient, Ruhl, Meyerbeer – von denen die Meisten auch sein gastliches Haus in Kassel besucht haben. Diese Namen allein geben einen Begriff von dem Umfang seiner Interessen und der Vielseitigkeiten seiner Beziehungen. Karl Altmüller ist gross gewesen als unbestechlicher Kritiker und Aesthetiker. Ein scharfes Erfassen des Wesentlichen, ein untrüglicher Sinn für das Echte und Wahrhaftige, eine adelige Besinnung, genährt an den Tischen der edelsten und bedeutendsten Geister der Weltliteratur, machten ihn zu einem ruhenden Pol in der Erscheinenden Flucht. So hat er auch hier in unserer Stadt durch seine Vorträge – und er war ein glänzender Redner – überaus befruchtend gewirkt als ein Sämann, der weit ausholend köstliche Saatkörner vorauswarf in den Acker der Seelen. ...“

In dem erst vor wenigen Jahren verstorbenen Hans Altmüller, dem Sohne des ersteren, fanden sich die vorzüglichen geistigen Eigenschaften des Vaters mit einem mütterlicherseits geerbten tiefinnigen Gemüte in schönster Harmonie vereinigt. Er war ein vortrefflicher Schriftsteller, der hauptsächlich künstlerische und philosophische Fragen behandelte. Noch mehr als bei seinem Vater vollzog sich sein Wirken mehr in der Stille und fast ängstlich mied er die grosse Öffentlichkeit. Persönlichkeiten von so ausgeprägter Geistigkeit seiner Art bringt unsere alles nivellierende Zeit, in der das Specialistentum vorherrschend geworden ist, kaum noch hervor. Denker, Schriftsteller und Künstler in einer Person hielt er Vorträge über Kunst, Kultur, Literatur, Musik und Philosophie und vertrat in diesen das klassische Bildungsideal, für das er in seiner originellen Ausdrucksweise und fesselnden Rhetorik unter seiner wenn auch nur kleinen Schar Zuhörer Begeisterung zu wecken suchte und zu wecken wusste. Seine kleine Gemeinde, der er soviel geistige Anregung geboten hat, bewahrte ihm ein treues Andenken. So wie er bis in unserer Zeit hinein geistig fördernd und anregend gewirkt hat, werden gewiss noch manch' andere Persönlichkeiten, die im geistigen Leben Kassel's eine Rolle spielten rühmende Erwähnung verdienen, aber den Rahmen meiner Betrachtungen würde es weit überschreiten, wenn ich ihnen allen nachspüren und ihrer Verdienste gedenken wollte. Viele mir im Laufe der Jahre bekannt gewordenen Schöpfungen einer ganzen Reihe hessischer bezw. Kasseler Dichter und Heimatschriftsteller, von denen die meisten teils zeitweise teils dauernd ihren Wohnsitz in Kassel hatten oder noch haben, rufen in mir angenehme Erinnerungen hervor. Einige von ihnen deckt schon der grüne Rasen, mit manchen verknüpften oder verknüpfen mich noch persönliche Beziehungen. Im Geiste lasse ich die Gestalten an mir vorüberziehen, und denke dabei besonders an

Wilh. Speck, Heinrich Ruppel, Otto Stückrath, Karl Engelhardt, Heinrich Bertelmann, Graf von Berlepsch, Karl Preser, von Wildungen, Anna Ritter, E. von Weitra (Pseudonym von Elisabeth Juncker von Conreuth), Karl Ernst Knodt, Bernhard Schorbach, Johann Lewalter, Paul Heidelbach, Will Scheller, Wilhelm Ide, Valentin Traudt, Thilo Schnurre und andere mehr. An die Heimat gebundene Werke finden natürlich auch meistens nur ein wirksames Echo innerhalb der Grenzen der engeren Heimat und so ist es verständlich, dass es nur wenigen von diesen Dichtern und Schriftstellern beschieden war, ausserhalb der Heimat mit ihren Werken verdiente Beachtung zu finden. Zu ihnen gehört ganz besonders Wilh. Speck, dessen persönliche Bekanntschaft ich erst machte, als er schon ein schwer kranker vom Tode gezeichneter Mann war. Nur fünf Bände hat dieser feinsinnige Dichter der deutschen Literatur geschenkt, in deren Geschichte er auch eine ehrenvolle Erwähnung findet. Sein Buch „Zwei Seelen“ wirkte bei seinem Erscheinen auf dem Büchermarkt wie eine

Sensation. Unvergessen ist Speck bei allen geblieben, die tiefen ethischen Gehalt, Gemüt, Geist und psychologische Ergründung des Menschentums im Buche suchen. Erfüllt sind auch seine Werke von Bildern seltener Schönheit und hoher Anmut wie auch sein tiefes Naturempfinden aus ihnen zurückstrahlt. Mit Karl Altmüller gehörte Wilh. Speck, der nur in seinen jungen Tagen und [76] während seiner letzten Lebensjahre in Kassel wohnte zu einem der Gründer der noch heute erscheinenden Zeitschrift „Hessenland“. Diese Zeitschrift, die 1887 Ferdinand Zwenger herausgab, wurde sozusagen zum Mittelpunkt der geistigen und künstlerischen Bestrebungen der engeren Heimat. Ja, sie war die ausgesprochene Heimatzeitschrift. In ihrer ersten Zeit gehörten ausser Speck auch Franz Treller, Karl Preser, Wilh. Bennecke, Valentin Traudt, Heinrich Bertelmann und später insbesondere Paul Heidebach wie viele andere zu ihren ständigen Mitarbeitern. Auch Speck muss wohl die für literarische Bestrebungen höchst ungünstige Atmosphäre Kassels am eignen Leibe verspürt haben, wie seine hierauf bezüglichen Äusserungen es vermuten lassen. In den Erinnerungen, die man in seinem Nachlass gefunden hat sagt er: „... Es war damals – also wohl in den achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts – für einen Kasseler Poeten, wie ich glaube, besonders schwierig, sich in seiner Vaterstadt rühmlich auszuzeichnen. Wo eine Familie das Schicksal hatte, einen Poeten zu sich zählen zu müssen, da schwieg sie gewöhnlich ängstlich und schamhaft über ihr Los und tat nicht das Mindeste, seinen Ruhm zu mehren. Zeitungen hatten keinen Platz für Gedichte. Für einen aufstrebenden Dichter waren also die Aussichten in Kassel ziemlich ungünstig und man behauptete auch in wissenden Kreisen, man sähe selbst Dichter und Künstler, von Rang und Namen nirgends so verdüstert und resigniert herumspazieren, als im schönen Kassel. ...“

Zwei deutsche Schriftsteller von grossem Ruf haben in Kassel das Licht der Welt erblickt und dort auch ihre Jugendjahre verlebt.

Hermann Grimm, der Sohn Wilhelm Grimm's, der im Eckhaus Georgenstr. und Schöne Aussicht No. 7 geboren wurde und Malvida von Meysenbug, deren Geburtshaus sich auch an der Schönen Aussicht Ecke Friedrichsplatz befand.

Schon in seiner frühesten Jugend war es Hermann Grimm vergönnt, einen tiefen Einblick in die Kasseler Arbeitssphäre seines Vaters und Onkels zu gewinnen, dadurch dass er Märchen für sie abschreiben und Auszüge für das von den Brüdern Grimm begonnene grossangelegte deutsche Wörterbuch, an dessen Vollendung von bedeutenden Germanisten heute noch gearbeitet wird, machen musste. In späteren Jahren verband ihn mit Kassel nur noch ein fast unstillbares Heimatgefühl, das ihn für sein ganzes Leben nicht verlassen hat. Für den späteren hoch bedeutenden Kunsthistoriker und Essayisten waren nur die ganz grossen Geister und Künstler wie Homer, Michel Angelo, Raphael, Shakespeare und vor allen Dingen Goethe Gegenstand seines unablässigen Forschens und nicht nur der hohe Grad von Verehrung, zu dem er sich mit seiner aussergewöhnlichen Einfühlungsfähigkeit in die Schöpfungen seiner grossen Idole aufschwingen konnte, sondern auch seine ganze aesthetische Weltanschauung leuchten aus seinen geistvoll geschriebenen Werken und Essays hervor. „... Ich suche das Leben der Männer – so spricht er sich selbst einmal an einer Stelle aus – zu erforschen, die für ihre Zeit die Pegelhöhe des geistigen Zustandes bezeichnen, die Wenigen aber Unverwüstlichen. Niemals wird die Erforschung der Geschichte dieser Männer aufhören. ...“

Trat auch in der Zeit, als Malvida von Meysenbug, ihre Jugend in Kassel verlebte, die Pflege schöngestiger Interessen im öffentlichen Leben dieser Stadt kaum hervor, so fand sie doch eben in vornehmen Familien des Bürgertums und des Adels eine Heimstätte.

In der einer solchen Familie entsprossenen genialen Schriftstellerin Malvida von Meysenbug, der Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin“, die 1816 in Kassel geboren und in ihren reiferen Jahren die Freundin bedeutender Männer (von Richard Wagner, Friedrich Nietzsche und anderer) wurde, hat sich der segensreiche Einfluss eines in geistigen Dingen höchst kultivierten Milieus offenbart. Die Stadt Kassel hat auch das Andenken dieser Frau insofern zu ehren gewünscht, als es [77] den schönen Tessenow-Bau der neuen höheren Töchterschule den Namen „Malvida von Meysenbug Anstalt“ gab. Später wurde allerdings die Schule wieder umbenannt und heisst jetzt „Heinrich Schütz Schule“.

Der erst in neuerer Zeit von Berta Schleicher unter dem Titel „Märchenfrau und Malerdichter“ herausgegebene Briefwechsel zwischen der auch schon gealterten Malwida von Meysenbug und dem greisen Maler und früheren Kasseler Akademiedirector Ludwig Sigismund Ruhl erschliesst die gemeinsamen Erinnerungen beider aus einer geruhigen, uns heute fast entfremdeten Zeit und wirft gleichzeitig ein interessantes Licht auf den sehr begabten Mann, der fast noch ein besserer Schriftsteller als Maler gewesen zu sein scheint. Im geistigen Leben Kassels während des vorigen Jahrhunderts trat der Geh. Hofrat Ruhl oft genug hervor. Im Hause der Malwida, deren Mutter eine der gebildetsten Frauen ihrer Zeit war, ging er ein und aus und zu den Füßen dieses gütigen Mannes sass Malwida als Kind, um sich von ihm in die Märchenwelt der Brüder Grimm einführen zu lassen.

In einem ärmlichen Hause starb am 16. Juli 1846 von den Zeitgenossen kaum noch bemerkt, in Kassel eine Greisin die ihre letzten Lebensjahre notdürftig durch Anfertigung künstlicher Blumen fristen musste. Einst eine sehr schöne Frau, von der Männerwelt umschwärmt, war sie im gesellschaftlichen Leben Kassel's eine viel bemerkte Erscheinung. Es was Charlotte Diede, die ursprünglich mit dem Rat und Oberappellationsgerichtssekretär Dr. Diede verheiratet war. Schon mit neunzehn Jahren als Tochter des Pfarrers Hildebrand aus Taubenheim las sie mit Vorliebe philosophische Schriften und schwärmte für das Wahre, Gute und Schöne. Die mit Dr. Diede eingegangene Ehe erwies sich als unglücklich und führte bald zur Scheidung. In Kassel wurde dann die geschiedene Frau gesellschaftlich gemieden. Durch die Napoleon'schen Kriege verlor sie ihr ganzes Vermögen. In ihrer Not wandte sie sich an den inzwischen zu Ruf und Ansehen gelangten Wilhelm von Humboldt, den sie einst als junges Mädchen in Pymont kennen gelernt hatte. Damals war eine Seelenfreundschaft zwischen den beiden jungen Menschen entstanden. Durch Humboldt's Vermittlung erhielt sie eine kleine Rente, die ihr schliesslich eine kümmerliche Existenz ermöglichte. Die frühere Seelenfreundschaft wurde nun in einer regelrechten Brieffreundschaft verankert und die Empfängerin der literarisch wertvollen und berühmt gewordenen Humboldt'schen „Briefe an eine Freundin“ war keine andere als Charlotte Diede. Leider sind ihre eignen Briefe an Humboldt auf ihren eignen Wunsch verbrannt worden, aber aus erhaltenen Bruchstücken ist schon leicht zu erkennen, dass sie ähnlich wie die Rahel oder Bettina eine sehr geistreiche Frau gewesen sein muss. Auch nach dem Zeugnisse von zuverlässigen Zeitgenossen war sie eine bedeutende, edle Persönlichkeit. Zuletzt

wohnte sie wohl im Hause des Maurermeisters Seidler Königsthor 17 und beschäftigte in dem Nebenbau eines kleinen separat gelegenen Hauses stets mehrere junge Mädchen für die Herstellung künstlicher Blumen. Hierfür muss sie ein grosses Geschick besessen haben, denn sie lieferte diese Blumen, die von echten kaum zu unterscheiden waren, für die Hofbälle an verschiedene Fürstenhäuser, unter anderem auch nach St. Petersburg. Mit Rosenöl betupft dufteten sogar ihre künstlichen Blumen. Ohne ihre wertvollen Eigenschaften wäre wohl Wilhelm von Humboldt, jener tiefe Ergründer der menschlichen Seele, kaum mit dieser Frau in einen so ausgedehnten, literarische und philosophische Probleme berührenden Briefwechsel eingetreten, der ihr in ihrem Unglücke einen neuen Lebensinhalt gab und ihr Seelenleben bereicherte. Zweimal wurde sie auch in Kassel in ihrer bescheidenen Wohnung von ihm besucht. Dieses ideale Verhältnis zwischen den beiden geistvollen Menschen ist von der Mit- und Fachwelt häufig bewitzelt worden. Sogar der eigne Bruder Alexander von Humboldt schien für dasselbe wenig Verständnis zu haben, da er sich öfters in sarkastischer Weise über die Pfarrerstochter von Taubenheim, wie er sie zu nennen pflegte, geäussert hatte und auch der Ansicht war, dass sein Bruder [78] ihr weniger hätte schreiben, dafür aber mehr geben sollen. Und doch bedeutete für die arme, vom Unglück verfolgte Frau die ihr oft Trost spendenden Briefe ein wahres Labsal, ja sie regten sie zu immer weiterer Tätigkeit in geistiger Beziehung an und wurden ihr so zu einem Quell wahrer Freuden in ihrem sonst so einsamen Leben. Dauernder als Erz ist ihr auf alle Fälle mit Humboldt's sehr verbreiteten „Briefen an eine Freundin“ ein unvergängliches Literaturdenkmal gesetzt worden.

Entbehrt nun einmal der niederhessische Volksstamm im Allgemeinen der Schwungkraft, um auf den Schwingen schöpferischer Phantasie in jene Aetherhöhe zu steigen, in der nur die Schöpfungen der schönen Literatur erblühen und zur Frucht reifen und hat trotz allen Protesten seitens der wenigen begabten Dichter, die dem niederhessischen Stamme entsprossen sind, das „Hassia non cantat“ eine nicht ganz wegzuleugnende Berechtigung, so ist die Geistigkeit dieses Stammes auf anderen Gebieten, insbesondere im Bereich der Realwissenschaften, wie schon an anderer Stelle genugsam betont, oft in ganz bemerkenswerter Köpfe, die vorübergehend im 18ten, 19ten und 20ten Jahrhundert in Kassel auftauchten oder dauernd dort wirken wie geistigen Einfluss ausüben konnten, verdienen es wohl gewürdigt zu werden. Bestehen doch heute noch in Kassel wissenschaftliche Vereinigungen, die, schon in den dreissiger Jahren des vorigen Jahrhunderts gegründet, in organischer Entwicklung zu hoher Bedeutung emporgewachsen sind.

An der Wende des 18ten und 19ten Jahrhunderts machte sich eben als Folgewirkung der Aufklärung und des sich dadurch immer mehr in Deutschland verbreitenden Rationalismus überall ein geistiger Umschwung fühlbar und der unaufhaltsame Strom neuen geistigen Lebens, der sich rasch sein Bett schuf, umbrandete auch die Grenzen des einstigen so ungeistigen Kurfürstentums. Wo aber nun der kurfürstliche Hof ganz versagte, im Gegensatz zur Glanzperiode der Landgrafenzzeit, geistigen und künstlerischen Bestrebungen gegenüber völlig teilnahmslos blieb und geistige Antriebe von ihm überhaupt nicht ausgingen, da erhoben sich die obersten Schichten des neuerwachten und schon längst emanzipierten Bürgertums über die Alltagsinteressen hinaus zu einer höheren Auffassung des Lebens und aus ihrer Mitte wuchs mancher Impuls zu einer Vergeistigung des Lebens heraus.

Aus dem 18ten Jahrhundert ragen noch einige Gestalten charakteristischer Prägung in die ersten Jahrzehnte des 19ten Jahrhunderts hinein wie z. B. der Historiker Strieder, der Verfasser der vielbändigen Gelehrten Geschichte, der Historiker Johannes von Müller und Graf Martin Ernst von Schlieffen, der kluge allmächtige Minister unter dem Landgrafen Friedrich II. Für Strieder, der nach der Invasion aus dem Staatsdienste schied, waren bekanntlich die sieben Jahre der Fremdherrschaft ein wahres Martyrium. Wie auch andere starrköpfige Hessen z. B. der Waldauer Pfarrer Schirmer setzte er während der ganzen westfälischen Zeit keinen Fuss vor sein Haus, um sich den Anblick der ihm verhassten Fremdlinge zu ersparen:

„... Da sitze ich nun – so schrieb er in jener Zeit – in regno vegetabili und halte mich stets in meinen vier Wänden. Trauer über das grosse menschliche Elend – Trauer über Fürsten und Vaterland will mich nicht verlassen. Wahrscheinlich erliege ich darunter, bei allem philosophischen und religiösen Sinne, wo auch mich Dunkelheit der fürchterlichsten Verwirrungen umgibt und stutzig macht, aber dann wird es mir jedoch jenseits auch klar werden, wie es möglich ist, dass so ganz unbedingt Satan unter der Menschheit hier auf Erden wüthet. ...“

Zwar wurde er nach der Rückkehr des Fürsten wieder in alle seine Ämter eingesetzt, doch blieb er nicht lange im Genuss seiner glücklich wiedergewonnenen Freiheit, da er bald darauf starb. der weit-[79]bekannte schweizerische Gelehrte Johannes von Müller, der im 18ten Jahrhundert am Kasseler Collegium Carolinum als Geschichtsprofessor wirkte und dann von Kassel nach Wien ging (das Adelsprädikat wurde ihm vom Kaiser Josef II. verliehen) wurde auf die Anregung Napoleon's von Jérôme als Aussenminister des Königreiches Westfalen berufen, ein Amt, in dem er sich aber nicht wohl fühlte und es gern mit einem anderen vertauschte. Er wurde Chef der Unterrichtsverwaltung und wäre hierzu wohl eine sehr geeignete Persönlichkeit seiner ganzen Vorbildung nach gewesen. Doch mit den kulturfeindlichen Tendenzen Jérôme's geriet er bald in dauernden Konflikt und rieb sich schliesslich in diesem Kampfe derart auf, dass er, geschwächt an Körper und Seele, schon im Jahre 1809 verstarb. Bei seiner Beisetzung hielt der Minister Siméon, ohne Frage die sympathischste Erscheinung unter der hohen französischen Verwaltungsbeamten des westfälischen Königreiche die Gedenkrede. Das Grabmal des schweizerischen im Kasseler Geistesleben an der Wende des 18ten und 19ten Jahrhunderts so einflussreich hervorgetretenen Gelehrten auf dem alten Kasseler Kirchhofe am Lutherplatz dürfte noch erhalten sein. Ein leiser Schatten fällt auf das Andenken des Schweizer Historikers Johannes von Müller, wenn man aus der ersten Zeit seiner wissenschaftlichen Tätigkeit in Kassel am Collegium Carolinum einer Äusserung über seinen Charakter, die von einem seiner Kollegen, dem Professor Georg Forster herrührte, besonderes Gewicht beilegen würde. Leicht könnte auch Neid oder Klatschsucht Forster beeinflusst haben, als er unterm 8. Aug 1781 an Jacobi schrieb:

„Herr Johannes Müller ist hier Professor auf sein eignes Ansuchen geworden, nicht wie überall in Zeitungen steht, hergerufen. Er ist mir nichts und kann mir nichts werden so wie ein Jeder, der den Mantel nach dem Winde hängt und mit beiden Schultern trägt. Er schimpfte in meiner Gegenwart auf sein Vaterland und verspottete dessen Freiheit und machte das Eloge des Despotismus – um dem Minister von Schlieffen zu schmeicheln. ...“

Dreiundneunzigjährig starb im Jahre 1825 der frühere aus Pommern stammende Minister Graf Martin Ernst von Schlieffen, der es selbst im hohen Alter noch vermochte, sich den völlig veränderten Verhältnissen, die Jérôme's Regime mit sich brachte, geschmeidig anzupassen. Er stand bei Jérôme, an dessen Hof er viel verkehrte, in hoher Gunst.

Unter den Gestalten hoher geistiger Prägung, die im Kasseler Geistesleben des 19ten Jahrhunderts weitreichenden Einfluss auf literarischen theologischen, ja selbst auf politischem Gebiete ausübten, ragt vor Allem der Hesse August Vilmar (1800 geb.) hervor. Das war ohne Frage eine Persönlichkeit allergrössten Formats. Ja, Vilmar gehört zu den Männern Hessen's, die weit über die Grenzen ihrer Heimat hinaus bekannt geworden sind. Als Literarhistoriker ist sein Name wohl allen Gebildeten geläufig. Am erfreulichsten war sicherlich sein Wirken auf dem Gebiete der Literaturgeschichte. Seine Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur erregten in ganz Deutschland grösste Beachtung. Hier kamen ihm seine höchst lebendige Darstellung und die Feinfühligkeit seines Urteils in allen poetischen Dingen sehr zu statten. Die Vilmar'sche Literaturgeschichte ist auch heute noch nicht veraltet und namentlich in der Entwicklung der grossen Leistungen der mittelalterliche Dichtung ist er auch jetzt noch ohne Rivalen unter den populären Gestaltern dieser Literaturepoche.

Interessant ist es wie Vilmar als gründlicher Kenner seiner Heimat die in Boden und Landschaft tief verwurzelte Geistesverfassung seiner Landsleute und deren charakterliche Veranlagung prägnant zu charakterisieren weiss:

„... Der Hesse – so schreibt er an einer Stelle – zog es vor, hinter den dichtbewaldeten Bergen seines Vaterlandes allein für sich [80] und sein Haus zu leben, in den einsamen Tälern und auf den stillen grünen Heiden seiner alten Mark, weit entfernt von dem Verkehr mit der Welt, die Erinnerungen aus den Tagen der Allväter schweigend und treu zu bewahren. Sitten und Sagen der grauesten Vorzeit, im übrigen Deutschland längst untergegangen, finden sich in Hessen bis auf die neuere Zeit, zum Teil bis auf den heutigen Tag unversehrt erhalten. In diesem mehr als tausendjährigen Schweigen und Stillesein des hessischen Geistes scheint sich die Kraft erhalten und aufgespart zu haben, zu unserer Zeit das merkwürdige Brüderpaar (die Grimm's) zu erzeugen, welches aus dem Herzen des deutschen Volkes hervorgewachsen, den späten Enkeln die Sprache, Poesie, Besinnung und Sitte ihrer Vorväter in den wahrsten und erhabensten Zügen darzustellen berufen war. ...“

Weniger glücklich betätigte sich Vilmar als Politiker und Kirchenmann, als welcher er allerdings unter der zeitgenössischen Geistlichkeit eine grosse Anhängerschaft fand, die sich teilweise ganz auf seine Ideen eingestellt hatte. An geeigneter Stelle wird sein Wirken als Theologe und Politiker eine seiner Bedeutung angemessene Würdigung finden.

Übrigens wurde auf allen Gebieten der Geschichtsforschung in Kassel im 19ten Jahrhundert fleissig gearbeitet. So hatte Christoph von Rommel auf Wunsch des ersten Kurfürsten eine ausführliche „Geschichte von Hessen“ begonnen, aber die grosse Materialiensammlung dazu nicht zum Abschluss gebracht. Von anderen wurden die Arbeiten zu Ende geführt.

Die auf geschichtliche Forschungen gerichteten Bestrebungen traten, ja, wie gesagt, schon unter den Landgrafen im 18ten Jahrhundert vielfach hervor. In der 1777 gegründeten, von mir bereits erwähnten Société des antiquités de Cassel, die nach dem Tode des Landgrafen Friedrich II. bis 1807 als fürstlich hessische Gesellschaft der Altertümer kümmerlich weiter bestand und irgendwelche Bedeutung über den Kreis der unmittelbar daran beteiligten Personen kaum erlangte, wird man einen Vorläufer des im Jahre 1834 gegründeten Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde zu erblicken haben. Die Gründer dieses in steter Entwicklung zur heutigen allgemein anerkannten Bedeutung herangewachsenen Vereins waren Dr. Karl Bernhardt, der Archivar Georg Landau, der Bibliotheksdirector Christoph von Rommel und der Bibliothekar Dr. Heinrich Schubart. Zweck und Ziel des Vereins sollten nach der in der ersten Generalversammlung am 29. Sept. 1834 im Kasseler altstädtischen Rathause von Dr. Bernhardt gegebenen Formulierung darin bestehen „über den Zustand und über die Geschichte unseres Vaterlandes genauere und umfassendere Forschungen anzustellen als einzelne dies zu tun imstande sind, durch Mittheilung aus der Geschichte und Landeskunde den Geschmack für vaterländische Studien zu wecken und gründliche Kenntnisse über diesen Gegenstand zu verbreiten. Aus dem geistigen Kasseler Leben ist jedenfalls der nun über 100 Jahre bestehende und zu einem wesentlichen Culturfactor gewordene Geschichtsverein nicht wegzudenken und ausser den bereits erwähnten Gründern fanden sich in den Reihen der hessischen Gelehrten und der gebildeten geschichtlich interessierten Laien tüchtige Mitarbeiter, die durch ihre Spezialforschungen manche wertvollen Bausteine zur Geschichte der hessischen Heimat herbeischleppten und wer auch immer die Veröffentlichungen in der „Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde“ während des mehr als hundertjährigen Bestehens dieses Vereins zu studieren Gelegenheit fand, wird sich über die geleistete geistige Arbeit und über die fleissige Forschungstätigkeit der heimatkundlichen Schriftsteller und hessischen Historiker ein zutreffendes Bild machen können. Durch Vorträge an den Vereinsabenden mit nachfolgender Aussprache, durch häufige Ausflüge und alle sonstigen Mittel trug man zu einer Popularisierung der Geschichtswissenschaft bei und der zuerst begrenzte Kreis von [81] Liebhabern dieser Wissenschaft erweiterte sich im Laufe der vielen Jahrzehnte ganz beträchtlich. Durch die engere Geschichte der Heimat gewann man auch Beziehungen zur allgemeinen Geschichte der deutschen Nation und von dem Verein ergoss sich befruchtend ein breiter Strom geistigen Lebens auf das ganze Land. Schliesslich gelangte man auch zur Schaffung einer eignen Bibliothek, die die Landesbibliothek wirksam ergänzte. Mögen die im Geschichtsverein wissenschaftlich arbeitenden Männer auch weniger originelle Geister, Gestalter und Erwecker sein, so waren sie doch auf alle Fälle – oder sind es zum Teil noch – das Kasseler geistige Leben wirksam beeinflussende Kündler von Ideen und Stimmungen sowie Vermittler geschichtlichen Wissens. In der grossen Reihe jener im Rahmen des Geschichtsvereins wissenschaftlich arbeitenden Männer haben sich ausser den bereits genannten Gründern durch ihre Arbeiten – um nur einige zu nennen – Persönlichkeiten wie: Pinder, Gustav Eisentraut, Edward Schröder, Johannes Boehlau, Friedr. Lange, von Dehn-Rotfelser, Jacob Hoffmeister, Holtmeyer, Albert Duncker, Karl Wenck, Wilh. Dersch, Karl Knetsch, Wilhelm Hopf, Karl Scherer, Hugo Bruner, Philipp Losch, Otto Gerland, August Woringen, Theodor Hartwig, Gustav Struck, Friedr. Israel, Bruno Jacob, Wilh. Falckenheim, Dr. Luthmer u. a. besonders verdient gemacht.

Machte sich schon in den früheren Jahrhunderten unter den Landgrafen in Kassel der Forschungstrieb auf naturwissenschaftlichem Gebiete in aussergewöhnlichem Maße geltend, so hat auch im vorigen Jahrhundert gerade die Pflege dieses Wissenszweiges in weiteren Bevölkerungskreisen manchen bemerkenswerten Antrieb erhalten. Mehr als hundert Jahre ist es her, dass sich alle den Naturwissenschaften zugeneigten Geister in dem schon seit 1836 bestehenden Verein für Naturkunde zur gemeinsamen Arbeit und Forschung zusammenfanden. Die wissenschaftliche Bedeutung, die diesem Kasseler Verein für Naturkunde zukommt, ist daher nicht minderen Grades als die des hessischen Geschichtsvereines und es darf diesen Verein, der nun auch schon mehr als hundert Jahre besteht und damit seine Vitalität im Kasseler geistigen Leben erwiesen hat, mit besonderem Stolz erfüllen, dass der Entdecker der Spectralanalyse Wilh. Robert Bunsen, der hier seine grundlegenden Arbeiten für seine späteren Entdeckungen schuf, zu seinen ersten Mitgliedern gehörte. Von der Kasseler Regierung wurde Bunsen am 30. April 1836 als Nachfolger des bis dahin am Kasseler Polytechnikum – von dem auch noch an anderer Stelle die Rede sein wird – als Lehrer der Chemie, chemischen Technologie und Mineralogie tätig gewesen und durch seine Harnstoffsynthese zu grosser Berühmtheit gelangten Dr. Friedr. Wöhler berufen. Bis 1839 blieb Bunsen in Kassel. Dann wurde er als ausserordentlicher Professor nach Marburg versetzt, das er am 1. April 1851 wegen der Hassenpflug'schen Reaction verliess.

Bei der das ganze 18te Jahrhundert vorherrschenden feudalständischen, auf absolutistischen Tendenzen aufgebauten Staatsdoctrin in Hessen-Kassel konnte natürlich die Entwicklung zu einem freien Staatsbürgertum, wie es als Ideal den französischen Revolutionsmännern vorgeschwebt haben mag, nicht erwartet werden. So war eben zu jenen Zeiten ein wie auch immer geartetes politisches Leben einfach undenkbar. Erst gegen das Ende des zweiten Jahrzehntes des 19ten Jahrhunderts setzte – gleichsam explosiv – in Hessen-Kassel, insbesondere aber in der Hauptstadt Kassel eine politische Bewegung ein, die einen grossen Teil der Bevölkerung, die noch in der Zwischenzeit das Joch einer siebenjährigen Fremdherrschaft hatte ertragen müssen, mit sich riss, aber mit dem Beginne eines wirklich politischen Lebens wurden in Kassel alle latent vorhandenen geistigen Kräfte, mögen sie nun hessischer Herkunft gewesen oder Kassel durch Zuzug von ausserhalb zugewachsen sein, zur Auslösung gebracht und gerade während der Dauer der Verfassungskämpfe in der Periode zwischen 1830 und 1850 machte sich eine vorher nicht in gleichem Maße beobachtete, ausschliesslich im Politischen wurzelnde Bewegung geltend, an der der grösste Teil der Bevölkerung tätigen Anteil nahm. Fanden schon vorher geistige Bestrebungen auf literarischem und künstlerischem Gebiete [82] nur geringen Widerhall, so wurden sie jetzt fast vollständig zurückgedrängt und die jetzt in Kassel zum ersten Male fühlbar hervorgetretene Politik blieb die nahezu einzige Sensation in dem biedermeierlichen Kassel. Nirgends spiegelt sich diese im Geistesleben Kassel's eingetretene Wende besser ab, als in dem nun zu grösserer Entfaltung gediehenen Zeitungswesen, dessen Kläglichkeit im 18ten Jahrhundert ich schon vorher ins rechte Licht gerückt hatte. Natürlich sind es wieder nur wenige Persönlichkeiten, die nun führend und bestimmend auf grosse Teile der Bevölkerung einwirkten und diese aus ihrer Lethargie, in die sie während des despotischen Regimes versunken waren, herausrissen. Wenden wir uns also der Entwicklung der Tagespresse zu, wie sie sich vom Beginne des 19ten

Jahrhunderts an vollzog und lassen das geistige Kassel jener Tage, wie es sich in ihrem Spiegel abzeichnete, auf uns wirken. In dem Augenblicke als Kassel die Hauptstadt des Königreiches Westfalen wurde, verschwand die völlig farblose offizielle hessische Zeitung unter dem ersten Kurfürsten. Die Casselsche Polizey & Commerzien Zeitung wurde am 3. März 1808 in das „Intelligenzblatt des Departement Fulda“ umgewandelt und einige Monate vorher am 27. Decb. 1807 erschien als offizielle Gazette der neuen Regierung „Le Moniteur de Westphalie“ in deutscher und französischer Sprache. Bis zum Jahre 1810 erschien dieses Blatt dreimal in der Woche in Folioformat (Dienstag Donnerstag und Sonnabend) ab 1. Octob 1810 wöchentlich 6 mal, aber im wesentlich verkleinerten Format (Gross Octav). Der Franzose Jacques de Norvius war der Chefredacteur dieser sozusagen amtlichen Zeitung und sein deutscher Mitarbeiter war Dr. Friedrich Murhard. De Norvius, dessen gesellschaftliche Gewandtheit und dessen Talent, witzige Couplets zu verfassen, ihn zum Liebling des Hofes der Kaiserin Josephine machten, wird von Du Casse in dessen Buche „Les Rois Frères de Napoléon I.“ Paris 1883 in folgender Weise charakterisiert:

„C'est un homme d'esprit et de talent, mais d'une vanité et d'une prétention excessives“.

(Ein Mann von Geist und Talent, aber von aussergewöhnlicher Eitelkeit und Überhebung.)

Neben seiner journalistischen Tätigkeit fungierte er noch als Generalsekretär des Ministers für Justiz und Inneres Joseph Jérôme Siméon. Kurz nach Erscheinen des Moniteur begrüsst de Norvius das neue Jahr 1808 mit einem Pathos, das einer besseren Sache als der neuen Napoleon'schen Staatenschöpfung würdig gewesen wäre: „... O, grosse und neue Epoche, die sich mit einem durch die Zeiten geheiligten Herkommen verschwistert.“

Natürlich war die Haupttendenz dieses Blattes das neue Regime, insbesondere den neugebackenen König selbst, in hochtrabendem Stile zu verherrlichen. Gleich eine der ersten Nummern behandelte die Vereidigung der westfälischen Deputierten und begann den Bericht darüber in einem recht schwülstigen, für dieses Blatt charakteristisch gebliebenen, Stile:

„... Heute (1. Januar 1808) um 10 Uhr Vormittags erhob glänzend die Sonne sich am Firmament, um die erhabene Feier der Darbringung des Huldigungseides von Westfalen's Deputierten in die Hände ihres Königs zu verkündigen. ...“

Eine andere Stilblüte, die so kennzeichnend für den von diesem Blatte betriebenen Byzantinismus ist, gibt der nachfolgende Auszug aus einer anderen Nummer wieder: „... Wir empfinden hier im ganzen Königreiche bereits die erwärmenden und erquickenden Strahlen der neuen Sonne. Alle Handlungen und Verfügungen unseres geliebten Monarchen, welche bis jetzt zur allgemeinen Kenntnis gekommen sind, tragen das Gepräge seines erhabenen, huldvollen Charakters und zeugen von seiner Herzengüte. Manche Thräne des Kammers ist schon getrocknet und die Aussicht in eine bessere frohe Zukunft träufelt heilsamen Balsam selbst in die Gemüter derjenigen welche unvermögend das grosse Werk der Weltregeneration zu begreifen, in banger Erwartung den künftigen Tagen entgegenseufzten.“

Nach Wegjagung Jérômes entstand aus dem obenerwähnten „Intelligenzblatt für das Departement Fulda“ die „Casseler Allgemeine Zeitung“, deren erste Nummer am 1. Novb. 1813 herauskam und die Jahrzehnte lang sich gros-[83]ser Beliebtheit beim Kasseler Publikum erfreute. Ein Zeitgenosse, der

Akademieprofessor Friedrich Müller gibt in seinem im Jahre 1876 erschienenen Buche „Cassel seit siebenzig Jahren“ eine interessante Charakteristik [sic] dieses Blattes: „Die Zeitung – so schreibt er – ist ein wahres Kompendium für spezielle und allgemeine Politik. Wer sich noch heute über die eigentliche Lage der damaligen Verhältnisse sowohl im Grossen wie im Kleinen unterrichten will, braucht nur in ihr nachzuschlagen. Ihr sonntägliches Beiblatt enthält Schätze für Kunst, Wissenschaft, Literatur und Kunstgeschichte. Nur in Betreff unserer hessischen Verhältnisse würde man vergebens nach einer anderen Auskunft als einer offiziellen suchen und diese flossen ihr im kärglichsten Maße zu. Überhaupt sorgte schon die *Zensur* dafür, dass nur *das* bekannt und öffentlich besprochen wurde, was nach oben keinen Anstoss erregte – und was erregte nicht alles an diesem Orte Anstoss! ...“

Das Lob, das Friedrich Müller zuerst dieser Zeitung singt, klingt schliesslich in einen Stossseufzer über die kurfürstliche Zensur aus, die seit 1816 in der Tat äusserst rigoros war. Sie dehnte sich nicht nur auf Tageszeitungen, sondern auch auf Bücher und Schriften aller Art aus und unterdrückte mit allen nur denkbaren Mitteln jede freiere Äusserung einer öffentlichen Meinung. Der aus seiner unfreiwilligen Verbannung zurückgekehrte Kurfürst gab sich einer grossen Täuschung hin, als er wähnte, seine treuen Hessen noch genau so willfährig wie vor der Invasion wiederzufinden. Gewiss ist der die Tradition liebende und am Alten hängende Hesse keine revolutionäre Natur. Für ihn war bei seinem starken Gefühl für das angestammte Herrscherhaus die Verjagung des Kurfürsten ein schwerer Schlag, aber den treibenden politischen Ideen, die sich von der französischen Revolution herleiteten, konnten sich auf die Dauer auch die Kurhessen nicht entziehen. Allenthalben machte in Deutschland nach den Befreiungskriegen ein freiheitlicher Umschwung sich geltend. Der Ruf nach konstitutioneller Regierung, nach Einführung von Provinzial- und Kommunallandtagen, nach Stadtordnungen, nach Gewerbefreiheit und nach Aufhebung der verkehrshemmenden Zunftverfassungen wurde immer dringender. Natürlich mussten erst die neuen Formen gefunden, die Bürger erst zum neuen Verfassungsleben erzogen wie für den neuen Staatssinn gewonnen und geschult werden. Vielleicht ging die Entwicklung in Kurhessen langsamer vor sich als im übrigen Deutschland, aber schon unter dem ersten Kurfürsten, der die Zeichen der Zeit nicht erkennen wollte, fing es an zu gären und als das wirtschaftliche Leben, das sich während der westfälischen Zeit wesentlich gehoben hatte, wieder zum Erliegen kam, ja, das alte Ausbeutungssystem von Neuem Platz griff und selbst die für ihren Landesherrn immer eintretenden Bauern unter der stets wachsenden Last der Abgaben seufzten, ja, die neue kurfürstliche Zeit für viel schlimmer hielten als die westfälische, da keimte auch in Hessen-Kassel der Wille zu einer freiheitlicheren Gestaltung auf. Nur in dumpfer Verbitterung ertrug das Volk die traurige, ihren Landesherrn entwürdigende Maitressenwirtschaft unter dem zweiten Kurfürsten Wilhelm II. und der auflodernde Groll machte sich schliesslich in der September-Revolution 1830 Luft, in deren Folge man dem Kurfürsten die Verfassung abtrotzte. Bald darauf im Januar 1831 ereigneten sich die Krawalle, die zur Verjagung der Gräfin Reichenbach führten und den Kurfürsten veranlassten, Kassel für immer zu verlassen und seinen Sohn zum Mitregenten einzusetzen. Dieser wieder dachte mit den Männern seines Vertrauens nur daran die neue Verfassung – wo er es nur konnte – zu umgehen, bis dann die Märzrevolution 1848 die reaktionären Gelüste des dritten Kurfürsten unterband und im Bürgertum, das nun alle seine ideale und grossdeutschen Träume verwirklicht zu sehen glaubte, schwärmerische Begeisterung auslöste, die aber schon nach zwei

Jahren durch die nun wieder einsetzende Reaktion wesentlich gedämpft wurde. Erst als Kassel Provinzialhauptstadt wurde, trat im politischen Leben eine gewisse Beruhigung ein. In dieser Zeit der dauernden politischen Konflikte, insbesondere zwischen 1830 und 1850, wurden alle geistigen Kräfte in Kassel mobilisiert. Je nach ihrem politischen Glaubensbekenntnis scharten sich in den verschiedenen [84] Volksschichten die Männer um ihre Tribunen und die Publicistik stand insbesondere in den Jahren 1848-50 in höchster Blüte. Vorher vermochte immer noch die strenge Zensur der kurfürstlichen Zeit zu verhindern, dass in der noch spärlich vorhandenen Tagespresse die öffentliche Meinung ungeschminkt zum Ausdruck kam und da es eben kein Organ gab, in welchem eine öffentliche Besprechung über das was nach Meinung des Bürgertums das Wohl des Landes erheischte, stattfinden konnte, nahmen diejenigen, welche sich dazu besonders berufen fühlten, ihre Zuflucht zur Form des Flugblattes, des freiesten Kindes der Publicität, denn Tagesblätter und Zeitschriften, ja, selbst Bücher und Brochüren liefen bei den strengen Zensurmaßnahmen immer Gefahr, mit Beschlag belegt zu werden, wenn der Herausgeber die Absicht offenbarte: „... schädliche Ideen in Umlauf zu bringen, Unzufriedenheit bei den Unterthanen gegen die bestehenden Staatsordnungen zu verbreiten und überhaupt auf die Gesinnung der Menschen zum Nachteil der allgemeinen Wohlfahrt böswillig einzuwirken. ...“

War ja nun die Kassel'sche Allgemeine Zeitung recht zahm und verstieß kaum gegen die strengen Zensurvorschriften, so gilt dies doch in erhöhtem Maße von dem in den zwanziger Jahren herausgegebenen Blatte, dem „Boten aus Kassel“, das allgemein das „Wurstblatt“ genannt wurde. Von Hofrat Niemeyer redigiert sah dieses wöchentlich einmal erscheinende Blatt seine Aufgabe darin, das hessische Publikum über die harmlosesten Begebenheiten in Stadt und Land zu unterrichten. Natürlich fand dieses durchaus unschuldige Pressorgan amtlicherseits die grösste Unterstützung insofern als alle Gemeinden gezwungen wurden, den „Boten aus Kassel“ zu halten. In dem Augenblicke aber, als dieser Zwang erst einmal wegfiel, verschwand auch sofort diese Zeitung von der Bildfläche. Für seine Wünsche, Schmerzen und Klagen fand also das Publikum unter den vorhandenen Zeitungen kein geeignetes Sprachrohr und es war daher nicht verwunderlich, dass der Unmut des Volkes über die Mißwirtschaft und die Haltlosigkeit des Hofes in den zwanziger Jahren, insbesondere der Hass gegen die Gräfin R. sich eines Publikationsmittel bediente, das der wachsamem Zensur stets entschlüpfen konnte, nämlich des Flugblattes, das teils handschriftlich vervielfältigt teils insgeheim gedruckt schnelle und sichere Verbreitung fand. In Poesie und Prosa, in Spottliedern machte sich die „kochende Volksseele“ auf diese Weise Luft und da man nicht immer gerade auf sehr aesthetisch geschulte Leser rechnete, ging Manches dieser Flugblätter in der Derbheit seines Stils über die Grenzen des Schicklichen hinaus. Die Erbitterung des Volkes muss schon sehr gross gewesen sein, wenn in dem einen Flugblatte, das „Vorstellung der Kasseler Huren an ihre Zunftmeisterin, die Gräfin Reichenbach“ betitelt war, in ironischer Form die Kunst der Gräfin, die sich so grosse Macht zu erringen und Reichtümer zu sammeln verstand, bewundert wurde und um ihrem Beispiel folgen zu können, ihre Zunftgenossinnen Belehrung von ihr erbat. Zum Schlusse hiess es dann darin: „... In den sonst so gesegneten Fluren des Kattenlandes liessst Du für Deine Schwestern nichts übrig. Wir wollen daher, wenn wir belehrt sein werden, uns in alle Hurenländer zerstreuen, Schätze sammeln und Deinem Beispiele zu folgen suchen und wenn es möglich ist, noch etwas zu

erringen, so wollen wir auf den Schauplatz Deiner Taten zurückkehren und Deinen Ruhm verkündigen. Erhöre uns und Du wirst unser Vorbild sein bis zur Hölle und bis dahin werden wir Dich verehren.

Der Altgeselle
Diethals ...“

Gerade in den breiten Schichten des Volkes war die Empörung über die Gräfin Reichenbach am grössten. Jene waren nicht gesonnen, die Duldung, die dieser Landesverderberin in den Kreisen des Adels und des höheren Bürgertums, ja selbst der Geistlichkeit zu teil wurde, zu billigen.

Das unwürdige, schamlose Verhalten des Hofes erzeugte geradezu diese wilde Publicistik, von der aber auch die Handels- und Gewerbekreise sich nicht scheuten, Gebrauch zu machen. Unter dem Drucke der Abgaben und Steuern wie der immer grösser werdenden wirtschaftlichen Not, un-[85]ter der sie zu leiden hatten, suchten auch sie sich höheren Orts auf dem Wege des Flugblattes Gehör zu verschaffen, wenn auch die von ihnen gewählte Form nicht immer sehr geschmackvoll war. Einmal musste für sie als Grundthema das „Vater unser“ herhalten, wie es der nachstehende Text eines solchen Flugblattes, das besser als lange Abhandlungen auf die Not jener Zeit ein bezeichnendes Schlaglicht wirft, enthüllt:

„Vater unser mit den neuesten Deutungen!“

Unser Vater, der Du bist im Himmel
Freude und Belohnung sollst Du haben, wenn Du ablässest Accise und Gewerbesteuer, o, Kurfürst
Geheiligt werde Dein Name
Wir wünschen dass Deine Gnade und Versprechen
zu uns komme
Der Allmächtige segne dafür
Dein Reich
Wir ferner Deine Bürger sein und sagen
Dein Wille geschehe
wenn die Lasten, die uns drücken, erleichtert werden
wie im Himmel
denn der Druck muss im Himmel missfällig sein
also auch auf Erden
Contribution und andere Steuern verkürzen
unser täglich Brot
deine verlorene Handlung
gib uns wieder heute
Gib Handel und Gewerbefreiheit, damit wir bezahlen können
unsere Schuld
Vergib Deinem Volke, wenn es über Bedrückung seufzt

wie wir vergeben
 Befördere die Handlung, so wie wir Geduld haben mit
 unseren Schuldern
 O, guter Kurfürst, wir bitten
 führe uns nicht in Versuchung
 und lasse nicht verderben Dein Volk
 sondern erlöse uns
 und jage Deine bekannte Hure aus dem Lande und befreie uns dadurch
 vom Übel.
 Solches Volk taugt nicht für uns
 Denn Dein ist das Reich
 erhöre unsere Bitten, werden wir haben
 Deine Kraft und Herrlichkeit.
 und Du, o, Kurfürst, wirst Ruhe haben vor uns bis
 in Ewigkeit

Amen

Einen nie geahnten Aufschwung erreichte in Kassel das Zeitungswesen in den Jahren nach der glücklich errungenen Verfassung zwischen 1830 und 1850. Ausser den bereits genannten Zeitungen kamen in jenem Zeitabschnitte noch etwa 17 andere Tagesblätter und Zeitschriften heraus. Länger als vier Jahre blieben allerdings die wenigsten am Leben, die meisten verschwanden sogar schon nach 2 Jahren von der Bildfläche, einzelne selbst noch im Jahre ihres Erscheinens. Ein solches kurzlebige Blatt war beispielsweise der „Neue Bote“ und auch in der Ankündigung mit der sich dieses neue Presserzeugnis empfahl und um die Gunst des Volkes warb, spiegeln sich so recht die Verhältnisse jener Zeit wider. „... Der neue Bote“ – so hiess es darin – „ist ein Kind der neuen Zeit und wird als Sohn derselben auch ein treuer Diener sein. Wir glauben, das versteht sich wohl von selbst. Man wird von einem neuen Blatte nicht erwarten, dass es einer rückwärts liegenden Periode dienen soll. Vorwärts geht die Welt und vorwärts müssen auch die Schriften gehen. Aus der Finsternis zum Licht, aus der Rohheit zur Gesittung. In [86] gewissen Kreisen freilich will man von der neuen Zeit nichts wissen. Und wie man von der neuen Zeit nichts wissen will, so will man nichts wissen von den neuen Blättern, die sie bringt. Indessen, wenn gewisse Kreise auch die Macht der Hölle und des Teufels haben (die Macht, des Himmels haben böse Menschen nicht, wenn sie diese mit Bajonetten oder Kanonen zu ersticken drohen). Der „Neue Bote“ ist ein Blatt für's Volk. Ob das Volk ihn auch willkommen heissen wird? Wir hoffen, mit der Zeit gewiss! Je öfter man ihn sieht, um desto mehr wird man ihn schätzen lernen. Bis dahin wollen wir ihn jedermann als ächtes Kind der Zeit und gut und treu empfohlen haben. ...“

Einen interessanten Beitrag zur Kasseler Zeitungsgeschichte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts liefern auch die Aufzeichnungen Rodenberg's in seinen „Heimaterinnerungen“. Er sagt darin:

„... Bis zum Jahr 1848 gab es in dessen nur eine offizielle Presse, die Kassel'sche Allgemeine Zeitung“, welche mit 5-600 Abonnenten ihr Dasein fristete und in dem kleinen Format erschien, das damals üblich war. Wie gut ich mich ihrer noch erinnere, wenn sie mehrere Tage alt in unser abgelegenes Städtchen (Rinteln) kam und trotz des weiten Weges aus der Residenz in die Grafschaft, immer noch mit dem Geruch feuchten Papiers. ... Nun ward versucht ein unabhängiges Organ der öffentlichen Meinung zu schaffen, und am 15. Mai 1837 erschien die erste Nummer der Kurhessischen Allgemeinen Landeszeitung“ mit zwei Beiblättern, einem belletristischen „Die Wage“ und einem volkswirtschaftlichen „Neueste Nachrichten für Handel und Gewerbe“. Es war nach damaligen Begriffen, eine Zeitung im grossen Styl, auch in grossem Format, täglich erscheinend; Beurmann war der Leiter des politischen Teils und Dingelstedt, wie Oetker sich ausdrückt, lieferte das Hauptgewicht in die Wage.“ Das Blatt existierte nur sechs Monate; mit der Nummer 183 vom 14. November 1837 ging es ohne weitere Notiz zu Grabe. Doch ist ein Blick in die vergilbten Blätter der Wage heute noch interessant. Hier haben wir Dingelstedt in jeglicher Gestalt: als Lyriker und Balladendichter, als politischen Dichter, als Novellisten, als Touristen, als Theaterkritiker und als Bücherrecensenten, und überall voll Geist, Keckheit und Witz. ...“

Im Kasseler Geistesleben war inzwischen die Publicistik der wichtigste Factor geworden und es dürfte nicht uninteressant sein, sich die Physiognomien der Männer, die dieser von politischen Kämpfen erfüllten Zeit das geistige Relief gaben, näher anzusehen. Recht trübe muss es schon vor dem hessischen Umsturz in Kassel ausgesehen haben, wie auch Aufzeichnungen, die ein so scharfsinniger Beobachter wie Wilhelm Grimm über diese Verhältnisse im Jahre 1832 uns hinterlassen hat, deutlich erkennen lassen:

„... Die Freiheit war allmählich bis zu einem Grade untergegangen, von dem Niemand, der es nicht selbst miterlebt, einen Begriff hat. Jede Unbefangenheit, ich sage nicht einmal Freiheit der Rede, war unterdrückt. Die Polizei, öffentliche und heimliche, angeordnete und freiwillige, durchdrang alle Verhältnisse und vergiftete das Vertrauen des geselligen Lebens. Alle Stützen, auf welchen das Dasein eines Volkes beruht: Religiosität, Gerechtigkeit, Achtung vor der Sitte und dem Gesetz waren umgestossen oder gewaltsam erschüttert. Nur eins wurde festgehalten: Jeder Widerspruch gegen den geäußerten Willen direct oder indirect ausgesprochen, sei ein Verbrechen. Ich enthalte mich der Aufführung von Beispielen: es ist besser, sie werden vergessen. ...“

Dabei durfte sich die Stadt Kassel seit 1822 eines Oberhauptes erfreuen, um das sie von manch' anderem Gemeinwesen beneidet werden konnte. Es war Carl Schomburg, sicherlich die anziehendste Erscheinung in der ganzen Biedermeierzeit, in der in Kassel die geistige Sterilität kaum noch überboten werden konnte, in einer Zeit, wo alle höheren Beamte, Minister, Geheime, ja auch die höheren Offiziere und selbst die Generäle [87] nur willenlose Diener eines absolutistischen Willens waren. Eine markante Persönlichkeit von hoher geistiger Veranlagung war er es auch, der sich unerschrocken an die Spitze der städtischen Deputation stellte, die dem Kurfürsten die Bittschrift der Kasseler Bürger um Erlass einer Verfügung, die dem Lande eine Verfassung geben sollte, überreichte (Ludwig Emil Grimm hat bekanntlich diesen historischen Augenblick im Bilde festgehalten). Friedrich Oetker, sein Zeitgenosse, dessen Bedeutung im geistigen Leben Kassel's noch später gewürdigt werden soll,

hat Schomburg's Wirken im Landtage miterlebt und in einprägsamen Worten voll aufrichtiger Bewunderung den Eindruck geschildert, den Schomburg's Persönlichkeit allenthalben hervorrief:

„... Wer könnte ihn je vergessen, der ihn gekannt, der ihn gehört hat. Man wusste häufig nicht, was man mehr bewundern sollte, seine klare, ruhige würdevolle Leitung der Verhandlungen oder seine treffende, stets angemessene und oft wahrhaft erschütternde Beredsamkeit. Erfüllte ihn ein Gegenstand ganz, galt es Wahrheit und ewige Menschenrechte gegen Vorurteil oder Selbstsucht zu verteidigen, dann wurde seine Rede tief, die Stimme bewegt und jedes Wort hauchte einen so heiligen Ernst, eine solche Macht der Überzeugung aus, dass jeder Zuhörer bis ins innerste Leben ergriffen wurde und zuweilen die ganze Versammlung wie von einem electrischen Schläge bewegt, sich beistimmend erhob. ...“

Von Schomburg ging auch die Initiative zu der im Jahre 1832 erfolgten Errichtung der polytechnischen Schule aus, die zuerst am Martinsplatz ihren Sitz hatte. Den Zeitgeist, der es erheischte, durch gründliche mathematische und naturwissenschaftliche Forschungen eine höchst nützliche Rückwirkung auf das Erwerbsleben herbeizuführen, hatte Schomburg richtig erfasst, als er hervorragende Männer der Wissenschaft für das neugeschaffene Polytechnikum zu gewinnen wusste. Zur Leitung desselben wurde der berühmte Chemiker W ö h l e r berufen, der im Jahre 1836 durch den noch bedeutenderen Robert B u n s e n ersetzt wurde. Zum Lehrkörper dieses Bildungsinstitutes gehörten auch andere wissenschaftlich bedeutende Männer, wie der Chemiker und Nationalökonom Karl Winkelblech (Morlo), der Verfasser der „Organisation der Arbeit“ und Vater des kleinbürgerlichen Sozialismus, der Zoologe und Botaniker Philippi, der Mitbegründer des bereits gewürdigten Vereins für Naturkunde, der Mineraloge Duncker, der Architect Ungewitter. Als Wiedererwecker der gotischen Baukunst hat sich Ungewitter einen Namen gemacht und viele Schüler nach Kassel gezogen, die über die hessischen Grenzen hinaus das Bauleben beeinflussten. Wie bedeutend Ungewitter auch als Lehrer war, so wenig konnte er im praktischen Wirken Denkmale seiner künstlerischen Ideen schaffen. In Kassel ist es lediglich die sogenannte Weinkirche in der Bahnhofstrasse, die an seine Tätigkeit als praktischer Baukünstler erinnert.

Wieder waren es die Realwissenschaften, die durch Schomburg's Anregung in Kassel auf diese Weise wesentliche Förderung fanden, aber daneben stand nach Eröffnung des Landtages das politische Leben im Brennpunkt des Interesses und rief alle geistigen Kräfte, die damals in Kassel führend waren und bestimmenden Einfluss auf grosse Bevölkerungskreise sei es als Redner sei als Publicisten ausübten, auf den Plan.

Im Grunde waren die beiden sich bekämpfenden Parteien die Ultraliberalen und die Anhänger der Regierung. Die liberale Verfassung von 1830 war dem ganz reactionär gesinnten Kurprinzen und späteren Kurfürsten Friedrich Wilhelm II. ein Dorn im Auge und damit war auch von vornherein dem eigentlichen geistigen Urheber derselben dem Professor Sylvester Jordan feindlich gesinnt. Als Deputierter der Universität Marburg genoss Jordan in Kassel eine fast beispiellose Popularität. Von Geburt Tiroler kam ihm als Politiker und Staatsrechtslehrer eine ausserordentlich wirkungsvolle Beredsamkeit zu Statten. Das ungezwungene Auftreten dieses echten Gebirgesohnes, der es liebte, den Hut mit einer Rose zu schmücken und Nelken hinter dem Ohre zu tragen, ja, sich mit aller Welt zu duzen, hatte für die sonst so steifen Kasseläner einen eignen Reiz. Die Herzen flogen ihm zu. In

ihm sah man den Frei-[88]heitabringer. In einem Gedichte, das ihm der hessische Dichter Ernst Koch widmete, heisst es:

„Du stiegst von der Alpen freien Gauen, um auch im Thal ein Freiheitshaus zu bauen. ...“

Die Glanzzeit seines Wirkens als echter Volkstribun fällt in die Jahre 1830-33. Auf den grossen Ruhm, den er sich mit seiner Tätigkeit als Politiker in diesen Jahren in Kassel errang, folgen bald darauf Jahre schweren Leidens. Des Hochverrates angeklagt, musste er viele Jahre im Gefängnis schmachten und in ganz Deutschland rief das gegen ihn anhängig gemachte Verfahren und besonders die Härte, mit der man gegen ihn vorging, das grösste Aufsehen hervor. Erst im Jahre 1845, nachdem das gegen ihn ergangene Urteil kassiert wurde, endete sein Martyrium. Als gebrochener Mann verliess er das Gefängnis. Natürlich stand Jordan als unentwegter Vorkämpfer für Glaubens- und Gewissensfreiheit auf der Seite der Ultraliberalen, in welchem Lager sich noch andere prominente Persönlichkeiten befanden, die die Sache des Volkes wirksam vertraten, wie Werthmüller, Eckhardt und andere. Zu einem der einflussreichsten Publicisten hatte sich Dr. Friedrich Oetker entwickelt. Bekanntlich gehörte er, der ursprünglich Anwalt am Kasseler Obergericht war, zu dem literarischen Kreise in der „Stiftshütte“, der sich um Dingelstedt scharte. Neben seiner Anwaltschaft fand er noch genug Zeit, sich literarisch und gesellschaftlich zu betätigen. Dingelstedt hatte in seinem jugendlichen Optimismus immer noch daran geglaubt, in den Kasseler gebildeten Kreisen grösseres Interesse für die schöne Literatur zu wecken und gründete zu diesem Zwecke eine Wochenschrift für Heimat und Fremde den „Salon“, zu dessen Redacteur er seinen für diese Gründung sehr interessierten Freund Oetker auserkor. Auch diese Zeitschriftengründung erwies sich wie alle ähnlichen früheren und späteren Versuche in Kassel als ein Fehlschlag. Die erste Nummer erschien am 3. April 1841. Oetker sagte in seinen Erinnerungen, dass er von vornherein an die Lebensfähigkeit dieser Zeitschrift nicht glaubte, aber derselben doch ein anständiges Begräbnis sichern konnte. Schon am 28. Dez. 1842 erschien die Todesanzeige und in derselben hiess es am Schlusse: „... Die Kämpfe, welche die Gegenwart bewegen und welche die Zukunft zu erschüttern drohen, müssen auf anderen Gebieten ausgefochten werden als in den Feuilletons der belletristischen Unterhaltungsblätter ...“

Nach der einen Version hatte das Blatt ebensoviele Mitarbeiter als Abonnenten, nach einer anderen wird die Zahl der Abonnenten mit sieben angegeben, worunter sich ein Insasse einer Irrenanstalt befunden haben soll, was – wie wohl anzunehmen ist – ein schlechter Scherz war. Friedrich Oetker's grosse Bedeutung lag als Publicist in seiner grossen Gewandtheit, mit der er in den dreissiger und vierziger Jahren es verstand, trotz schärfster Zensur in den Zeitungen, in denen er in erster Linie wirkte, also im „Verfassungsfreund“ und später in der von ihm gegründeten „Neuen Hessischen Zeitung“ an den bestehenden Zuständen Kritik zu üben und der Regierung gehörig die Meinung zu sagen. Manchmal allerdings liess die Zensur an seinen scharfen Artikeln nicht mehr als die Überschrift stehen oder seine Artikel zeigten infolge der Zensur solche Lücken, dass deren Sinn oft ganz entstellt wurde. Oetker liebte es auch – um der Zensur zu entgehen – seine Meinung durch passende Bibelstellen zu unterstreichen oder durch nichtige Notizen gerichtliche Anklagen gegen sich herbeizuführen, um dann seinem Verteidiger sein gesamtes politisches Material für das Plaidoyer, das er später wortgetreu veröffentlichte, zu überlassen. Auf solchen Umwegen gelang es ihm, der Zensur manchen Streich zu spielen und sie völlig unwirksam zu machen. Selbst der Kurfürst Friedrich

Wilhelm I. hatte ursprünglich starkes Interesse für seine „Neue Hessische Zeitung“, die der Kurfürst häufig in der Tasche getragen haben soll. In seinen Erinnerungen berichtet Oetker von einem Dialog, der bei einer Zusammenkunft zwischen dem Kurfürsten und ihm mit Bezug auf die Neue Hessische Zeitung stattgefunden [89] hat. Der Fürst: Äh --- gut --- äh --- gut äh ----- zu viel Häcksel! Schlagfertig wie er war, erwiderte darauf Oetker: „Wenn Eure königl. Hoheit einmal in meiner Häcksel-Kammer all den Häcksel sähen, der nicht in die Zeitung kommt, würden Sie ebenso erstaunt wie zufrieden sein.“ Über diese Antwort soll der Kurfürst herzlich gelacht haben. Im liberalen Lager standen noch andere geistig bedeutende Persönlichkeiten wie die Juristen Rösing und Ludwig Schwarzenberg, die Gründer einer juristischen Zeitschrift „Der Rechtsfreund“ der Historiker Karl Bernhardt, der vor Oetker die eigentliche Seele der Zeitung „Verfassungsfreund“ war, ein gewisser Beumann, der als politisches Blatt – wie schon vorher erwähnt – die Kurhessische Allgemeine Landeszeitung schuf, dessen geistiger Leiter war und für das unterhaltende Beiblatt seinen Freund Dingelstedt gewann, der auch da seinen blendenden Stil und seine schriftstellerische Gewandtheit in allen Farben schillern lassen konnte. Auch der Obergerichtsanwalt Henkel verdient als Publicist und Kämpfer für die Freiheit erwähnt zu werden. Eines grossen Anhangs in der Kasseler Bürgerschaft erfreute sich auch als Volksmann und Publicist der Abgeordnete S. Hahndorf, der seine eigne Zeitung den „Beobachter“ als sein Sprachrohr benutzte. Um das innere und soziale Leben Kassel's hat er sich viele Verdienste erworben. So war er auch einer der Gründer des Kreditvereins, der heute noch als Kreditbank besteht. Trotz der dem Lande gegebenen Verfassung konnte man in Kurhessen doch nur von einem Scheinkonstitutionalismus sprechen. Der Absolutismus hatte noch längst nicht abgewirtschaftet und der ausgesprochene Antipode des ganz im liberalen Fahrwasser schwimmenden Sylvester Jordan und seine Anhänger war der Vertraute des Kurprinzen, der Minister Hassenpflug mit seinem Anhang. Wenn auch sein von der Parteien Hass und Gunst entstelltes Charakterbild in der Geschichte schwankt, so muss man ihm doch große staatsmännische Begabung zusprechen. Im Gegensatz zum vormärzlichen Liberalismus erblickte er sein Staatsideal in einem schroffen autoritativ-absolutistischen Regime und es war daher begreiflich, dass bei dieser Einstellung sein Landesherr wie auch ein grosser Teil des Adels und der orthodoxen Geistlichkeit, insbesondere sein Freund und Mitarbeiter August Vilmar hinter ihm standen. In der hessischen Geschichte war er zweifellos die stärkste Persönlichkeit. Die Ministerkollegen, ja selbst der Kurprinz und spätere Kurfürst Friedrich Wilhelm I. waren seine willenslosen Werkzeuge. Doch der Hass, der im Volke gegen ihn anschwellte, veranlasste schliesslich den Kurprinzen, zumal er selbst ein Zerwürfnis mit ihm hatte, sich im Jahre 1837 wieder von ihm nach fünfjähriger Ministertätigkeit zu trennen. Zu seinem Nachfolger auf den Ministerposten wurde der Staatsrat Scheffer berufen, der jedoch politisch zur gleichen Farbe gehörte. Der Zusammenprall der beiden politischen, sich dauernd bekämpfenden Anschauungen erreichte in den Revolutionsjahren 1848/50 seinen Höhepunkt. Nun war eine Zensur, wie sie bisher in Kurhessen ausgeübt wurde, natürlich nicht mehr denkbar und der einmal entfesselte Streit der Meinungen wurde nun völlig hemmungslos weitergeführt. Zu den politisch bedeutendsten Zeitungen jener Zeit, der „Neuen Hessischen Zeitung“ und dem „Verfassungsfreund“ kam als neues Organ der ausgesprochenen Republikaner, der demokratisch-sozial Gesinnten die „Hornisse“ hinzu. Nun hatte Kassel seine neue Sensation! Am 1. August 1848 erschien die erste Nummer dieses damals für Kassel wegen

seiner Richtung ganz neuartigen Blattes. Von Dr. Gottlieb Kellner, der Privatdozent der Philosophie an der Göttinger Universität war, gemeinsam mit dem aus Hofgeismar gebürtigen Referendar Heinrich Heise wurde es ins Leben gerufen und der Geist der Satire, der anfangs fast ausschliesslich seinem Inhalt das Gepräge gab, ist schon aus dem unter dem Kopfe der ersten Nummer stehenden Satze deutlich erkennbar: „... Unbemittelte können sich das Blatt durch Bemittelte kaufen lassen. Alles, was Stachel hat, wird ersucht, Beiträge zu liefern. An Honorar ist freilich nicht zu denken. Es ist nur der Ehre wegen. Auszüge aus der Neuen hes-[90]sischen Zeitung und der freien Presse werden indessen gut bezahlt. Die Casseler Zeitung schreibt der Redacteur selbst ab, weil er sich diesen Genuss nicht versagen möchte. ...“

Dr. Kellner, ein grosser stattlicher Mann von seltener Schönheit und demosthenischer Beredsamkeit vertrat die neuen demokratischen Ideen auch in der Öffentlichkeit mit hinreissender Wirkung, aber auch sein Mitarbeiter Heise war ein geistvoller und guter Redner. Beide erfreuten sich in Kassel einer grossen Beliebtheit. In ihrem Blatte, in dem sie zuerst unter der Überschrift: „Loyale Gedanken eines Nachtwächters“ einfach alles, was im feindlichen Lager stand, schonungslos verulkten, Regierung, Liberale, ja selbst die Ständekammer mit ihrem recht derben Hohne überschütteten wie auch die Geistlichkeit nicht ungerupft liessen, nahmen sie später eine ernstere Haltung an und vertraten darin, allerdings in schärfster Form, die demokratischen-sozialen Ideen, als deren Vorkämpfer sie sich in erster Linie berufen fühlten. Die „Hornisse“ wurde natürlich wegen ihres sensationellen, in Kassel bis dahin ganz ungewohnten Inhalts das populärste Blatt, das mit behaglichem Vergnügen in allen Lagern gelesen, ja fast verschlungen wurde. In den Revolutionsjahren fehlt dem liberalen März Ministerium Eberhard und Wippermann, das an die Stelle des reactionären Ministerium Scheffer und Bickell getreten war, ebenso der Polizei jede Autorität und die Ergreifung von scharfen Maßregeln hatten die Hornisseredacteurs deshalb nicht zu befürchten. Sie konnten daher u. A. unbehelligt von irgend einer Seite jenes folgende reizende Stimmungsbild von der Ständekammer entwerfen: „... es ist schön in der Ständekammer, schön wie in der Nähe Jehova's, welches ist das Ministerium Eberhard, vor welchem die Kämmerer niederknien und anbeten, schweigend und demütig. Es ist stille in der Ständekammer wie in der Lüneburger Heide, wo allerlei Geschöpfe grasen, lammfromm und genügsam. Es ist traulich in der Ständekammer, wie in den Gemächern der Eheleute, die sich schnäbeln und kosen und vom historischen Rechte nicht lassen, das unter Geisselhieben der Eva verkündigt wurde.–

Heilig, heilig, heilig ist die Ständeversammlung ...“

Wirklich erheiternd sind auch die Verse, in denen sie sich über die Hofgängerei der nach den Dezemberwahlen 1848 in die Ständekammer eingezogenen Republikaner lustig machen. Hauptsächlich soll in ihnen Professor Winkelknecht, der grosse sozialistische Pionier getroffen werden.

Die Republikaner landstände bei Hofe!

Die Herrn und Damen bei Hofe
Die forchten sich nit geringe,
Die Gräfin und die Zofe,
Als es zur Tafel ginge.

Denn, ach, geladen waren
Der Republikaner viere,
Mit Krallen und Bärenhaaren,
Gefährliche wilde Tiere.

Ach welches Herzesleide
Muss das passieren in Hessen,
Dass auf unserer fürstlichen Weide
Sich solch Getier satt darf fressen.

Doch sieh welch' ein Pläsierchen,
Die Kerle waren gleich Schafen
So sanft mit feinen Manierchen
Und artiglich wie Sklaven.

Sie trugen schwarze Fräcke
Und auch schwarzseidne Hosen,
Sie assen Kuchen und Wecke
Und schnupften aus goldnen Dosen.

[91]

Sie tranken zierlich Champagner
Und sprachen ohne Fluchen,
Auch wickelte ein sich Mancher
Für die Kinder ein Stückchen Kuchen.

„Sind das die grässlichen Viecher?“
So sprach jetzt jede Zofe
„Vor denen sind wir sicher!“
Und Freude war bei Hofe.

Die aber beim üpp'gen Mahle,
Gedachten der Steuern in Hessen
Und wie zu mildern die Plage,
Sie werden es nicht vergessen!

Doch bald wehte nach den so manche Hoffnungen weckenden Revolutionsjahren in Deutschland wieder ein anderer Wind. Wie an vielen Stellen erhob auch in Kassel wieder die Reaction ihr Haupt. Der Kurfürst, der sich geschickt in den Revolutionsjahren der allgemeinen Volksstimmung anzupassen gewusst hatte, erkannte bald, dass nun wieder sein Weizen zu blühen begann und berief zum Premierminister seinen alten Vertrauten, nämlich Hassenpflug, zum Entsetzen der meisten hessischen

Patrioten. Hassenpflug war also dazu ausersehen, die zur Herrschaft gelangte liberale Strömung in das alte Bett des Gehorsams zurückzudämmen. Wenn er auch nur auf eine sehr geringe Anzahl von Anhängern rechnen durfte, so fehlte es ihm nicht an Energie und Unerschrockenheit, den Drachen der Revolution zu bändigen. Einer seiner ersten Schritte war die am 2ten Septb. 1850 erfolgende Auflösung der Ständeversammlung, die in Kassel allgemeine Empörung hervorrief, der in ihrer No. 206 die „Hornisse“ in einem offenen Briefe, der an Sr. Kgl. Hoheit den Kurfürsten gerichtet war und auch als Flugblatt verbreitet wurde, wohl von allen oppositionellen Blättern den stärksten Ausdruck verlieh. Darin hiess es:

„... Es liegt in der Natur der Sache, dass ein Verbrecher, den die Gesellschaft verworfen hat, keine Mühe scheut, sich Kumpane zu schaffen. Dürfen Eure kgl. Hoheit sich zu dieser Rolle erweichen lassen? Kgl. Hoheit! Die Maßregeln, die Ihnen Herr Hassenpflug vorschlägt, sind nicht die eines guten Engels, sondern die des bösen. Wenn Ihr Premier Sie weit genug von dem Herzen des Volkes gedrängt hat, dass es ihm Mühe kostet, den Fluch auf den Lippen zu ersticken, dann – kgl. Hoheit – wird der Fälscher von Greifswald mit Hohnlachen auf seine Kreaturen blicken, auf Sie, kgl. Hoheit, da Sie dann keinen anderen Weg mehr haben als – vorwärts, vorwärts bis ----- ...“

(– In Greifswald schwebte ein Kriminalverfahren gegen Hassenpflug wegen Rechnungsfälschung und rechtloser Aneignung öffentlicher Gelder. H. erreichte jedoch einen Freispruch. –)

Aber alle Proteste der Republikaner, Demokraten und Liberalen waren vergebens. Im Dezember 1850 kamen die Strafbaiern, wie sie im Volksmunde hiessen und die erste Verordnung, die der österreichische Bundeskommissar Graf von Leiningen erliess, war die Beschlagnahme der „Neuen Hessischen Ztg.“, der „Hornisse“ und des von Trabert herausgegebenen „Volksboten“.

Geführt von besonders dazu ausgewählten jüngeren Offizieren drangen einzelne Kommandos von Husaren mit geladenen Pistolen in die Druckereien der genannten Zeitungen, versahen die Druckpresse mit Siegeln und bemächtigten sich der schon gedruckten Exemplare. Die ungezügelter Freiheit der oppositionellen Presse war entgültig vorüber. Dr. Kellner wurde nach seiner zuerst mißglückten Flucht verhaftet. Später gelang es ihm aber mit Hilfe des Gardisten Zinn aus dem Kastell zu entfliehen. Er ging nach Nordamerika, wo er am 15. Mai 1898 als Redacteur des „Philadelphia Democrat“ verstarb. Sein Mitarbeiter Heise entfloh nach Irland, wurde aber nicht sehr alt. Auch Oetker und dessen Mitarbeiter Dr. Pfaff machten sich bald aus dem Staube.

[92] Träger der Opposition gegen das nun wieder einsetzende, wenn auch autokratisch wohlwollende patriarchalische Regiment war eigentlich immer nur die politisch mündig gewordene intellektuelle Oberschicht der Bevölkerung gewesen, in der Hauptsache die Beamten, Richter, Literaten, zum Teil auch die den konstitutionellen Parteien angehörenden Offiziere. Die Masse des Volkes verhielt sich verhältnismäßig passiv und auf dem platten Lande, wo die die Bevölkerung beherrschenden Pfarrer vielfach zu Vilmar und damit auch zu Hassenpflug hielten, machte sich eher eine Abneigung gegen die Beamtenrevolution, die der preussische Minister von Manteuffel spöttisch eine „Revolution in Schlafrock und Pantoffeln“ nannte, bemerkbar. Der herrschsüchtige Hassenpflug, der noch bis 1857 am Ruder blieb, hatte seine Ziele voll erreicht. Auch nach 1850 bis zum Ende des Jahrhunderts erfreute sich Kassel eines grossen Zeitungssegens. Aber auch in diesen Jahrzehnten führten die

meisten der erschienenen Zeitungen nur ein kurzes Scheindasein bis auf wenige, die dann sich bis fast zur Gegenwart am Leben erhielten. Eine der ältesten war das „Casseler Tageblatt und Anzeiger“, das 1853 gegründet wurde, die „Hessische Post“ und „Hessische Morgenzeitung“, die noch von dem später wieder zurückkehrenden Dr. Fr. Oetker im Jahre 1859 herausgegeben wurde. Wenn auch zuerst ohne jede politische Färbung war der Inhalt des Kasseler Tageblattes stets vielgestaltig und umfangreich. Es brachte regelmäßig Theaterkritiken und Feuilleton, was zu damaliger Zeit schon einen beträchtlichen Fortschritt bedeutete. In anderen deutschen Zeitungen erschienen schon in den vierziger und fünfziger Jahren oft Erzählungen und Romane, aber die Pflege eines regelmäßigen Feuilleton wurde in der deutschen Presse erst in den siebziger Jahren zur allgemeinen Gewohnheit. Die „Hessische Morgenzeitung“ ging erst im Anfange dieses Jahrhunderts ein und aus der „Hessischen Post“ und der in der Jahren 1884/85 gegründeten „Cassler Allgemeinen Ztg.“ ging die noch heute bestehende „Kasseler Post“ hervor, während das „Casseler Tageblatt“ von den ab 1910 erschienenen „Kasseler Neuesten Nachrichten“ wohl heute das bedeutendste Kasseler Blatt im Jahre 1932 aufgesaugt wurde. In neuster Zeit ist noch die „Kurahessische Landeszeitung“ neben anderen kleineren Blättern dazugekommen.

Die kurz umrissene Entwicklung der Presse in den beiden vergangenen Jahrhunderten bis zur Gegenwart ist wohl geeignet, einiges Licht über die geistige Kultur einer Stadt zu verbreiten und was hier über das Casseler Zeitungswesen gesagt ist, könnte vielleicht als typisch auch für manche andere grössere deutsche Stadt gelten.

Ein auf dem Kasseler Stadtgerichte im Jahre 1845 sich abspielender amtlicher, an sich vielleicht ganz alltäglicher Vorgang sollte für die Stadt Kassel und für ihre geistige Kultur späterer Jahrzehnte eine zur Zeit des Geschehens von Niemandem geahnte Bedeutung gewinnen. Gerade um die Mittagsstunde des 5ten Juni des Jahres 1845 war es als zwei zufällig des Weges kommende Kasseler Bürger – nennen wir sie Dippel und Schmincke – den stadtbekanntem, ernst dreinschauende Kunst- und Buchhändler A p p e l das Stadtgericht betreten sahen. Gleich war natürlich die leicht begreifliche Neugierde der beiden ehrsamem Bürgersleute entfesselt. Kopfschüttelnd sahen sie dem bereits im Thor des Gerichtes verschwindenden Kunsthändlers Appel nach. Stumm sahen sie sich an und hatten sicherlich beide die Frage auf den Lippen: Was hat denn der Appel auf dem Stadtgerichte zu tun? Doch sie gingen weiter ihres Weges in der zuversichtlichen Hoffnung, später über den ihnen aussergewöhnlich dünkenden Fall Aufklärung zu erhalten. Vielleicht wird er bald das Gesprächsthema an den Kasseler Stammtischen sein und dann bestand sicher Aussicht, Nähere zu ermitteln. Möglicherweise erlebten aber die Herren Dippel und Schmincke in dieser Hinsicht eine bittere Enttäuschung, denn was da oben auf dem Stadtgericht mit Herrn Appel vorging, das nahm die Ge-[95]stalt eines Protokolles an, das in den Gerichtsakten sofort verschwand und selbstverständlich Amtsgeheimnis blieb. Herr Appel selbst wird natürlich auch dicht gehalten haben und erst etwa nach zwei Jahrzehnten hätten die Herren Dippel und Schmincke – wenn sie dann noch am Leben waren – allenfalls Aussicht gehabt, hinter das Geheimnis zu kommen. Das folgenschwere Protokoll, das die Mission des Kunsthändlers A p p e l enthüllte, hatte folgenden Wortlaut:

„Geschehen Cassel am 5ten Juni 1845 im Geschäftslokal Kurfürstlichen Stadtgerichts um 1 Uhr 45 Minuten Mittags

Gegenwärtig:

Herr Stadtgerichtsdirector Merckel und der Stadtgerichtsskretar Clement

Erschien der hiesige Kunst- und Buchhändler Wilhelm Appel und überreichte, legitimiert durch Vollmacht der Brüder

Hofrath Dr. Friedrich Wilhelm August Murhard und Dr. Johann Carl Adam Murhard dahier unter A seiner Vollmachtgeber letzten Willen, verschlossen mit drei rothen Siegeln und versehen mit der Aufschrift:

„Hierin ist unser letzter Wille.“

Cassel den 3. Junius 1845

Friedrich Wilhelm August M u r h a r d

Johann Carl Adam M u r h a r d

mit der Bitte, solchen den öffentlichen Akten beizufügen und Bescheinigung darüber zu ertheilen.

Nachdem sodann dieser letzte Wille nochmals kouvertiert, mit dem Geschäftssiegel verschlossen, dem Rubrum, Präsentatum und den Unterschriften der anwesenden Gerichtspersonen versehen worden war, ist dieses in einem Zuge und Zusammenhänge vorgenommene Geschäft mit Vorlesung dieses Protokolles von Wort zu Wort, Genehmigung der Unterschrift des erschienenen Bevollmächtigten

gez . W. A p p e l

geschlossen worden.

Geschehen wie oben um 1 Uhr 55 Minuten Mittags

Zur Beglaubigung

gez Merckel

Stadtgerichtsdirector

Gez. Clement

Stadtgerichtssekretar

Wer waren nun eigentlich die beiden Brüder Murhard, die durch ihren Vertrauensmann den Kunst- und Buchhändler Appel auf dem Cassler Stadtgericht ihren letzten Willen hinterlegen liessen?

Beide waren Kasseler Kinder. Er Friedrich Murhard, am 7. Decb. 1779 geboren, studierte in Göttingen Mathematik, wurde bereits 1796 Magister, unternahm dann grössere Reisen, gab in mehreren Bänden Reisebeschreibungen heraus, arbeitete als hochbegabter Schriftsteller auch auf anderen wissenschaftlichen Gebieten und wandte sich zeitweise auch der Politik zu. Bei Errichtung des Königreiches von Westfalen kehrte er nach Kassel zurück, erwarb sich das Vertrauen des damals bei Jérôme sehr in Gunst stehenden Historikers Johannes von Müller, der dann als Staatssekretair den jungen sehr talentvollen und vielseitig verwendbaren Dr. Fr. Murhard zu fördern bestrebt war. In der westfälischen Zeit wurde er Bibliothekar am Museum, Präfecturrat und schliesslich Mitredacteur des „Moniteur de Westphalie“. Sein Protector Johannes von Müller war bekanntlich ein glühender Verehrer des napoleonischen Genies und es war daher begreiflich, dass diese Verehrung auf ihn, der als jugendlicher Schwarmgeist ganz unter den Einfluss Müller's geriet, etwas abfärbte. So galt

Murhard lange Zeit in Kassel, das er übrigens noch dem Zusammenbruche des westfälischen Königreiches verliess, als ausgesprochener Französling. Dr. Murhard lebte dann teils in der Schweiz teils in Süddeutschland, war viel auf Reisen, bis er dann in seinen alten Tagen in seine Vaterstadt zurückkehrte. Sein Bruder Joh. Murhard war seit 1804 Archivar der Oberrentkammer, in der westfälischen Zeit, wurde 1809 Auditeur im westfäli-[94]schen Staatsrat, verliess 1816, als er nach Fulda versetzt werden sollte den Staatsdienst, ging mit seinem Bruder nach Frankfurt, bis er auch später mit diesem seine letzten Lebensjahre in seiner Vaterstadt verbrachte. Beide Brüder waren Junggesellen und für damalige Verhältnisse sehr reich. Der weitaus bedeutendere war der ältere Friedrich Murhard. In der kurfürstlichen Zelt, in der er bei der Regierung nur als ein „gehässiger Zeitschriftenkorrespondent“ galt, war er vielen Verfolgungen wie so mancher andere hessische Patriot ausgesetzt. So wurde er schon zur Zeit der Drohbriefaffairen in den zwanziger Jahren als der Teilnahme an diesen Affairen verdächtig in Hanau verhaftet, erst nach siebenmonatlicher Untersuchungshaft im Kastell entlassen und für unschuldig erklärt. An einem bitterkalten Januarmorgen des Jahres 1844 wurde er erneut in seiner Wohnung am Königsplatz verhaftet und ohne Rücksicht auf seine wissenschaftliche Bedeutung und sein hohes Alter wie ein schwerer Verbrecher durch die belebten Strassen der Stadt nach dem Gefängnis in der Leipzigerstrasse eskortiert. Erst nach einigen Tagen wurde er gegen Stellung einer Kautions von 6000 Thalern freigelassen. Im Juni 1845 erfolgte seine Verurteilung zu vier Monate Gefängnis und 300 Thaler Geldstrafe wegen öffentlicher verläumderischer Äusserungen gegen die kurhessische Staatsregierung und einer Anreizung zur Unzufriedenheit. Hiergegen legte Murhard Berufung ein und erst während der Revolutionswirren im Jahre 1848 wurde das Verfahren gegen ihn niedergeschlagen.

Im Märzheft des Jahres 1849 der Monatsschrift für Literatur und öffentliches Leben kommt Biedermann auf diesen Gewaltakt zurück und gibt darüber in folgenden Worten seiner Empörung Ausdruck:

„... Über die Art, wie man gegen Murhard verfahren, über die schonungslose und durch die Umstände wohl schwerlich gerechtfertigte Form seiner Verhaftung, die Besetzung seiner Wohnung mit Gendarmen und die Beschlagnahme seiner Papiere wollen wir ebensowenig uns weitläufig aussprechen als über das schmerzliche Erstaunen, welches dieses gegen einen durch sein Alter ehrwürdigen, wegen seiner schriftstellerischen Leistungen und seines persönlichen Charakters hochgeachteten Manne beobachteten Verfahrens allerorten erregt hat ...“

Nach dem im Jahre 1863 erfolgten Tode des jüngeren Bruders Dr. Joh. Murhard (Dr. Friedrich Murhard war ihm im Tode schon im Jahre 1853 vorausgegangen) konnte erst die amtliche Testamentseröffnung stattfinden. Für die Stadt Kassel war dieser Augenblick höchst bedeutungsvoll. Die von vielen zeitgenössischen Landsleuten angefeindeten Brüder hatten in ihrer unerschütterlichen Liebe und Treue zu ihrer Vaterstadt ihr beträchtliches Vermögen an mobilem und immobilem Besitz der Stadt Kassel in Form einer Stiftung zur Bildung- und Unterhaltung einer ihr zugehörigen Bibliothek vermacht. Wer nun heute den seit 1905 stehenden, in deutschem Renaissancestil gehaltenen und auf der Höhe des Weinberges im früheren Hanau'schen Parke wundervoll gelegenen Prachtbau der städtischen Murhard'schen Bibliothek bewundert, ahnt kaum, dass seine eigentliche Geburtsstunde

beinahe sechzig Jahre früher an jenem 5ten Juni 1845 Mittags im einstigen kurfürstlichen Stadtgerichte schlug, als der Kunst- und Buchhändler Appel dort als Bevollmächtigter der beiden Brüder deren letzten Willen in aller Form niederlegte. In dem ausserordentlich sorgsam abgefassten, sehr ausführlichem Testamente ist bis ins Einzelne der Stadt als Erbin die Verwendung des Vermögens vorgeschrieben und von ihr die Einsetzung eines Kuratoriums zur steten Überwachung gefordert worden. Mit grösster Gewissenhaftigkeit und Pietät ist die Stadt allen von den Brüdern ausgesprochenen Wünschen nachgekommen. Nach dem Testament sollten sämtliche Jahreseinkünfte der Stiftung vorübergehend eine Zeitlang kapitalisiert und zur Erwerbung eines passenden Hauses angewendet werden. Bei der Anschaffung von Büchern sollte in aller Zukunft immer gleicher Schritt gehalten werden mit der in Folge der Fortschritte der Kultur und Zivilisation auf der ganzen Erde progressiv steigenden Menge der in den verschiedenen Ländern in Druck erscheinenden Werke.

[95] Die von den Brüdern hinterlassene Büchersammlung gab zunächst den Grundstock zu der von ihnen gestifteten städtischen Bibliothek ab, die in dem ererbten Hause der verstorbenen Brüder seit 1863 zuerst untergebracht war. Dann wechselte ihre Unterkunft ständig. Seit 1872 befand sie sich in einem für 3900 Mark ermieteten Hause (Villa Sambarth), indem sie 1874 zum ersten Male auch dem Publikum zugänglich gemacht wurde. Von diesem Zeitpunkte an wuchs der Bestand der Bibliothek zusehends nicht nur durch neue Ankäufe sondern auch durch Schenkungen seitens Privater und des Magistrates wie durch die Verschmelzung mit der alten aus etwa 9000 Bänden bestehenden städtischen Schulbibliothek. Im Jahre 1882 kam auch noch die Bibliothek des Gewerbevereins hinzu. Im Jahre 1881 erfolgte der Umzug in eine auf der Terrasse gelegene Villa, 1884 in ein anderes auf der gleichen Strasse befindliches Haus, bis sie dann im Jahre 1899 in das geräumige erste Stockwerk des Hauses Obere Königsstr. 2 verlegt wurde, dessen zwanzig für ihre Unterbringung bestimmten Räume sich trotzdem bald als völlig unzulänglich erwiesen. Erst im Jahre 1905 fand endlich die dauernd auf Wanderschaft begriffene Bibliothek in dem bereits erwähnten Prachtbau ein ihr würdiges Dauerheim. Heute umfasst diese Bibliothek mehr als 200 000 Bände wie vielleicht 6500 Handschriften. Nicht für das einfache Lesebedürfnis der Masse ist sie bestimmt. Dafür sorgen verschiedene Volksbüchereien und Lesehallen (– die erste Kasseler Volksbibliothek ist übrigens von Friedrich Oetker gestiftet worden –). Nach dem Willen der Brüder Murhard sollten nur Bücher wissenschaftlichen Inhalts geeignet zum Unterricht und zur Belehrung, nicht aber unterhaltende oder belustigende Lektüre angekauft werden. Nach den Bestimmungen ihres Testamentes sollte in den Fächern der Literaturgeschichte und Geschichte in den Wissenschaften der Künste und der Bibliographie, in der Bibliothek die möglichste Vollständigkeit erreicht werden. Besonders aber sollten die Staatswissenschaften, Nationalökonomie und alle damit zusammenhängenden Disciplinen bevorzugt werden. Die Wände der Arbeitslokale sollten mit den besten Ölgemälden aus ihrem Nachlasse dekoriert werden. Es war auch schon vorsorglich in dem Testamente bestimmt worden, dass die neugegründete städtische Bibliothek für des Publikum erst geöffnet [sic] werden durfte, wenn sie zu einer angemessenen Grösse, also zu einem Bestande von etwa 10 - 12000 Bänden angewachsen war. Schliesslich war im Testament auch die periodische Verleihung und Aussetzung von Preisen bis zu 1000 Thalern für Lösung von Aufgaben vorgesehen, die das Wohl der Menschheit, die Fortschritte der Bildung und Gesittung wie die Förderung der Humanität behandeln. Wie sich die einstigen Landgrafen durch die

Gründung und den Ausbau der Landesbibliothek um Kassels geistiges Leben unvergängliches Verdienst erworben, so haben die einfachen Kasseler Rentiers, die Brüder Murhard, von denen besonders der eine als Schriftsteller in der gelehrten Welt Deutschlands Ruf und Ansehen genoss, durch ihre grossartige Stiftung zum Geistesleben der Stadt einen Beitrag geleistet, der ihnen in der Nachwelt bis in die spätesten Zeiten ein dankbares Andenken bei allen geistig und wissenschaftlich interessierten Bewohnern der Stadt Kassel und des Landes überhaupt sichern wird.

In der ausgezeichnet, ganz nach modernen Prinzipien organisierten mit geräumigen Lesehalle und prächtigem Vortragssaal ausgestatteten Murhard'schen Bibliothek, die die wohl an sich bedeutendere Landesbibliothek in wundervoller Weise ergänzt, sprudeln wie bei ihrer grösseren Schwester die Quellen, aus denen das geistige Leben Kassel's zum grossen Teile seine Nahrung empfängt und wenn in den Schätzen ihrer Bibliotheken gewissermaßen der Geist einer Stadt sich kristallisiert, dann dürfte es in Deutschland angesichts der grossen Bedeutung, zu der in diesem Jahrhundert diese beiden Institute angewachsen sind, wenige Städte gleicher Grösse geben, die wie Kassel den intellectuellen Schichten seiner Einwohnerschaft so überaus reiche Möglichkeiten zu geistigen Betätigung bieten.

[96] Während mehrerer Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts gab in Kassel auch das religiöse Leben, insbesondere das dort seit langer Zeit sehr stramm geübte, von einer aufgeklärten Bevölkerung aber nicht mehr willig ertragene Kirchenregiment zu geistigen Auseinandersetzungen Anlass, die häufig bis zur Siedehitze geführt wurden und an Heftigkeit jenen, die die politischen Gegensätze hervorriefen, kaum nachstanden. Auf einem Streifzuge durch Kassel's Geistesleben kann man an diesen mit den Waffen des Geistes ausgefochtenen Konflikten nicht gut vorübergehen, aber um die Zusammenhänge besser zu verstehen, wird ein kurzer Rückblick, der die Entwicklung der evangelischen Kirche in Hessen-Cassel beleuchtet, angebracht sein. In früheren Jahrhunderten hat die Probleme des Gebens vornehmlich der Glauben zu lösen gesucht. So waren auch die Bindungen an Religion und Kirche viel grösser als in späteren Zeiten, nachdem der mit der Aufklärung Hand in Hand gehende und damit wachsende Antagonismus zwischen Glauben und Zweifel die Menschen in nie aufgehörende Gewissenskämpfe hineinführte. Deshalb ist auch das religiöse Element des menschlichen Geistes eigentlich nie zur Ruhe gekommen.

Wie ein Sinnbild für die Rolle, die Kassel und mit ihm Philipp der Grossmütige in der Reformation gespielt hat, wirkt das Denkmal des letzteren vor dem St. Martinsdom und in der jugendlich-kämpferischen Geste, die die künstlerische Auffassung des Kassler Bildhauers Everding der Figur gegeben hat, glaubt man den mutigen Glaubensstreiter erahnen zu können. Mit dem sächsischen Kurfürsten war dieser hessische Landgraf durch sein Eintreten für Luther und Melanchton der bedeutendste Vorkämpfer des Protestantismus. In seinen Tischreden sagt Luther einmal über ihn: „... Gott hat den Landgrafen recht mitten ins römische Reich geworfen, denn er hat *vier Kurfürsten* um sich wohnen und die *Herzöge von Braunschweig* und fürchten sich doch alle vor ihm. Das macht, *er hat den gemeinen Mann an sich hangen*, so ist er auch ein Kriegsmann, der ein sonderlich Glück und Stern hat. ...“

Im Zeitalter der Reformation stand also Kassel im Brennpunkt der Kämpfe um die richtige Lehre. Rom wurde durch die Reformation, wenigsten in den germanischen Ländern, eines Teiles seiner Weltherrschaft beraubt. Tatsächlich wurde die christliche Welt bis zum Anbruche der Reformation sozusagen übernational regiert, aber infolge der Reformation und der dann einsetzenden Religionskriege fielen die einzelnen Völker auseinander. Eine eigentliche europäische Politik gab es nicht mehr. Für das Geistesleben wird immer die Bedeutung der Reformation in dem Siege des in der Reformation verkörperten Protestes gegen den religiösen Druck liegen. Luther selbst hat in der Aufhebung der Klöster im Jahre 1527 in der grossen Kirchenvisitation sowie in der Einsetzung des Predigtamtes den tatsächlichen Beginn der Reformation in Hessen erblickt und alles dies war das unbestreitbare Verdienst des Landgrafen Philipps, der in dem streitbaren Geistlichen Adam Krafft einen energischen Helfershelfer fand. Dabei ging Landgraf Philipp bei der Auflösung der Klöster in seinen Landen sehr tolerant vor, wieweil er sich dabei natürlich auch von politischen Rücksichten leiten liess. Das Klostersgut sah er als Volkseigentum an. Aus den Klöstern schuf er teilweise Anstalten zur Pflege von Armen, Siechen, Blinden, Epileptischen und Geisteskranken. Die noch bestehenden Anstalten in Merxhausen und Haina führen auf die ehemaligen Klöster ihren Ursprung zurück. Die Mönche und Nonnen wurden entschädigt. Vielfach heirateten die Nonnen. Die Klosterleute suchte er für die neue Lehre zu gewinnen, aber über den Sinn der Lehre wurde gerade im Lager der Reformatoren heftig gestritten. Ihre Auffassungen in vielen Fragen der Auslegung des Bibelwortes gingen weit auseinander, insbesondere über die Frage des heiligen Abendmahles brach ein heftiger Streit zwischen Luther und Zwingli aus. In Luther sah Zwingli einen Römling und Papisten, weil er an der Gegenwart Christi im Abendmahl festhielt und nur den geistlichen Genuss anerkennen wollte. Luther hielt sich eben ganz ans Wort und legte den grössten Wert auf die Gemeinschaft Christi mit den [97] Menschen. Zwingli dagegen legte den Hauptakzent auf die Hingabe an den Herrn. Die grossen Reformatoren Luther, Zwingli und Calvin, die sich einander nicht verstehen konnten und wollten, bekämpften sich wegen rein formaler Dinge auf das heftigste. Landgraf Philipp, der stets mehr zu Melancthon's weniger starrer Auffassung hinneigte, suchte eine Einigung der Evangelischen herbeizuführen und hoffte dies durch das dank seiner Initiative zustande gebrachte Marburger Religionsgespräch (1529) zu erreichen. Dort trafen sich Luther und Zwingli. Auch hier war die Auslegung des heiligen Abendmahles der Hauptstreitpunkt. Aber an dem Starrsinne Luthers scheiterten die aufrichtigen Bemühungen des Landgrafen Philipps. Luther blieb dabei, dass es im Abendmahl heissen muss: „Das ist mein Leib“ und alle Gegenbeweise der Reformierten aus der heiligen Schrift und den Kirchenvätern, wonach „das ist“ soviel „das bedeutet“ sei, konnten Luther nicht überzeugen und die von dem Landgrafen so sehr gewünschte Einigung kam eigentlich nicht zustande. Jedenfalls gebührt ihm das Verdienst, zum ersten Mal den Versuch unternommen zu haben, ein gesamtprotestantisches Einheitsbekenntnis zu schaffen. Erst unserer Zeit scheint es vorbehalten zu sein, dieses wünschenswerte Ziel völlig zu erreichen. Die reformierte Richtung der Schweizer setzte sich in Niederhessen durch, fand auch im Landgrafen Moritz einen warmen Parteigänger. Dieser Fürst erklärte sich mit Entschiedenheit gegen die starren Lutheraner und begünstigte daher die in den Staaten der andern deutschen Fürsten unterdrückte Partei der Reformierten. Der Kampf der Lutheraner gegen die Reformierten war oft so stark, dass die Jesuiten schon Morgenluft witterten,

und auf die innere Auflösung der Protestanten hofften. Der Gegensatz zwischen Reformierten und Lutheranern, die hauptsächlich in Oberhessen verbreitet sind, dauerte in Hessen noch bis zum vorigen Jahrhundert fort. Die hessischen Landgrafen waren im Allgemeinen sehr duldsam. Alle, die durch Religionsverfolgungen aus ihrem Vaterlande vertrieben wurden, fanden in Hessen-Cassel Aufnahme, denn Cassel wurde unter Landgraf Moritz, der als Anhänger Calvin's 1605 zu den Reformierten übertrat, tatsächlich der Sitz der religiösen Duldung. Auf Grund seiner in den Jahren 1604 und 1618 erlassenen Verordnungen, in denen der Landgraf Moritz es beklagt, „das auf Anstiften der jesuitischen Sekten viele fromme und gutherzige Leute wegen Bekennung unserer wahren seligmachenden christlichen Religion verfolgt und ausgetrieben würden“ verspricht dieser Landgraf solchen Verfolgten in seinem Lande Schutz und Hilfe. Landgraf Moritz erliess auch die bekannten sogenannten vier Verbesserungspunkte, kraft deren hinfort in Kassel das Brot beim Abendmahle gebrochen, statt der Altäre einfache Tische gebraucht, Bilder, Crucifixe und Kreuze entfernt und die zwölf Gebote nach dem Urtext eingeteilt werden sollten. Auch unter Landgraf Wilhelm IV. blieb Kassel eine Stadt der Duldung. Unter seiner Regierung im Jahre 1661 fand in Cassel ein Religionsgespräch statt zwischen den Reformierten und Lutheranern. Es einigten sich die reformierten Höfe von Kassel und Brandenburg mit dem lutherischen Hofe Braunschweig dahin, dass der Unterschied zwischen beiden Konfessionen nicht den Grund des Glaubens zur Seligkeit betreffe und die Theologen versprachen sich gegenseitig, die dogmatischen Streitigkeiten nicht auf die Kanzeln zu bringen. Kaum aber war dieses Kolloquium im Drucke erschienen, als schon die härtesten Verdammungsurteile der zum lutherischen Bekenntnis gehörenden Theologen aus den Hochburgen der Lutheraner in Darmstadt, Giessen, Wittenberg und Tübingen erfolgten, die aufs bestimmteste erklärten, dass mit den Calvinisten kein Frieden zu schliessen sei. Schliesslich machte Landgraf Wilhelm IV. von seinem Recht als Schutzherr der reformierten Kirche insofern Gebrauch, als er aus seiner Hauptstadt Cassel die lutherische Konfession ganz ausschloss. Ihre Anhänger verteilten sich nun auf Oberhessen, Schmalkalden und Schaumburg. Die Grundzüge einer neuen Kirchenverfassung wurden schon unter der Aegide Philipps des Grossmütigen auf der bekannten Synode zu Homburg im Jahre 1526 [98] ganz auf demokratischer Grundlage entworfen. Danach war schon der jeweilige Landgraf der alleinige Herr der hessischen Kirche, also Summus episcopus; die zweite grundlegende im Jahre 1657 geschaffene Kirchenordnung bildete die Rechtsgrundlage für das in der niederhessischen Kirche bis in unsere Zeit hinein bestehende Kirchenregiment. Ich würde mich aber zu weit ins theologische Gebiet verirren, wollte ich auf diese Kirchenverfassung, auf die an geeigneter Stelle zurückzukommen sein wird, jetzt des Näheren eingehen.

Kämpfe, wie sie sich im 16ten und 17ten Jahrhundert zwischen den einzelnen, dogmatisch verknöcherten Richtungen, dem Luthertum, dem Calvinismus und den vielen anderen Sekten hinschleppten und meistens nur geistlosen Formelkram zum Gegenstand hatten, zwingen dem heutigen evangelischen Christen ein mitleidiges Lächeln ab. Der grösste Eifer wurde meistens darauf verwandt, sich gegenseitig schlecht zu machen, bekanntlich spaltete sich die Reformation in den Streitreligionsgesprächen zwischen Luther, Zwingli und Melancton an der Abendmahlslehre. Ziemlich verständnislos steht auch der Aufgeklärte der Gegenwart dem im 18ten Jahrhundert sich

besonders ausbreitenden Pietismus, der in den deutschen Protestantismus ein neues Ferment brachte, gegenüber. Die eigentliche Lehre des Pietismus, die von dem Theologen Spener ausging und in seiner ursprünglichen Form manchen guten Grundsatz aufwies, gipfelt in der Grundwahrheit von der durch Christi Tod geschehenen Versöhnung der ganzen Menschheit mit Gott und der Forderung, dass der Einzelne diese Wahrheit in lebendigem Glauben erfahre. Zuerst schien es so als ob beim aufkommen- den Rationalismus im 18ten Jahrhundert der Pietismus sich mit der Aufklärung einigermaßen in Einklang bringen liess, weil ja schliesslich beide von dem Dogmatismus sich entfernten und mehr das Sittliche betonten, wodurch sie dann wieder im schroffen Gegensatz zur herrschenden Orthodoxie standen. Dem Pietismus kam ja auch durch Verinnerlichung des Empfindungslebens eine gewisse Bedeutung für das dichterische Schaffen zu. In vielen Dichtungen des 18ten Jahrhunderts und der Klassiker klingt die pietistische Weltanschauung hinein, aber je mehr die Aufklärung zum Durchbruch kam und über die intellectuellen Kreise Herrschaft gewann, wandte sich der Pietismus gegen die ihm wesensfremde, verstandesmäßig-kritische Art der Aufklärung und geriet nun selbst in ein ganz orthodoxes Fahrwasser. Mit der Himmelssehnsucht, die er zum Grundmotiv alles menschlichen Fühlens und Tuns gemacht wissen wollte, umnebelte er die Gläubigen immer mehr und verirrte sich in eine neue Orthodoxie. Besonders geistliche, die zur Romantik und zum Mysticismus hinneigten, machten sich zum Träger dieser religiösen Erweckungsbewegung und warben für dieselbe in ihren Gemeinden Anhänger. In Cassel gab diese neue Orthodoxie im Jahre 1835 zu dem ersten Kirchen- skandal Anlass, der eigentlich dann die in Kassel Jahrzehnte andauernden kirchlichen und religiösen Kämpfe zwischen den liberalen und orthodoxen Gläubigen auslöste. In der Kasseler Altstädter Gemeinde war es, wo der zweite Pfarrer Lorenz Friedrich Lange als erster Erweckungsprediger die Gemüter aufs Äusserste bewegte. Als ein von dieser Lehre ganz Besessener brachte er, sich, offenbar als ein zweiter Savanarola in seinem Glaubenseifer fühlend, im Stile des Paters Abraham di Santa Clara in seinen Predigten einen derart polemischen Ton hinein, dass seine Kanzelreden das Tages- gespräch der Residenz bildeten. Da er ausserdem in seiner Gemeinde wunderliche Gebestunden abhielt, in denen Geisteraustreibung wie ähnliche mystische Umtriebe eine Rolle spielten, erreichte die Erregung der gesund empfindenden Gemeindemitglieder gegen ihn ihrer Höhepunkt. Am 18. Februar 1835 wurde dem Pfarrer Lange von einem Volkshaufen in seiner Wohnung die Fenster eingeschlagen. Vor der Türe seines Hauses lud man ein Fuder Mist ab, um in nicht gerade sehr geistreicher Form den von ihm vertretenen Mysticismus zu versinnbildlichen. Bürgergarde und Polizei mussten aufgeboten werden, um die Ruhe wiederherzustellen. Behördlicherseits wurden die eigenartigen Betstunden [99] verboten. Am 25. Februar richteten aber 115 Mitglieder der Altstädter Gemeinde an ihren zweiten Prediger ein Schreiben mit einer kategorischen Erklärung schliessend, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig liess. Dieselbe lautete:

„Ein Prediger, welcher damit umgeht eine eigne Sekte zu bilden und dieser vom allgemeinen Kirchenglauben abweichende Lehren vorzutragen, der dürfte auch ,wenn er das wirklich glaubt, was er lehrt, die Einsicht von der Wichtigkeit und Heiligkeit seines Berufes besitzen, dass er diese Lehre nur den Auserwählten vorträgt, welche unter seiner Leitung zu einer näheren Anschauung Gottes gelangen zu können glauben, aber von einer Gemeinde scheidet, welcher er sich selbst durch seine

Lehren entfremdet hat. Was Sie aber auch in dieser Hinsicht zu tun gesonnen sind, wir selbst werden, nachdem wir die Überzeugung erlangt haben, dass die von Ihnen verbreiteten Lehren Irrlehren und dem Geiste des Christentums fremd sind, niemals weder eine Kirche besuchen, in welcher Sie die Kanzel betreten, noch unsere Kinder Ihrem Religionsunterricht anvertrauen, sondern, wenn es sein muss, uns als eine Kirchengemeinde auflösen und zu anderen Gemeinden übergehen, welche der Leitung solcher Seelsorger anvertraut sind, zu denen wir ein grösseres Zutrauen haben. Überzeugt, dass Sie diese Erklärung nicht darüber im Zweifel lassen kann, was Ihnen in einem solchen Falle Ehre und Klugheit zu tun gebietet, bitten wir Sie, dieselbige zu beherzigen und dadurch jedes weiteres Ärgernis zu verhüten.“

In dem Schreiben wurde er ferner auch der Verkündigung von Grundsätze beschuldigt, welche die Heuchelei befördern und den Despotismus selbst in Religionssachen einführen möchten. Fast alle Gesellschaftskreise billigten das Vorgehen gegen den Pfarrer Lange, gewiss ein Beweis dafür, dass die früher so streng beobachtete hessische Kirchengemeinde unter der Herrschaft des Rationalismus, nach dessen Grundanschauung die Menschen besser und frommer würden, wenn man ihre Vernunft besser bildete, wesentlich nachgelassen wie überhaupt das kirchliche Bewusstsein einen argen Stoss erlitten hatte. Eine nachteilige Wirkung in kirchlicher Hinsicht übte schon das liederliche Treiben am westfälischen Hofe aus. Die Gleichgiltigkeit gegenüber der Kirche war in den besseren Gesellschaftsschichten in bedenklichem Maße gestiegen, während die unteren Volksschichten im Guten wie im Bösen viel eher an den alten Gebräuchen festhielten. Auch der Aufschwung der Wissenschaften, insbesondere der Naturkunde, hatte eine fühlbare Wandlung des Geistes herbeigeführt und die früher so wohlthätig, jetzt aber als beengend empfundenen Fesseln des Glaubens gesprengt.

Manche Theologen, die den Geist der Zeit rascher erkannten, suchten sich dem neuen Geiste anzupassen und schlugen eine liberalere und weniger auf das Dogma sich stützende Richtung in der Auslegung der Christenlehre ein. Aber Männer, die von solchem Glaubenseifer besessen waren wie Pfarrer Lange, dachten garnicht daran, sich zu irgend welchen Kompromissen bereit zu finden. Lange, über den übrigens das Konsistorium zunächst seine schützende Hand hielt und ihn erst später als die Bevölkerung offenbar unbedingt darauf bestand, nach Eschwege versetzte, suchte zu seiner Verteidigung nachzuweisen, dass die ihm vorgeworfene Irrlehre nichts anderes sei als die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein, also die Fundamentallehre der Reformation und der in der hessischen Kirche zu Recht bestehenden Bekenntnisse. Ja, Lange ging sogar so weit, dass er in einer Aufforderung zur Teilnahme an dem von ihm mitgestifteten Missionsverein u. A. den Satz aufstellte, dass Verblendung und hohle Selbstgenügsamkeit sei, wenn der Mensch wähne, durch einen guten Lebenswandel, allein einen gerechten Anspruch auf ewige Seligkeit zu haben. Die von ihm abtrünnigen Gemeindeglieder verlangten aber nach wie vor, dass ihre Kinder in einem Glauben erzogen werden welcher mit der Vernunftlehre vereinbar sei und begründeten dies damit, dass wer stets nach seiner Überzeugung das Gute tue und das Böse meide und einen rechtlichen, wohlgefälligen Lebenswandel führe auf die Seligkeit Anspruch habe, möge er einem Glauben angehören [100] welchem er wolle. In diesen schlichten Worten drückte sich die Auffassung aus, die alle von der Aufklärung erfassten Protestanten damals beseelte.

August Vilmar, der merkwürdigerweise zur strengkirchlichen Richtung gehörte und später als stellvertretender Konsistorialpräsident bedeutenden Einfluss auszuüben vermochte, war doch klug genug, rechtzeitig zu erkennen, wohin der Weg in der Kirche führte: „... Der Haufe – so sagte er – will in der Tat die alte symbolische Lehre nicht mehr anerkennen und wenn unsere geistlichen Behörden diese nicht mehr schützen können oder wollen, so ist die Spaltung der Kirche unausbleiblich. Wir gehen auf diesem Wege einer rechtlichen symbolisch evangelischen und einer revolutionären rationalistisch- evangelischen Kirche entgegen. ...“

Wie Hassenpflug im staatlichen Leben den reaktionärsten Kurs steuerte, so verfolgte sein Freund und engster Mitarbeiter August Vilmar auf kirchlichem Gebiete die gleichen Tendenzen und bekundete damit seine Solidarität mit den orthodox eingestellten Geistlichen, selbst wenn er manche Irrwege, wie sie Lange eingeschlagen hatte, nicht billigte. Der durch die Lange'sche Affaire entfachte Streit kam auch in den folgenden Jahren nicht mehr zur Ruhe und hatte in allen Lagern die Geister aufgerüttelt. Im Volke war für die Orthodoxen und Pietisten der Ausdruck „Mucker“ oder „Mystiker“ die stehende Redensart geworden. Wenn man irgend jemanden herabsetzen wollte, nannte man ihn einfach einen Mystiker. Dabei wussten die meisten garnicht, was das Wort eigentlich bedeutete. Sogar in der Kaserne, wenn der Unteroffizier den sich dumm anstellenden Rekruten ein recht wirkungsvolles Schimpfwort zudedacht hatte, musste der Ausdruck „Mystiker“ herhalten. Es war übrigens nicht zu verwundern, dass die durch die Lange'sche Affaire entfachten und sich jahrelang hinschleppenden kirchlichen und religiösen Streitigkeiten, zumal der noch nicht gelöschte Funke immer wieder aufglommte, einen günstigen Boden schufen für den kurhessischen Symbolstreit des Jahres 1839, wohl in Kassel der bedeutendste Vorgang auf kirchlichem Gebiete im vorigen Jahrhundert. Hier aber spielte auch die Politik hinein. Das sonst so literaturfeindliche Kassel wurde in jener Zeit von einer wahren Springflut von Pamphleten heimgesucht. Hier trat nun entgültig die reinliche Scheidung zwischen den orthodox gesinnten und freidenkenden Geistlichen wie Gläubigen ein. Und dabei war der Anlass zu dem heftig entbrannten Streite verhältnismäßig unbedeutend. In dem schon erwähnten Casseler Erinnerungswerke des früheren Akademiedirectors Friedr. Müller „Cassel vor sechzig Jahren“ sind die während dieser religiösen Streitigkeiten sich abspielenden Vorgänge sehr ausführlich behandelt und dieses Werk diente mir auch für meine Ausführungen, wenigstens teilweise, als Quelle.

Auf Grund der im Jahre 1657 zuletzt in Hessen normierten und formulierten Kirchenordnung, auf die ich übrigens schon an anderer Stelle hingewiesen habe, musste jeder Kandidat, wenn er die Ordination empfing, die Lehre der christlichen Religion so wie sie in der heiligen Schrift und in den von seiner Kirche angenommenen symbolischen Büchern enthalten ist, annehmen. Der damalige Minister des Inneren verlangte indessen nur noch eine gewissenhafte Berücksichtigung der Bekenntnisschriften der evangelischen Kirche. Darin erblickte der als kirchenrechtliche Autorität bekannte Oberappellationsrat B i c k e l l eine bedenkliche Neuerung und indem er die liberale Auffassung des Ministeriums öffentlich durch ein Pamphlet „Über die Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die symbolischen Bücher“ geisselte, rief er als eigentlicher Urheber den jetzt entstandenen sogenannten Symbolstreit, zu dem seine Schrift der Auftakt war, hervor. Nun aber brach der Sturm los und ging weit über den rein formalen Anlass der entstandenen Bewegung hinaus. Alle Stände

nahmen in aufgeregter Weise an diesem Streite teil, während das Ministerium mit einer gewissen Gleichgültigkeit dem ganzen Treiben zusah. Hinter Bickel stand natürlich auch August Vilmar, der [101] aber nur verhältnismäßig wenig eingriff. Im Lager der Freidenker stand vor allen Dingen der Obergerichtsanwalt Heinrich Henkel. Dieser war als unerschrockener hessischer Volkstribun im Verfassungskampfe bereits hervorgetreten. In einer Eingabe an den Kurfürsten, die als Flugblatt gedruckt und zur Sammlung von Unterschriften in Umlauf gesetzt wurde, hat er in kräftiger Sprache die damals herrschenden Zustände gegeißelt. Darin heisst es u. A.:

„... Es wird jedem freien Worte, jeder Kundgebung anderer als der ministeriellen Ansichten aufs Ängstlichste aufgelauret und wenn etwas der Art ertappt wird, so sind Verfolgung, Zurücksetzung, Untersuchung und Auflösung von Gesellschaften und dergleichen die Folge. Deshalb wagt fast niemand mehr ein freies Wort zu sprechen. Noch zu keiner Zeit hat in Hessen ein solches Spionier- und Angebersystem bestanden wie in den letzten Jahren. Jeder fürchtet sich vor dem Anderen wie vor lauter Verrätern und es ist eine so gedrückte engherzige Stimmung als wenn jeder einen eisernen Reif um die Brust hätte oder als wenn das ganze Land der Alb drückte. Die im Paragraph 30 garantierte Freiheit des Gewissens und der Religion wird dergestalt respectiert, dass man Leute, welche auf eine andere Art als nach ministerieller Ansicht Gott anbeten wollen, mit Gensdarmen auseinanderjagt und ihre Leichen wieder aus der Erde gräbt, damit sie nicht neben ihren Mitbürgern ruhen. Aber Bigotterie und Kopfhängerei scheinen Empfehlungsbriefe zu Anstellungen und Begünstigungen zu sein. ...“

Ein für damalige Zeit sehr freier Geist macht Henkel auch die Sache aller freidenkenden Christen zu der seinigen und gegen die orthodoxe-hierarchische Partei unter Bickell, die auf bedingungslosen buchstäblichen Glaubenszwang und Verpflichtung der Geistlichen auf die symbolischen Bücher bestand, zog er zu Felde. Sogar die Entfernung aller freidenkenden Pfarrer vom Predigtamte verlangte Bickell. Auch in einigen Gelehrten der Marburger Universität fand Henkel Sekundanten in seinem mit grösster Heftigkeit geführten Kampfe gegen die Orthodoxie. Der Marburger Professor der Philosophie Bayrhofer wandte sich in einer Brochüre gegen Bickell und Konsorten. Andere Rufer im Streit waren der Professor der Philosophie Karl Theodor, der Privatdozent Dr. Sternberg, die ebenfalls in Flugschriften gegen die unfreie Anschauung Bickell's auftraten, aber alle Argumentationen dieser Gelehrten, die meist rein wissenschaftlicher Natur waren und der zündenden Wirkung auf die einfacheren Volkskreise für die es meist schwerverdauliche Kost war, entbehrten, wurden durch die glänzende Polemik des genannten Obergerichtsanwalts Heinr. Henkel in den Schatten gestellt. Er wusste sich allen Kreisen verständlich zu machen. Ursprünglich durchaus nicht populär gewann er nun die Sympathie der Mehrheit des Kasseler Publikums im Sturme, namentlich durch seine Definition des Protestantismus, die Thomas Münzer nicht hätte drastischer geben können.

„... Ein Protestant – so sagte er – ist der, welcher gegen alle Unvernunft und Tyrannei in Glaubenssachen protestiert, der sich dies Evangelium weder durch den Papst noch sonst Jemand und wäre es auch der Doctor Luther versperren lässt, sondern mit offenen Augen nicht mit der Begier nach Unvernünftigem und Finsterem, sondern mit dem Verlangen nach Vernünftigem und Hellem und der es so versteht, wie es ihm sein unverfälschtes, für Wahrheit offenes Herz, sein ungetrübter nicht lichtscheuer Blick verstehen hiess, nicht aber, wie es ihm Konzilien oder Synoden oder Pfaffen befehlen. ...“

In rascher Folge erschienen seine polemischen Schriften. Die erste Schrift betitelte sich „Einige Worte wider die Feinde der Vernunft und Glaubensfreiheit“. In dieser Schrift, die auch die eben zitierte Definition des Protestantismus enthielt, ruft er das fortgeschrittene Volk auf gegen die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein, die ja – wie er sagte – das Lieblingsthema der seit [102] einer Reihe von Jahren unter uns aufgestandenen altgläubigen Sekte sei. „Also darum – so heisst es in der Henkel’schen Streitschrift – weil man weiss, dass seit drei Jahrhunderten die menschliche Erkenntnis auch in religiösen Dingen Fortschritte gemacht hat und dass eine von dem, was die Reformatoren für wahres Christentum hielten, von keinem vernünftigen Menschen mehr dafür gehalten wird, während jene Sekte solches noch glaubt oder zu glauben vorgibt, soll unsern Geistlichen der Mund gestopft, das freie Verständnis und Bekenntnis des Evangeliums verboten, sollen sie zu geistlosen Nachbetern der Reformatoren herabgewürdigt werden, besonders einem Satze zu Ehren, welchen für falsch und verderblich zu erkennen, man eben garnicht hochmütig zu sein, sondern nur einen Rest von Menschenverstand übrig behalten und ein paar offene Augen zu haben braucht um seine Widerlegung fast auf jeder Seite der heiligen Schrift zu finden. ...“

Die Kontroverse spitzte sich immer dramatischer zu. Bald erschien eine zweite Schrift Henkel’s „Die neue und die alte Kirche oder der Phönix und die Asche“ ja, es folgten noch andere Pamphlete die Henkel zum Verfasser hatten, wie „Deutsche Worte an das deutsche Volk zur Erhaltung und Beförderung der Glaubensfreiheit“. Schliesslich wurde aber das gleiche Thema immer nur wieder in neuen Variationen abgewandelt. Es kam Henkel in erster Linie stets darauf an, der altgläubigen Sekte ihre Rückständigkeit in immer neuen wirkungsvollen Wendungen vor Augen zu führen, insbesondere wenn er die Symbole, auf die diese Sekte sich immer berief, als alte Gesetze bezeichnete, die Bickell aus der Rumpelkammer des 16ten und 17ten Jahrhunderts zusammengelesen habe oder wenn er die Rechtfertigungslehre mit folgenden schlagkräftigen Worten abtat:

„... Was mag es schwereres und unerträglicheres geben als ein so unnatürlicher fürchterlicher Glaube, vor dem sich die Menschennatur in ihrem innersten Grunde entsetzt? Was machet ihr doch alle aus Gott und was dichtet ihr ihm alle an, wovon er entfernter ist als das eine Ende der Welt vom anderen. ...“

Und in seinem Schlussworte apostrophiert er die Finsterlinge in folgen der Weise, ihnen gleichzeitig die Schritte, die er zu tun gedenkt, ankündigend:

„... Und nun Du kleine unduldsame, finstere Herde, jetzt komme ich auf Dich zurück. Du willst uns verbieten, hell und freudig zu glauben und willst uns zwingen, Deine Finsternis und Deinen Jammer zu teilen? Du willst nicht dulden, Dass das Christentum sei eine Kraft Gottes, die da tüchtig ist, selig zu machen, alle die daran glauben sondern es soll werden eine Kraft der Finsternis, die da tüchtig ist, elend zu machen alle denen wohl ist. Du willst in Frage stellen, ob der Religionsfriede, ob der westfälische Friede auf uns die abgefallenen Geister passe oder ob wir ausser dem Gesetz sind? Du redest von Verunreinigen des Glaubens und der Kirche und willst uns ausstossen, wenn wir uns nicht zu Dir bekehren? Wohlan wir wollen uns und Euch reinigen, wandert aus oder baut Euch eine kleine Kapelle und dienet darin Gott auf eure finstere Weise, denn unsere Kirchen sind doch viel zu gross und hell für Euch. So werden wir beide rein, Ihr von uns und wir von Euch. Wenn Ihr Euch aber überzeugen wollt, dass ihr nur ein kleines Kirchlein brauchet, so schicket einen von Euch, und wir

wollen dann hinausgehen auf einen großen Raum und wollen alles Volk herbeirufen. Ich trete mit dem Evangelium auf die eine, Euer Mann mit den symbolischen Büchern auf die andere Seite, dann wollen wir sehen, wo die meisten hingehen. Wahrlich ich sage Euch, die neue protestantische Kirche nach der Wiedergeburt des Geistes wird glänzend wie der Phönix aus der Asche steigen, Euer Kirchlein aber wird einem altverfallenen Häuslein gleichen. ...“

Aber in Form von Pamphleten und Broschüren war nun genug polemisiert worden. Henkel wollte nun zur Tat schreiten. In einer von ihm abgefassten Bittschrift an den Prinzregenten, die zur Beteiligung an einer Bewegung und zur Unterschrift aufforderte und 14 Tage lang [103] zu diesem Zwecke in allen Buchhandlungen auflag, verlangte Henkel die Zusammenberufung einer Synode, in der bestimmt werden sollte, dass die Geistlichen künftig nur auf die heilige Schrift verpflichtet und die Verpflichtung der Geistlichen auf die symbolischen Bücher *förmlich aufgehoben* werden sollte. Das entsprach nach seiner Auffassung dem Geiste des Protestantismus, denn Grundprinzip der protestantischen Kirche müsse sein, jede menschliche Autorität in Glaubenssachen zu verwerfen, dagegen jedem die Freiheit zu lassen, die heilige Schrift selbst zu lesen und sich daraus seine religiöse Überzeugung selbst zu bilden, wie es denn auch in der Kirchenordnung von 1657 hiess: „... Die Geistlichen müssen examiniert werden in den vornehmsten Capitibus christlicher *Religion* und *Wahrheit* aus der heiligen *Bibel* als dem unfehlbaren Wort Gottes und Richtschnur unseres christlichen *Glaubens*. ...“

Emphatisch schloss er seine Petition:

„... Wir reden zu dem Enkel *Philipp des Grossmütigen*, jenes vortrefflichen Fürsten, welcher soviel an ihm war und die Zeit zuliess, Licht und Glaubensfreiheit beförderte und wir sehen schon im Geiste Friedrich Wilhelm's Namen neben dem Namen des grossen Ahnherrn im Lichte der Unsterblichkeit glänzen. ...“

Die Einreichung der Petition an den Prinzregenten wurde von den Freunden der Vernunft und Glaubensfreiheit in einer Versammlung, die in den geräumigen Lokalitäten des Gastwirthes Oesterreich vor dem holländischen Thore stattfand, beschlossen und dort von 350 Anwesenden unterschrieben, aber der Staat ging auf den Vorschlag zur Einberufung einer Synode nicht ein und der Prinzregent hatte scheinbar garnicht den Ehrgeiz, sich die Unsterblichkeit zu erringen, die ihm Henkel mit so viel Emphase in Aussicht gestellt hatte. Die ganze literarische Fehde, die in der Kasseler Bevölkerung so viel Staub aufwirbelte, wurde von der Regierung als ziemlich belanglos angesehen. Sie verhielt sich von Anfang an ganz passiv, wohl in der richtigen Erkenntnis, dass in Glaubenssachen ein regierungsseitiges Eingreifen nur Unheil anrichten kann. Wenn auch die ganze Bewegung wieder langsam verebte und schliesslich im Sande verlief, hätte immerhin bei der Heftigkeit, mit der die Geister aus den verschiedenen Lagern aufeinanderprallten, leicht ein regelrechter Kulturkampf entstehen können, zumal wenn auch noch die Regierung eingegriffen hätte. Henkel fand bei seinem Vorstoss gegen die Orthodoxie selbst bei sehr angesehenen Geistlichen Beifall und Aufmunterung. Der freisinnige Superintendent und Konsistorialrat Ernst sprach ihm seine vollste Anerkennung und Dankbarkeit aus, obwohl er sich selbst wenig Nutzen von der ganzen Bewegung versprach, wie dies seine folgenden Äusserungen zum Ausdruck brachten:

„... Freilich helfen wird's bei diesen Dunkelmännern nichts, denn sie können oder wollen nicht denken und sprechen noch von Katholizismus als Gegensatz des Protestantismus, ohne zu merken und zu begreifen, dass sie in der Hand der Jesuiten stehen, und für diese trefflich arbeiten, um die protestantische Welt wieder in die Finsternis des Mittelalters zurückzudrängen und uns alle womöglich in den Schafstall der alleinseligmachenden Kirche zu bringen, nicht aus Eifer für unser Seelenheil, sondern aus Lust zu unseren Beuteln. ...“

Aus dem gegnerischen Lager erschienen auch noch Entgegnungen von dem Hornberger Seminarlehrer Pfarrer Martin, dem späteren General-Superintendenten und von dem kampfesfrohen Literaturhistoriker und Theologen August Vilmar, die aber kaum überzeugend wirkten. In der Gegenschrift, mit der Vilmar in den Streit eingriff, und die sich „Das Verhältnis der evangelischen Kirche in Kurhessen zu ihren neusten Gegnern“ betitelte, behandelte er die ganze Angelegenheit mehr als eine reine Rechtsfrage, während er die Glaubensfrage als sekundär ansah. In der evangelischen Kirchenzeitung kam er in einem [104] Schlussworte auf den ganzen Symbolstreit nochmals zurück und den ganzen Sinn der Bewegung richtig erfassend, kennzeichnete er den Streit in prophetischer Art mit folgenden Worten:

„... Es ist überhaupt nicht etwa ein Streit der *Theologie*, auch nicht einmal ein Kampf der Gemüter, sondern es ist ein Krieg des *Lebens*, ein Kampf der *Kirche* und wenn nicht alles trägt, so sind diese auf gar engem Kampfplatz geführten hessischen Streitigkeiten nur eins der Vorspiele, welches einen allgemeinen, nicht bloss mit dem Worte, sondern auch mit der Tat der rohen äusseren Gewalt gegen die Kirche gerichteten Kampf vorzubereiten bestimmt sind. ...“

Manche in späteren Jahrzehnten auf kirchlichem Gebiete eingetretenen Ereignisse bewiesen, dass er kein schlechter Prophet war.

Bei Lichte besehen hatte der mit soviel Aufwand an Geist und Gelehrsamkeit geführte wie nur religiösen Hader verursachende Streit an dem Stand der Dinge zunächst nicht viel geändert. Immerhin wurden wohl die die gläubigen Kreise beherrschenden pietistischen Anschauungen mehr zurückgedrängt, ohne dass es aber gelang, sie ganz zu beseitigen. Wie ich schon vorher in ähnlicher Weise darauf hinwies, waren im 18ten Jahrhundert der Pietismus und die Aufklärung die beiden bedeutsamsten geistigen, Strömungen in Deutschland. Gegenüber dem Verstandsmäßigen und Lehrhaften der „reinen Lehre“, die in den religiösen Kämpfen des 16ten und 17ten Jahrhunderts in den Vordergrund trat, erwies sich der Pietismus des 18ten Jahrhunderts als eine Reaction des Herzens. Religion müsse – das war die Überzeugung seiner Anhänger – das Gemüt ergreifen und die Lebensführung müsse sich bewähren. Die Wahrheit der Glaubenslehre fochten dabei die Pietisten durchaus nicht an, während die Anhänger der Aufklärung oder die „Rationalisten“ immer wieder den Versuch unternahmen, die einzelnen von der Autorität der Kirche loszulösen und alles Wunderbare aus dem religiösen Glauben auszuschalten. In der Gestaltung seiner Welt- und Lebensanschauung müsse jedem die eigne Vernunft Führer sein, aber wie sehr auch die „Aufklärer“ die „Pietisten“ bekämpften, das Höchste was die von ihren Glaubenslehren durchdrungenen Pietisten besaßen, konnten ihnen die Rationalisten nicht nehmen, nämlich jene Ruhe, jene Heiterkeit, jenen inneren Frieden, der durch

keine Leidenschaft beunruhigt wurde. Vor keiner Not und Verfolgung zurückschreckend vermochten auch keine Streitigkeiten sie zu Zorn und zu Feindschaft zu reizen. Auch die gegnerische Richtung konnte ihnen diese Achtung nicht versagen.

Im Grossen und Ganzen trat im kirchlichen Leben wieder allmählich Ruhe ein, bis in den Jahren der politischen Reaction, also nach 1850, auch die kirchliche Reaction ihre Herrschaftsgelüste erneut geltend machte. Die einflussreichste Persönlichkeit, die in den Jahren 1851-55 im kirchlichen Leben dominierend hervortrat, war ohne Frage August Vilmar. Damals war er der Stellvertreter des Generalsuperintendent Ernst, der bereits am Rand des Grabes stand und daher praktisch sich in seinem Amte kaum noch betätigen konnte. Vilmar, sicherlich der eigenartigste und kraftvollste Theologe, den Hessen hervorgebracht hatte, in seinem Glaubenseifer und seiner Machtstellung an den einstigen Helfershelfer Philipp des Grossmütigen Adam Kraft erinnernd, hatte daher freies Spiel. Immerhin bleibt es ein Rätsel, dass ein so scharfer Denker und bedeutender Literaturhistoriker, wie es dieser August Vilmar doch in der Tat war, auf kirchlichem und religiösem Gebiete in geradezu mittelalterlichen Vorstellungen befangen blieb. Bei seiner charaktvollen Persönlichkeit muss man wohl annehmen, dass er wirklich glaubte was er als Lehre mit dem ganzen Einsatz seiner willenskräftigen Natur vertrat. Gewiss schätzte er den Stand des religiösen und sittlichen Lebens in Kassel nicht allzu hoch ein und drang deshalb auf Kirchenzucht und kirchliche Ordnung. Trotz dem Widerspruche, der sich allenthalben gegen sein strenges Kirchenregiment geltend machte, erlahmte seine Energie nicht.

[105] Durch nichts liess er sich irre machen und wenn er an einer Stelle schreibt: „... Ich werde das Schwert, solange ich es führe, nicht niederlegen und nicht einmal flach führen, sondern mit wohl überlegten scharfen Hieben, die bis auf die Knochen gehen sollen ...“ so drückt sich darin recht deutlich sein ungebrochener Kampfesgeist aus, der vor nichts zurückschreckte.

Seit der Revolution 1848 tobte in Kurhessen gewissermaßen ein Kampf um die Leitung der Kirche. Die einen auf die alte Kirchenordnungen sich stützend, wollten, dass die Synode aus geistlichen und Nichtgeistlichen gewählt wurde und diese die oberste Leitung der Kirche inne haben müssten, während die anderen unter dem hauptsächlichsten Einflusse Vilmar's einen übertrieben hohen Begriff vom geistlichen Amte hatten. Nach Vilmar's Lehre gäbe nur das geistliche Amt die Fähigkeit und das Recht die Kirche zu leiten, kein Laie dürfe nach ihm, also auch kein Landesherr und keine weltliche Obrigkeit in das Kirchenregiment hineinreden. Überaus stark betonte Vilmar stets die Bedeutung des geistlichen Amtes, in dem er „die lebendige und leibhaftige Fortsetzung des Amtes unseres heiligsten Erlösers“ erblickte. Vilmar arbeitete grundsätzlich darauf hin, die Kirche von allen Staatsfesseln zu befreien. Preussen's unierte Kirchenverfassung war ihm stets ein Dorn im Auge. In Preussen sah er den für Kirche und Staat zu fürchtenden und zu hassenden Feind. Während in Preussen der Antichrist sässe, wäre Hessen der Hort der Bekenntnistreue und der kirchlichen Ordnung. Preussen's Kirchenverfassung sei vom Teufel, während Hessen's Kirchenverfassung das Kleinod der Kirche Christi sei. Das Hessenland habe eine wunderbare Bestimmung von Gott empfangen. Alles Kirchenregiment übe Jesus Christus aus und sein einziges legitimes Organ sei das

geistliche Amt unter der Leitung des Superintendenten. Christus übe durch das geistliche Amt seine Herrschaft über die Seele aus und das Wort im Munde des Pfarrers sei Christus selbst. In diesem anmaßenden Stile ging es fort. Dazu kam, dass er nach altem hessischen Gebrauche gerade für die sogenannten gebildeten Stände das Brautexamen wieder forderte, ja, fast die Beichte einführen wollte. Mit den katholisierenden Tendenzen seiner Lehren und Theorien wurde durch ihn in zahlreichen Geistlichen ein sich bald überall bemerkbar machender, ungemessener Amtsdünkel eingepflanzt. Aber als er auch ganz offen dafür eintrat, dass der Kurfürst zu Gunsten der hohen kirchlichen Behörde auf sein Privilegium des alleinigen „Herrn der Kirche“ des „Summus episcopus“, das die hessischen Landesherren seit Philipp dem Grossmütigen besessen, verzichten solle, da wurde auch der letzte Kurfürst, obwohl er sich gegenüber der Kirche stets gleichgültig zeigte, misstrauisch und versagte der mit Stimmenmehrheit erfolgten Wahl August Vilmar's zum Generalsuperintendenten seine Genehmigung. Damit war zwar der amtliche Einfluss Vilmar's gebrochen, nicht aber sein geistiger, denn durch die ihm vom Kurfürsten verliehene Professur für Theologie in Marburg gewann er jetzt auch die ganze jüngere hessische Theologengeneration, die völlig im Sinne seiner Dogmen geschult wurde, zu Anhängern.

Mit Vilmar's Gedankengängen, ja mit seiner Bedeutung als führender Theologe habe ich mich etwas ausführlicher befassen müssen, damit man den bitteren Streit besser versteht, den die hessische Kirche um ihren Bekenntnisstand führen musste, als der kurhessische Staat in Preussen aufging. Kaum Jemand ausserhalb des ehemaligen Kurhessens und nur wenige innerhalb dieses Landes mögen heute noch wissen, was unter der „hessischen Renitenz“ zu verstehen ist. Offen gestanden habe auch ich während meines über ein Vierteljahrhundert andauernden Kasseler Aufenthaltes wohl viel von renitenten Pfarrern sprechen hören, aber theologischen Fragen fernstehend eigentlich auch nie recht gewusst, was es mit diesen für eine Bewandnis hatte. Um das heutige Hessen-Nassau bezw. Kurhessen oder den Regierungsbezirk Kassel politisch zu erobern, bedurfte es 1866 bekanntlich nur eines Handstreiches.

[106] Auch die Bevölkerung wurde verhältnismäßig schnell mit wenigen Ausnahmen für Preussen gewonnen. Schwieriger erwies sich jedoch die Durchführung kirchenpolitischer Maßnahmen. Die hessische Kirche war nicht so leicht zu bestimmen, ihr Haupt unter das preussische Staatsjoch zu beugen. Hier kam wieder hessischer Starrsinn in Reinkultur zur Geltung. Der eigentliche geistige Urheber dieses neuen unerquicklichen Kirchenstreites war aber August Vilmar, denn in seinem Geiste handelte die kleine Kirchengruppe, die sich der Einverleibung in die preussische Staatskirche bis zum Äussersten widersetzte. Auf gütlichem Wege ist zuerst von der preussischen Regierung versucht worden, die Geistlichen der hessischen Kirche zur Einordnung in die preussische Staatsmaschinerie zu bestimmen. Zum Teil gelang dies auch, aber als dann im Juli 1873 durch Kabinettsorder des Königs von Preussen ein Gesamtkonsistorium in Kassel geschaffen wurde, waren es 43 der altgläubigen Sekte angehörige Pfarrer mit den ihnen ergebenen Gemeindegliedern – etwa im Ganzen 3.000 –, die zu einem offenen Protest gegen die Errichtung des Gesamtkonsistoriums übergingen und dasselbe einfach nicht anerkannten. Schon bald nach der Annection Kurhessen's im December 1867 hatten 96 niederhessische Metropolitane und Pfarrer ihren Standpunkt in einer

Deklaration über den Bekenntnisstand der niederhessischen Kirche niedergelegt. In derselben hiess es, nachdem auf die Kirchenordnung von 1657 Bezug genommen wurde:

„... Wir haben *nach jenen Bekenntnissen* die ganze Lehre christlicher Religion rein und unverfälscht, treulich und fleissig den Gemeinden Gottes vorzutragen nach derselben Form und Richtschnur alle unsere Predigten Lehre Trost, Vermahnung usw. zu richten und anzustellen und uns hiervon keine Gunst der Menschen, keine Furcht und Gefahr abwenden oder abschrecken zu lassen (Cap. XVI), also unseren Gemeinden die ganze volle Wahrheit der Augustana, lauterer Wort und *reines* Sacrament unverkümmert und unverkürzt zu bieten und mit Drangabe aller subjectiven Anschauungen in Übereinstimmung der mit der Kirchenordnung (Cap. IV, VIII & XI) zu lehren.

Jene klaren Bekenntnisse, auf welche wir in den feierlichsten Stunden unseres Lebens „Vor Gottes und seiner heiligen Engel Angesicht“ verpflichtet worden sind und der denselben konforme Inhalt unserer Kirchenordnungen, deren ausnahmslose Gültigkeit niemand bestreiten kann, geben uns das Recht und die *Pflicht* für lauterer Wort und *reines* Sacrament, wie es der deutsche Reformator Dr. M. Luther an das Licht gezogen hat, als heilige Güter unserer niederhessischen Kirche einzustehen und uns gegen Calvinismus und Kryptocalvinismus, von wem er auch geltend gemacht werden mag, feierlich zu verwahren. Und indem wir dieses hiermit tun, dürfen wir das Urteil darüber, wohin die niederhessische Kirche ihrem Bekenntnisstande nach gehört, jedem Unbefangenen getrost überlassen. ...“

Mehr als die Hälfte der Geistlichen, die diese Deklaration unterzeichnet hatten, machten schliesslich ihren Frieden mit dem preussischen Kirchenregiment bis auf jene schon eben genannten 43 Pfarrer, die unentwegt an ihren vermeintlichen Rechten festhielten und schliesslich in einem Immediatgesuch sich auch an den Kaiser und König wandten:

„Durch die Anerkennung – – so heisst es in demselben – – des Gesamtkonsistoriums würden wir statt des von Christo empfangenen Mandats ein menschliches Mandat annehmen und damit nicht bloss unser Gelübde, unser Amt, nur gemäß dem Bekenntnis und den Kirchenordnungen auszurichten, geradezu brechen, sondern auch den Sohn Gottes als unsern Herrn verleugnen und von demselben abfallen.

Ew. k. k. Majestät, welche von Gott das hohe heilige Amt empfangen haben das Recht zu schützen, wollen allergnädigst geruhen, uns die wir dem von Allerhöchstdemselben eingesetzten Gesamtkonsistorium die Anerkennung um Jesu willen versagen müssen, zur fernem von jener unserer Kirche fremden Behörde ungestörten Ausrichtung unserer amtlichen Verpflichtung und zur unverkürzten Übung unserer amtlichen Rechte den allerhöchsten Schutz angedeihen zu lassen.“

[107] Indes dieses Immediatgesuch blieb ohne Erfolg. Vielmehr begann nun regierungsseitig die Ergreifung der allerschärfsten Massnahmen gegen die 43 renitenten Pfarrer. Auch in der Presse, die auf Seiten der Regierung stand, insbesondere in der Hessischen Morgenzeitung setzte nun auch gegen diese kleine starrsinnige Gruppe ein richtiger Feldzug ein. Die renitenten Pfarrer mussten wüste Beschimpfungen und Verspottungen über sich ergehen lassen. Eine wahre Auslese von Schimpfnamen enthielten die gegen sie gerichteten Artikel, wie Mucker, Tollhäusler, Idioten, Nachbeter und

Affen Vilmar's, ja, sie wurden als ein Gemisch von Zeloten und Pharisäern, als eine von hierarchischer Herrschsucht und geistlichen Hochmut aufgeblähte Clique bezeichnet, die als fanatische Priester die konfessionellen Streitigkeiten nur schüre.

Dabei waren die Renitenten der Mehrzahl nach sittlich höchst achtbare, aufrichtig fromme und in ihrem Amt tüchtige von ihren kleinen Gemeinden sehr geachtete Seelsorger, ja, sie wurden von fremder Seite sogar als die Blüte der hessischen Geistlichkeit bezeichnet. Um so tragischer mutet das Geschick an, das diesen tapferen Glaubensstreitern, die selbst den Kampf mit dem mächtigen preussischen Staate nicht scheuten, beschieden war. Sie wurden sämtlich ihrer Ämter entsetzt, ohne irgend welchen Anspruch auf Pension. Teilweise gerieten sie dadurch mit ihrer Familien in grosse materielle Not. Wenn auch ihre kleinen, an sich aber armen Gemeinden treu zu ihnen hielten, konnten sie doch nur einen Teil der abgesetzten Pfarrer aufnehmen. Manche dieser renitenten Pfarrer fanden wohl später wieder im Reich ein Amt, andere aber wieder haben ihr Leben lang mit der Not kämpfen müssen, denn der für sie gesammelte Unterstützungsfonds war doch nicht gross genug, allen Ansprüchen zu genügen. Die wenigen Pfarrer, die aber in ihren hessischen Gemeinden blieben, mussten ein wahres Martyrium erdulden, denn vollzogene Amtshandlungen wurden mit Gefängnis und Geldstrafen bestraft. So erhielt tatsächlich das Haupt der Renitenz der Metropolitan Wilhelm Vilmar Melsungen, ein Bruder von August Vilmar, einmal 34 Tage Gefängnis der Pfarrer Thamer wurde zweimal mit 13 und 6 Tagen Gefängnis wegen unerlaubter Amtshandlungen bestraft. Ja, man suchte diese Amtshandlungen von vornherein ganz zu verhindern. In den Betsälen und Kirchen der renitenten Gemeinden erschien Polizei, um die Darreichung des Abendmahls zu verbieten. Selbst bei Beerdigungen kamen Zusammenstösse mit den Behörden vor. Diese Schikanen von seiten bürokratischer Behörden riefen häufig unliebsame Vorkommnisse hervor, die durch eine grössere Toleranz seitens der Regierung leicht hätten vermieden werden können. Schliesslich hörten sie aber auf und die Renitenz, die, wie gesagt, nur eine kleine hessische Gruppe war und geblieben ist, hat sich bis heute erhalten.

Wie auf politischem Gebiete der scharf hervorgetretene Gegensatz zwischen Absolutismus und Volkssouveränität dem 19ten Jahrhundert das Gepräge gab und der Anlass zu immer erneuten, oft blutigen Auseinandersetzungen wurde, so herrschte im vergangenen Jahrhundert, das so vielen Wandlungen des Geistes unterworfen war, auch im Bezirke des kirchlichen und religiösen Lebens dauernd Kampf Stimmung. Meine vorangehenden Ausführungen bilden nur einen schwachen Versuch, in einem kurzen Abriss diese geistigen Bewegungen, wie sie sich in dessen, insbesondere in Kassel im vorigen Jahrhundert abspielten, widerzuspiegeln. Man gab sich im 19ten Jahrhundert, in welchem der Wissenschaftsgeist – ganz besonders und am mächtigsten die Naturwissenschaften – unaufhaltsam vorwärts drangen, häufig der Hoffnung hin, bald das Ende der Kirchenreligion, der man vorwarf, das blendende Licht der Wahrheit von den Augen der Menge fernzuhalten, zu erleben. Und doch erwies sich diese Hoffnung als trügerisch. Gewiss gewann mit der stetig wachsenden Aufklärung die Skepsis immer mehr an Boden. Die dem Nachdenken über den Sinn des Lebens und die Welträtsel zugeneigten Menschen nahmen die Skepsis zur Führerin, *sie glaubten nicht, sie trachteten zu wissen*, aber schliesslich gerieten auch die Aufgeklärtesten trotz allen Errungenschaften der

modernen Zeit an einen Punkt, der ihnen die Grenze des [108] Erforschlichen anzuzeigen schien und da begriffen sie, dass für viele Menschenkinder der Glaube seine nur zu grosse Berechtigung nicht nur habe, sondern auch behalte und beurteilten dann die Mission der Kirche viel toleranter. Es wird immer das grösste Problem bleiben, eine Brücke zwischen Glauben und Wissen zu schlagen. An der Lösung dieses Problems wird jede neue Zeit mit anderen Mitteln herangehen. Gewiss kann man auch versuchen, die Umbildung des Menschen zu einer religiös geistigen wie sittlich praktischen Haltung durch die Popularisierung der Philosophie oder auf dem Umwege ästhetischer Kultur durch den Zauber der Kunst herbeizuführen. Jedenfalls gab es im vorigen Jahrhundert bis in unsere Zeit hinein nach der Erschütterung, die der kirchliche Glaube erfahren hatte, zumeist in den oberen Gesellschaftsschichten genug Versuche, durch Philosopheme, Mythen und Kunstschwärmereien zu einem Glaubensersatz zu gelangen und der seelenlosen Starrheit, die wohl immer den reinen Verstandesbegriffen innewohnt, zu entrinnen. Nur fragt es sich, ob bei den meisten Menschen der Appell an den Verstand und die Phantasie immer auf die erforderliche Aufnahmefähigkeit stossen wird oder ob nicht die Mittel der Kirche, die mit leichtverständlichen, vorzugsweise an das Gemüt appellierenden Bildern und Gleichnissen arbeitet, sich als wirkungskräftiger erweisen werden. Ich erinnere mich noch heute lebhaft an ein Kasseler Erlebnis im Jahre 1906, das wegen seiner Eindringlichkeit auch sicher vielen anderen meiner Generation, die damals in Kassel lebten, im Gedächtnis haften geblieben sein dürfte. In voller Öffentlichkeit spielten sich geistige Auseinandersetzungen, die die eben erwähnten Probleme aufrollten, in so grosser Leidenschaftlichkeit ab, dass in dem sonst so ruhigen Kassel die Wellen der Erregung hochgingen. An einer teils rein geistigen teils kirchlichen Angelegenheit war ein grosser Teil der Bevölkerung, deren Anteilnahme an der Erörterung ähnlicher Fragen sonst ziemlich gering ist, stark engagiert. Dass in der Stadt des Landgrafen Philipp des Grossmütigen, eines der bedeutendsten Vorkämpfer der Reformation, traditionell weite Kreise der evangelischen Bevölkerung sich immer zu einer im kirchlichen Sinne wahren Gläubigkeit bekannt haben und noch bekennen, kann kaum Wunder nehmen. Laue und Zweifler, die der Kirche nur rein äusserlich anhängen, hat es zu allen Zeiten gegeben. Diese wurden ihr leicht abtrünnig, wenn neue Propheten auftreten, die gegen den alten Glauben kämpften und dem Volke eine neue verheissungsvollere Lehre bringen wollten.

Ein solcher Prophet, ja, ein moderner Messias, tauchte im Mai 1906 in Kassel auf und rüttelte in einer in Kassel selten erlebten Weise die Geister auf. Diesmal handelte es sich nicht um Konflikte innerhalb der Kirche, Kämpfe wie sie in der genugsam dargelegten Form im vorigen Jahrhundert zwischen den verschiedenen Bekenntnissen oder orthodoxen und freisinnigeren Richtungen oder zwischen Kirche und Staat ausgetragen wurden, nein, diesmal trat der leibhaftige Antichrist in Kassel auf den Plan und führte vernichtende Schläge gegen die bestehende Kirche. In den Tageszeitungen erschienen Anzeigen folgenden Inhalts:

Die künftige Religion!
Vorträge von Dr. E. Horneffer
aus Leipzig
im Saale des Palais Restaurant
Abends 8 Uhr

Nietzsche und die Staatsphilosophen als Erzieher

Kirchliche oder persönliche Religion

Der Mensch als Schöpfer

Die Religion des neuen Heidentums

Diskussion nach jedem Vortrage !

===== : =====

[109] Dr. Ernst Horneffer war also der neue Prophet, dessen Vorträge – es sei gleichvorweg gesagt – einen bedeutenden Zulauf hatten: Natürlich kannte der grösste Teil der Besucher, die sich aus allen Bevölkerungsschichten zusammensetzten, die Bedeutung des Mannes als Gelehrten kaum.

Was sie in die Vorträge, die wegen des grossen Andranges wiederholt werden mussten, hineintrief, war grösstenteils Sensationsbedürfnis, denn geistige Auseinandersetzungen mit religiösen Fragen dürfen immer auf Interesse in weiten Kreisen des Publikums rechnen. Vielleicht war es aber auch der Drang der Suchenden, die aus einem in Zeiten der naturwissenschaftlichen Aufklärung ihnen zu eng gewordenen Offenbarungsglauben hinausgelangen wollten und nun begierig nach Neuland ausschauten. Unzweifelhaft waren für junge Leute und Suchende die Ankündigungen verlockend. Aus seinem mit seinem Bruder gemeinsam verfassten Werke „Das klassische Ideal“ kannte ich Horneffer; ich wusste ferner, dass er längere Zeit das Nietzsche-Archiv in Weimar verwaltet hatte. Nietzsche's grosses Gedankenwerk war ja eigentlich das Arsenal, dem er für seine Polemik die scharfgeschliffenen Waffen entnahm. Es erstaunte mich daher sein Beginnen, vor ein so gemischtes Forum mit seinen tendenziösen Vorträgen zu treten, vor einen Hörerkreis, dem zum grössten Teil alle Voraussetzungen für eine kritische Beurteilung der zur Behandlung gelangenden Themata fehlte. Wie sehr ich Horneffer auch als geistvollen Schriftsteller, dem ich in meinem Leben viele Anregungen verdanke, schätzte, so sehr enttäuschte er mich eigentlich in rein rhetorischer Beziehung. Kassel war ja nur eine Etappe auf dem grossen Feldzug den Dr. Horneffer als ein Apostel des Atheismus gegen die Kirche in allen Grossstädten in Form von Wandervorträgen unternahm. Aber vielleicht gestalteten sich nicht überall die Vorträge durch die denselben folgenden Diskussionen so dramatisch wie gerade in Kassel, denn selbstverständlich konnte die von Horneffer damals in so schroffer, feinempfindenden Menschen durchaus verletzender Weise angegriffene Kirche seine völlig negierende Kritik nicht

unwidersprochen lassen. Sie bot deshalb ihre besten Kanzelredner auf, die als geschlossene Phalanx dem neuen Antichristen entgegentraten. Die an sich sehr interessante Debatte, die sich an die Vorträge knüpfte, würde nicht manchmal zu sehr unwissenschaftlichen Unterbrechungen geführt haben, wenn eine Persönlichkeit da gewesen wäre, die die Leitung der Debatte übernommen haben würde. Ein hochgebildeter Mann, wie es ohne Zweifel Horneffer war, wusste wohl mit seiner grossen Beredsamkeit, die aber, wie gesagt, nach meiner Empfindung des rhetorischen Schwunges entbehrte, um die an seinen Ausführungen leidenschaftlichen Anteilnehmende Menge, zu fesseln. Wenn Worte allein vernichten könnten, so hätte sich nach seinen Vorträgen die Kirche in den letzten Zügen befinden müssen, denn in seiner Maßlosigkeit ging er so weit, dass er die Kirche die Verderberin der Menschheit nannte, dass er einen Menschen, der dem Offenbarungsglauben anhangt, als einen Menschen bezeichnete, der besser nicht geboren wäre und dass jemand, der von der Wahrheit des Dogma's nicht mehr überzeugt sei und trotzdem in der Kirche bleibe, ein Verbrecher sei, wer aber aus der Kirche austräte, eine weltgeschichtliche Tat begehe. Dass er sich als grosser Nietzsche-Kenner und fanatischer Jünger seines Vorbildes bei der ganzen Formulierung seiner Gedanken und seiner Beweisführung auf diesen Philosophen stützte, ist ohne Weiteres verständlich, aber ob es klug von ihm war, vor ein Publikum zu treten, das sicherlich nur zu einem ganz geringen Teil weder philosophische Vorbildung besass noch über genügend geschultes Denken verfügte, um den Vorträgen kritisch folgen zu können, soll dahingestellt bleiben. Auf der Seite Horneffer's fochten aus Privatkreisen sehr gebildete Männer mit, die als seine Sekundanten häufig in sehr geschickter und wirkungsvoller Weise in den Diskussionen seine Thesen unterstützten. Merkwürdigerweise waren es hauptsächlich Ärzte, die hierbei hervortraten. Der damalige Landkrankenhausdirector Dr. Hadlich, Dr. von Wild und schliesslich der mir auch persönlich bekannte Dr. Tienes. Die dramatische Zuspitzung erfuhren die Vorträge erst, als zur Diskussion [110] die „ecclesia militans“ auf dem Plane erschien und es war interessant zu beobachten, wie die jedenfalls Horneffer in rhetorischer Beziehung überlegenen Kanzelredner bei der Menge den gleichen tosenden Beifall errangen, als kurz vorher der Vorkämpfer des Atheismus, der Gründer einer neuen persönlichen Religion. Nichts bewies klarer als gerade diese Tatsache die Ungeeignetheit des Forums, vor das Horneffer für die Erörterung solcher delikater Fragen getreten war. Unter den Vorträgen der sich an der Diskussion beteiligenden Privatleuten ist mir besonders der grosse Eindruck im Gedächtnis geblieben, den die geistvollen Ausführungen des Dr. Tienes, dieses universell gebildeten Mannes, der früher auch m. W. Theologie studiert hatte, hervorrief. Leider verlor Dr. T. einmal mitten in seinem Vortrage den Faden und schwächte seine zuerst so eindrucksvollen Ausführungen zum Schlusse etwas ab.

Wie man sich auch zu den Themen im Allgemeinen stellen mochte, durfte man doch nicht verkennen, dass zwar mit grosser Leidenschaftlichkeit, teilweise aber auch mit tiefsittlichem Ernste auf beiden Seiten um die höchsten Güter des Geistes gerungen wurde. Aus Notizen, die ein gewisser Werlitz über den Verlauf der Horneffer-Vorträge damals gesammelt hatte und in Druck erscheinen liess, wie aus Zeitungsberichten und eignen Erinnerungen ist es mir möglich, aus der damaligen, sehr interessanten Diskussion zwischen Horneffer und den Theologen, die auch heute noch nichts an Aktualität eingebüsst hat, Einiges hier wieder in Erinnerung zu bringen.

Der in Kassel sehr beliebt gewesene, inzwischen schon verstorbene Pfarrer Stein war – wie ich mich zu erinnern glaube – der erste von den Theologen, der Horneffer sehr geschickt und in ruhig gemessener Weise entgegentrat. Stein, ein sehr freidenkender Mann, stellte zunächst die grossen Abweichungen Horneffer's von Nietzsche fest. Er bezeichnete z. B. Nietzsche als Antisozialist und Antidemokrat. Er feindet nicht nur die Bindung durch Religion an, auch diejenige des Individuums durch den Staat ist ihm unerträglich. Schrankenlose Freiheit billigt er aber nur denen zu, die dazu reif sind. Er ist Aristokrat. Horneffer sagt:

„Zum Glück lügt unser deutsches Volk nur in der Religion.“ Indessen hängen Millionen am Christentum und stehen in den Gemeinden, obwohl sie sich ihre eignen Gedanken über Dogmen machen und sich eine gewisse freie Stellung zu diesen wahren. Wir wissen, es sind viele mit dem Dogma ganz zerfallen. Das ist aber nicht erst heute so. Auch in der römischen Kirche ist dies der Fall. Diese Leute mögen, wenn sie in der Kirche bleiben, von Herrn Horneffer's Worten getroffen werden. Der Vorwurf gegen das gesamte deutsche Volk aber sei unverantwortlich. Horneffer wünscht durchaus persönliche Religion und meint, das sei nur möglich, wenn man der Kirche den Rücken kehre und sich für seine Seele wähle, was einem beliebt. Aber das ist und war ja aller Theologen Ideal. Es ist uns ein Greuel, dass unsere Kirche so viele Gestalten mitschleppt. Horneffer hat ferner gesagt: „Ein jeder soll Religionsstifter sein. Damit ist nicht gesagt, dass jeder seine Religion erfinden soll. Das ist nur dem Genie gegeben. Wählen soll man sich seine Religion.“

Das verlangt aber auch der Protestantismus. Uns fällt nicht ein zu sagen: Hier ist das Dogma; das musst Du glauben. Wir sagen: Hier ist es; Wählt! Wer es wählt, der hat es zum persönlichen Eigentum. Wir wissen, dass der religiöse Glaube, den ich frei wähle, nie gebunden sein kann in toter Form. Dann nahm Pfarrer Stein zu den Ideen Horneffer's über die Aufnahme der griechischen Klassiker – in Übersetzungen – in allen Schulen anstelle des Religionsunterrichtes für Kinder von 9-14 Jahren Stellung. Er meinte ganz richtig, dass, wenn man diesen Kindern den Plato, den Sophokles, den Thukydides gäbe, würden sie ihn nicht verstehen. Schliesslich hat Horneffer auch zum Austritt aus der Kirche aufgefordert und diesen als weltgeschichtliche Tat gefeiert. Stein erwiderte darauf, dass sich Horneffer täusche, wenn er glaube, eine religiöse Bewegung hervorrufen zu können, ohne etwas wie eine Gemeinde. Schliesslich erklärte Stein in vieler Beziehung Nietzsche's [111] Freund zu sein. Aber das Gute, das er biete, sei nicht neu. Lebensbejahung, Freudigkeit, persönliche Religion, das seien auch Forderungen des Protestantismus. Horneffer sagt, dass die protestantische Religion sich auf Luther schlafen gelegt habe. Stein bestreitet dies und meint, dass sie vielmehr rüstig weiter gearbeitet habe. In einem Schlussworte bemerkte Stein, dass der Wille zu Gott die Lösung aller Rätsel sei. Das Auftreten Stein's wirkte auf die Menge sehr sympathisch, da er sich von jedem Religionseifer frei hielt. Dagegen bediente sich der bekannte Pfarrer von Bodenschwingh einer ironischen Kampfweise, mit welcher er die Theorien des Herrn Horneffer ad absurdum führen wollte. Er beschränkte sich in der Hauptsache darauf, die Einbringung folgender Resolution vorzuschlagen: „Nachdem durch Herrn Dr. Horneffer festgestellt ist, dass es einen Gott nicht gibt und dass an die Stelle der christlichen Religion die Philosophie zu treten habe, erscheint es als das Beste, wenn sämtliche christlichen Kirchen sofort geschlossen und der christliche Religionsunterricht aus den Schulen verbannt wird. Wir richten daher an die Staatsregierung die Bitte, jegliche Verbindung

mit der Kirche zu lösen, derselben fortan jegliche Förderung zu versagen und den christlichen Religionsunterricht in den Schulen nicht mehr zuzulassen.“

In Pfarrer Möller, dem späteren Generalsuperintendenten, fand Horneffer einen Diskussionsgegner, der ihm auf philosophischen Gebiete mit überlegener Sicherheit entgetreten konnte. So warf er zunächst mal Horneffer, der die Theologen als tiefstehend bezeichnet hatte, vor, dass er gegen den ersten Grundsatz aristotelischer Logik verstossen habe, nämlich nicht zu verallgemeinern und dann entspann sich zwischen den Beiden eine Diskussion, die ganz den Charakter eines philosophischen Zwiegesprächs annahm, das einer dramatischen Wirkung nicht entbehrte. Mit feiner Ironie erklärte u. A. Möller, dass er sich freue, zu entdecken, dass diese neuen Heiden, logisch und erkenntnistheoretisch genommen, im Grunde die allerbesten Christen seien. Lediglich der Name sei geändert. Sachlich sei eigentlich kein Unterschied vorhanden. So fragte Möller Horneffer, was wohl unter dem Daimonion des Sokrates zu verstehen sei. Horneffer antwortete darauf: „Dafür gebe es zwanzig Auffassungen. Manchen Stimmungen habe Sokrates mit seinem Erkenntnisvermögen nicht auf die Spur kommen können und deshalb geglaubt, dass etwas Geheimnisvolles dahinter sei. Das habe er Daimonion genannt. Dass das Gewissen damit gemeint sei, sei falsch. Also auch ein Mann wie Sokrates, sagte Möller, hatte Stunden, wo er nach etwas hungerte, was er für göttlich hielt. Also auch er hatte etwas, das ihn gebunden erscheinen liess. Hierauf erwiderte Horneffer: „Nein, das Daimonion war nur für Dinge des alltäglichen Lebens vorhanden.“ Möller erbittet nun Aufschluss über das Verhältnis von Metaphysik und Auffassung von den Ideen der Sittlichkeit bei Plato. Horneffer erklärt darauf, dass Plato angenommen habe, es gebe nicht nur einzelne Menschen, sondern einen Typus, die Idee vom Menschen. Diese Idee sei unsichtbar und lebe in einer jenseitigen Welt. Solche Ideen gebe es von allen Dingen. Seine Sittlichkeitsforderung besteht darin, man müsse aus der Erscheinungswelt in das ewige Bild hineinwachsen. Dadurch habe Plato christliche Weltanschauung und Moral vorgebildet, was nun Möller zu der Feststellung Veranlassung gibt, dass die griechischen Philosophen, die uns Horneffer als Muster hinstellt, eine jenseitige Welt angenommen haben und dass an Plato die griechische Welt zu Grunde gegangen sei. Nun wünschte Möller zu wissen, was Herr Horneffer von den griechischen Philosophen für uns als maßgebend ansehe. Darauf sagte Horneffer: „Garnichts! Nur wie wir die Probleme anzufassen haben, sollen wir von ihnen lernen. Also nur das Formale soll gelten, sagte Möller, also auch Plato's Formales. Die Verbindung der diesseitigen und jenseitigen Welt. Horneffer wirft dagegen ein: „Das ist nichts Formales, sondern der Inhalt, den ich verwerfe. Unter anderem betont dann Möller, dass es wenn es Tatsache sei, dass auch grosse freie Männer im Christentum vorgekommen seien, man ein allgemeinverwerfendes Urteil unterdrücken und jedem subjective Ehrlichkeit zutrauen müsse. Horneffer gibt dies ohne Weiteres zu. Darauf bittet ihn Möller, seine Behauptung, das Christentum degeneriere, zu beweisen. Horneffer meint hierauf, dass die dekadente Seite des Christentums Nietzsche ausreichend geschildert habe. Es sei ein Verdienst der modernen deutschen Kultur, dass sie aus dem dekadenten Christentum nach Möglichkeit kräftige Momente herausgeholt habe. Der Widerspruch zwischen christlicher Gebundenheit und germanischen Wesen, das sein Recht haben will, ergebe eine Spaltung. Nun legte wieder Möller dar, dass Herr Horneffer ausgeführt habe, nicht was die Kirche lehre, sei das Schlimme, sondern dass sich Menschen auf rein Geistiges hin zu einer festen Gruppe Zusammenschlössen.

Nun seien moralische Ideen aber doch auch geistige Ideen, was Horneffer zugeben muss. Wenn es also unstatthaft sei, sich auf geistige Ideen zusammen zu tun, so beziehe sich das auf moralische Gerechtigkeit und diese sei doch auch eine moralische Idee. Gewiss, antwortet wieder Horneffer, jedoch hinzufügend, dass man da verschiedener Ansicht sein könne. Wir lassen den Inhalt bei Seite, erwiderte Möller und reden nur vom Formalen. Die Idee der Gerechtigkeit ist eine moralische Idee ebenso die der Liebe, was wiederum Horneffer zugeben muss. Also auf Gerechtigkeit, Liebe und Treue dürfte nach Horneffer, wie Möller fortfahrend erwähnte, keine Vereinigung stattfinden. Dagegen wehrt sich nun Herr Horneffer sehr stark und bemerkt schliesslich: Zu einer Handlung dürfe man sich vereinen, ihr voraus gehe aber die Theorie! Diese müsse frei sein. Auf die schliessliche Bemerkung von Horneffer, dass er nicht die einzelnen Geistlichen sondern den ganzen Stand angegriffen habe, bemerkt Möller in einem Schlusswort, dass die Formulierung seiner Ansichten sehr unglücklich gewählt gewesen sei. Von dem philosophisch gut beschlagenen Pfarrer Möller bedrängt gab Horneffer schliesslich zu, dass bei seiner Weltanschauung die grösste Gefahr vielleicht darin bestehe, dass sie starke Menschen verlange und grosse Ansprüche an sie stelle. Aber solche Gefahren lägen in allen Weltanschauungen. Leider hätte das Christentum dazu herhalten müssen, Inquisition und Massenmorde zu decken.

Auch die nun in die Diskussion eintretenden Privatleute, insbesondere die vorhin genannten drei Ärzte, warfen als Parteigänger Horneffer's interessante Argumente in die Debatte hinein. Dr. von Wild gab der Ansicht Ausdruck, dass Herr Pfarrer Stein keinen noch so freidenkenden vom Dogmen-glauben entfernten Christen in der Kirche behalten würde, auch denjenigen nicht, der als starker Mensch sich seinem Gewissen allein verantwortlich fühle, welches übrigens weit schwerer vererbe, als der christliche Gott. Dr. Hadlich wies auf den Zwiespalt hin, in welchem sich der ungläubige Christ durch seine Zugehörigkeit zur Kirche befinde. Er selbst sei ein ungläubiger Christ insofern; als er seit langem einen Unterschied mache zwischen Christentum und christlicher Kirche. Sein sittliches Ideal decke sich im Wesentlichen mit Christus, trotzdem könne er nur unwahrhaftigerweise in einer Kirche bleiben, in der, man möge es auch drehen wie man wolle, doch das Apostolikon das Bindende sei. Als erstes nehme er aus dieser Versammlung den Mahnruf mit, nicht länger in dieser Unwahrhaftigkeit zu verharren. Das Verbleiben der innerlich Abgefallenen in der Kirche sei nicht das einzige Unwahrhaftige, was diese aufzuweisen habe. Dahin gehöre auch die Verpflichtung des Kindes durch ein Gelöbnis. Ferner dürfe die Kirche sich keiner anderen Waffe als der geistigen bedienen, sie dürfe nicht den starken Arm des Staates für ihre Zwecke fordern. Schliesslich wandte sich Dr. Hadlich gegen den Pfarrer von Bodelschwingh, der mit seinem Abstimmungsantrag den Ernst der Sache in eine Farce verwandeln wolle. Nicht fort mit der Kirche sage er, aber diese müsse ihre Stellung ändern. Sein Ideal bleibe Christus, wenn auch dessen Metaphysik keine Geltung mehr haben könne. Sein Vorbild bleibe die Liebe Christi zur Wahrheit und Menschheit, Ideale, denen die Kirche eine schlechte Hüterin sei. Auf Hadlich's Stellungnahme äusserte sich Horneffer in dem Sinne, dass er gegen ein Christentum, wie ersterer es fordere und auf das er sich selbst gebunden habe, [113] nichts einzuwenden habe. Er ehre jede persönliche Auffassung, wenn er auch auf Grund seiner historischen Studien Christus nicht als Ideal akzeptieren könne.

Dr. Tienes, der mit viel Temperament für Horneffer, den er als einen Mann von bewundernswerten Wahrheitsmüthe bezeichnete und dem dafür viele Beschimpfungen zu Theil geworden sind, eintrat, erwies sich, wie schon erwähnt, als ein glänzender Redner, dessen Ausführungen sehr überzeugend wirkten und der auch rein rethorisch fast den grössten Beifall erzielte. In seiner Rede hob er, um nur einige seiner Gesichtspunkte zu streifen, besonders hervor, dass der Staat sich nicht gern auf die Liebe des freien Mannes stütze. Rücksichtsloser Freimuth wird nicht gern vernommen. Besonders charakteristisch für die Vertreter des Christentums sei, dass sie schliessen: „Was sie selig und glücklich macht sei wahr und müsse darum auch historisch wahr sein!“ Dieser logische Fehler in der Schlussfolgerung gehe durch die ganze Apologetik. Unter den ungeheuerlichsten Wortverdrehungen und Verrenkungen, durch wahre Jongleurkünste, suchten diese die Wunder aufrechtzuerhalten. Bezeichnend für die geistige Freiheit sei bei uns, dass, wie eine Statistik erwiesen habe, das Avancement der orthodoxen Theologen um sechs Mal so schnell vor sich gehe als das der Nichtorthodoxen.

Der Erfolg, den im Grunde Horneffer mit seinem atheistischen Feldzuge in Kassel erzielte, fiel eigentlich recht kläglich aus. Die Kirche hatte sich sehr mannhaft und höchst geschickt ihrer Haut gewehrt und der „Bund für persönliche Religion“, der zum Beitritt in Zeitungsanzeigen aufforderte, blieb fast nur auf seine Gründer, zu denen in erster Linie Dr. Hadlich gehörte, beschränkt. Die Bindungen an die Kirche, auch bei Lauen und Zweifelnden, waren doch stärker als fanatische Idealisten, wie Horneffer damals einer war, es voraussahen. Von einem Massenaustritt aus der Kirche war überhaupt nicht die Rede. Mögen Einzelne auch von der Kirche sich abgewandt haben, der Kirchengemeinde tat dies kaum irgend welchen Abbruch. Der „Bund für persönliche Religion“ verschwand auch bald wieder in der Versenkung. Unter den Gläubigen verursachte Horneffer's Auftreten teilweise grosse Erregung, die sich erst nach langer Zeit wieder legte. In den Zeitungen erschienen Kontroversen, offene Briefe; sogar aus der näheren Umgebung setzte sich ein Herr Sauer aus Martinhagen – wahrscheinlich ein Lehrer – mit Herrn Horneffer in einem langen offenen Briefe auseinander. Derselbe war reichlich konfus und nicht gerade geeignet, der Sache wesentlich zu dienen, aber in den schwungvollen Hexametern mit denen er seinen Brief schliesst und die ich hier wiedergeben will, kommt die Sorge des Briefschreibers um die Gefährdung des Glaubens der Väter durch Horneffer zum Ausdruck:

„Du aber, stolz Chassalla, bedrängt schon von inneren Feinden,
Kehre Dich ab von dem Mann, eh' er das Beste Dir raubt
Deinen Glauben der Väter bewährt in dem Wandel der Zeiten
So auf Gefilden des Geist's wie auf den Feldern der Schlacht.“

Aber selbst auf der Strasse fanden Kundgebungen gegen Horneffer statt. Auf dem Lutherplatz setzten die aus Grossallmerode eingetroffenen Zungenredner – Leute einer Sekte, die in religiöser Verzückung in unverständlichen Lautenstammeln, wobei das wache Bewusstsein zurücktritt, einen Tumult in Szene, dass sogar die Polizei einschreiten musste.

Übrigens, wer Nietzsche genau aus seinen Schriften kennt, weiss, dass er niemals der Verbreitung seiner Gedanken auf Wegen, wie sie damals Horneffer beschritt, zugestimmt hätte. So zog sich auch Horneffer mit seiner atheistischen Campagne den Unwillen des Nietzsche Archivs wie auch den der Schwester Nietzsche's der Frau Förster-Nietzsche zu. Ja, letztere spricht ganz offen von Ernst Horneffer's unglaublich geschmackloser und konfuser Religionsgründerei, die dem Geiste ihres Bruders vollständig entgegengesetzt sei. Aber Nietzsche selbst hätte leicht aus dem Grabe, das sich erst einige Jahre vorher über ihr geschlossen hatte, seinem treuen Bannerträger zurufen können, dass [114] so sehr er sich ihm für seine Heroldsdienste, ja für sein tapferes Eintreten für seine Ideen und Lehren verbunden fühle, bei dem esoterischen Charakter dieser Lehren es garnicht in seinem Sinne läge, dieselben – und Schlussfolgerungen daraus – vor einem Forum von Menschen preisgegeben zu sehen, denen es zum grössten Teile an der nötigen Schulung und Reife, wie überhaupt an genügender Aufnahmefähigkeit und kritischem Urteilsvermögen fehle. Ja, aus dieser Grabesstimme hätte Horneffer auch Nietzsche's leisen Vorwurf durchklingen hören müssen weshalb er ihn nur so einseitig interpretiert habe. „Herr Horneffer – so mag es an dessen Ohr geklungen haben – warum sind sie nicht tiefer in meine Werke eingedrungen? Ihnen hätte dann mein Aphorismus im „Jenseits von Gut und Böse“ nicht entgehen dürfen, worin ich trotz meiner sonstigen Einstellung der Bedeutung, welcher der Religion für die geistig Armen zukommt, die gebührende Würdigung habe zuteil werden lassen. Herr Horneffer hätten Sie diesen Aphorismus vorher gelesen, dann wären Sie wohl selbst zu der Überzeugung gelangt, dass man mit meinen Lehren allein die von Ihnen unternommene Aktion, die mir überhaupt nicht sehr geschmackvoll dünkt, nicht hätten begründen dürfen.

„Dem gewöhnlichen Menschen endlich – so sagt Nietzsche in diesem Aphorismus – den allermeisten, welche zum Dienen und zum allgemeinen Nutzen da sind und nur insofern da sein dürfen, gibt die Religion eine unschätzbare Genügsamkeit mit ihrer Lage und Art, vielfachen Frieden des Herzens, eine Veredlung des Gehorsams, ein Glück und Leid mehr mit ihresgleichen und etwas von Verklärung und Verschönerung, etwas von Rechtfertigung des ganzen Alltags, der ganzen Niedrigkeit, der ganzen Halbtierarmut ihrer Seele. Religion und religiöse Bedeutsamkeit des Lebens legt Sonnenglanz auf solche immer geplagte Menschen und macht ihnen selbst den eignen Anblick erträglich, sie wirkt wie eine epikurische Philosophie auf Leidende höheren Ranges zu wirken pflegt, erquickend, verfeinernd das Leiden gleichsam ausnützend, zuletzt gar heiligend und rechtfertigend. Vielleicht ist am Christentum und Buddhismus nichts so ehrwürdig als ihre Kunst, noch den Niedrigsten anzulehren, sich durch Frömmigkeit in eine höhere Scheinordnung der Dinge zu stellen und damit das Genügen an der wirklichen Ordnung, innerhalb deren sie hart genug leben – – – und gerade diese Härte tut not bei sich festzuhalten. ...“

Ja, beinahe hätten die streitbaren Vorkämpfer des christlichen Glauben bei einiger Abwandlung dieses Aphorismus den Antichristen Nietzsche zum Kronzeugen gegen den Nietzscheaner Horneffer aufrufen können. Und Horneffer selbst, der damals ganz im Banne der antiken Philosophen stand und noch ganz umnebelt von Nietzsche's blendendem Geiste war, hätte vielleicht seinen Kreuzzug gegen das Christentum und die Kirche nicht unternommen, wenn er sich bei einem älteren deutschen, aber nicht weniger tiefen Denker, dem Göttinger Philosophen Lichtenberg Rats erholt haben würde. Dieser

gewiss nicht kirchlich gesinnte Denker tritt für die Lehre Christi in seinen philosophischen Bemerkungen mit einer Apologie ein, die selbst der hartgesottenste Skeptiker akzeptieren kann.

Lichtenberg's Bekenntnis möge nun dieses religiöse, den menschlichen Geist immer wieder aufrüttelnde Thema entgültig abschliessen:

„Ich glaube von Grund meiner Seele und nach der reifsten Überlegung, dass die Lehre Christi, gesäubert vom Pfaffengeschmiere, und gehörig nach unserer Art sich auszudrücken verstanden, das vollkommenste System ist, das ich mir wenigstens denken kann, Ruhe und Glückseligkeit in der Welt am schnellsten, kräftigsten, sichersten und allgemeinsten zu befördern. Allein ich glaube auch, dass es noch ein System gibt, das ganz aus der reinem Vernunft erwächst, und eben dahin führt; allein es ist nur für *geübte Denker* und garnicht für den [115] Menschen überhaupt; und fände es auch Eingang so müsste man doch die Lehre Christi für die Ausübung wählen. Christus hat sich zugleich nach dem Stoff bequemt und dies zwingt selbst dem Atheisten Bewunderung ab. (In welchem Verstande ich hier das Wort Atheist nehme, wird jeder Denker fühlen). Wie leicht müsste es einem solchem Geiste gewesen sein, ein System für die reine Vernunft zu erdenken, das alle Philosophen völlig befriedigt hätte! Aber wo sind die Menschen dazu? Es wären vielleicht Jahrhunderte verstrichen, wo man es garnicht verstanden hätte; und so etwas sollte dienen, das menschliche Geschlecht zu leiten und zu lenken und in der Todesstunde aufzurichten? Ja, was würden nicht die Jesuiten aller Zeiten und aller Völker daraus gemacht haben? Was die Menschen leiten soll muss wahr, aber verständlich sein; wenn es ihm auch in Bildern beigebracht wird, die er sich bei jeder Stufe der Erkenntnis anders erklärt. ...“

Zur Ehre Horneffer's muss aber gesagt werden, dass er in reiferen Jahren in einem seiner späteren Werke von seiner damaligen Aposteltätigkeit zu Gunsten eines neuen Glaubens wieder abrückte und diese als eine Jugendtorheit selbst verurteilte.

Immer hat es sich doch noch als ratsam erwiesen, den Konflikt zwischen Glauben und Wissen jeden bei sich selbst auskämpfen zu lassen. Aber wie man sich auch zu den Horneffer'schen Vorträgen damals gestellt haben mag, sicher ist, dass ich in dem Vierteljahrhundert, das ich seit der Jahrhundertwende in Kassel erlebte, nie wieder in der grossen Öffentlichkeit eine geistige Bewegung, die in gleicher Art so weite Kreise an sich zog, zu beobachten Gelegenheit hatte. Mehr oder weniger zeigte das öffentliche geistige Leben die gleiche Physiognomie, wie sie auch für andere deutsche Städte gleicher Bedeutung kennzeichnend war. Vielleicht gab aber das Vorhandensein der beiden grossen und ausgezeichnet geleiteten Bibliotheken (Landes- und Murhardsche Bibliothek) Kassel gegenüber anderen Städten gleicher Grösse ein nicht genug zu schätzendes Übergewicht, da durch diese wie den in ansehnlicher Zahl vorhandenen Volksbibliotheken weit grössere Bildungsmöglichkeiten bzw. -quellen als man sie sonst unter gleichgearteten Verhältnissen finden dürfte, erschlossen sind. Nie fehlte es in Kassel an Vorträgen auf allen Gebieten des Wissens. Ich erinnere mich gern an die öfters, in mehreren Zyklen abgehaltenen Vorträge über bildende Kunst von Professor Bock wie auch an die recht fesselnden Vorträge der freireligiösen Vorkämpfer Jatho, Naumann und Schrempf. Ausserordentlich besucht und beliebt waren die in jedem Winter vom kaufmannischen Verein

veranstalteten Vortragszyklen, deren Hauptzweck darin bestand, wissenschaftliche Themen in wirklich populärer Form solchen Bevölkerungskreisen nahezubringen, denen – obwohl bildungshungrig – Zeit und Muße fehlten, um den Zugang zu diesem Wissensgut zu finden.

Wenn auch der umfassende moderne Kulturmechanismus eher nivellierend auf die Menschen wirkt und in geistiger Beziehung diese immer mehr rezeptiv eingestellt bleiben lässt, erheben sich doch aus der Masse stets wieder individuell begabte Menschen, die dem persönlichkeitsfeindlichen Massengeiste erfolgreich widerstreben. Es ist nicht gesagt, dass es immer die geschichtlich und staatlich abgestempelten grossen Menschen sein müssen, die sich zu einer gewissen Führerstellung in dem Kreise, dem sie durch Schicksal und Beruf zugewiesen sind, durchringen, wenngleich viele höhere Menschen nicht immer den Boden, auf dem sie gedeihen und sich voll ausleben können finden um zu Kulturträgern und geistigen Führern der Menschen zu werden. Auch durch Werke, die in stiller Gelehrtenarbeit entstanden sind, kann viel zum Nutzen der Menschheit geschehen und ihre sonst öffentlich kaum hervortretenden Verfasser können auf diesem Wege ein hohes geistiges Führeramt erringen.

Um die Jahrhundertwende wurde von der Stadt Kassel zur Leitung der Murhard'schen Bibliothek eine Gelehrtennatur hohen Ranges von der [116] oben angedeuteten Art in der Person des Professors Dr. Georg Steinhausen berufen, der nicht nur in dem engen Rahmen seiner amtlichen Stellung in Kassel bedeutendes leistete, sondern sich auch während seines Wirkens in Kassel zu einen der grössten deutschen Kulturhistoriker entwickelte. Bekanntlich wurde unter seiner energischen und zielbewussten Leitung die Murhard'sche Bibliothek in ihrem prachtvollen Neubau neu nach den modernsten bibliothektechnischen Prinzipien eingerichtet, aber was er in drei Jahrzehnten an Gelehrtenarbeit in Kassel schuf, ist weniger in die Kasseler Öffentlichkeit gedrungen. In der wissenschaftlichen Welt soll tatsächlich von Kassel als von der Stadt Steinhausen's gesprochen worden sein. Ähnlich wie den Brüdern Grimm war es ihm auch in erster Linie um die Erforschung deutscher Wesensart zu tun. Hier ist nicht der geeignete Ort auf seine Werke, die auf dem Sondergebiet der Kulturwissenschaft führend waren, des Näheren hinzuweisen, aber die besondere Bedeutung, die er durchs seine Förderung geistiger Bestrebungen in der Stadt Kassel gewann, kann nicht genug gewürdigt werden. Lediglich seiner Initiative war die im Jahre 1912 erfolgte Gründung der kurhessischen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft zu denken, deren Leitung er auch übernahm. Der Zweck dieser Gesellschaft war, durch wissenschaftliche Vorlesungen den Gebildeten, die Möglichkeit zu geben, ihre Bildung zu erweitern wie zu vertiefen und sich in lebendigem Zusammenhang mit den Fortschritten des Geisteslebens zu erhalten. Von allen einseitigen Tendenzen hielt sich diese Gesellschaft völlig frei. Die in den Jahren 1912-1928 veranstalteten Vorträge behandelten alle möglichen Gebiete. Geisteswissenschaft, Religionswissenschaft, Philosophie und Paedagogik, Naturwissenschaft, Kunst, Literatur, Volkswirtschaftslehre, Staatswissenschaft und Kulturgeschichte. Für die Vorträge wurden zumeist von den Universitäten Marburg, Göttingen und Giessen Professoren mit klingenden Namen gewonnen. Aber auch Kasseler Gelehrte, Künstler und Wissenschaftler wie u. A. Steinhausen selbst, ferner Dr. Melchers, die Professoren Gronau, Holtmeyer, Luthmer,

Dr. Söder und Musikdirector Hallwachs traten mit interessanten Vorträgen in dieser Gesellschaft häufig hervor.

Neben dem schon gewürdigten Hessischen Geschichtsverein und dem Verein für Naturkunde, die beide nun schon seit mehr als hundert Jahre bestehen, gab es und gibt es noch verschiedene, sich geistig und forschend betätigende wissenschaftliche Vereinigungen in Kassel.

Neuerdings trat auch ein Kasseler Ableger der grossen Kantgesellschaft öfters hervor, wo ausser Fachgelehrten bekannte Kassler Persönlichkeiten, die besonders auf philosophischem Gebiete eifrige Studien betreiben, wie z. B. der Nervenarzt Dr. Karl Scholl der Öffentlichkeit zugängliche Vorträge hielten. Auch an die Schriftstellervereinigung „Freie Feder“ sei erinnert.

An Bestrebungen, das geistige Leben für alle Schichten der Bevölkerung rege zu gestalten, hat es in den letzten Jahrzehnten in Kassel nicht gefehlt und wird es sicherlich auch in der Folgezeit nicht fehlen.

Geselliges Leben!

Im Zuge der Zeit wird das gesellige Leben, wie es sich ausserhalb des Hauses in der Öffentlichkeit abgespielt haben mag, manchen grundlegenden Wandel erfahren haben. Für den zwanglosen Zeitvertreib, wie er schliesslich von Menschen aller Stände nach des Tages Last und Mühe angestrebt wird, waren zu allen Zeiten andere Formen, Gebräuche und Sitten massgebend. Interessant wäre schon ein kulturgeschichtlicher Spaziergang durch die wechselnden Gewohnheiten und Sitten, immerhin ein Problem, dessen Lösung selbst einem Kulturforscher, dem alle Quellen in ausgiebiger Masse zur Verfügung stünden, reizen könnte, aber ihm auch manche Schwierigkeiten bereiten dürfte. Auch das gesellige Treiben der Menschen ausserhalb seines Hauses hat eben verschiedene Entwicklungsstadien, die zu untersuchen eine dankbare, aber nicht leichte Aufgabe bieten, durchlaufen.

Wann und wo entstand zum Beispiel der erste Stammtisch; sicherlich eine urdeutsche Einrichtung. Ist dies auch nicht gerade das Thema für eine Doktorarbeit, so möchte jedoch dem, der sich an die Lösung dieser Frage heranwagt, eine solche wissenschaftliche Untersuchung manche Nuss zu knacken geben. Denn wenn wir Deutsche einmal etwas untersuchen, dann muss es schon mit wissenschaftlichen Methoden unternommen werden.

Doch mein kleiner Streifzug durch das gesellige Leben in Kassel – das sei gleich vorweg gesagt – macht auf Wissenschaftlichkeit keinen Anspruch. Auch hier will ich nur in unterhaltender Form den Kasselanern unter skizzenhafter Herausstellung einiger Vorgänge aus dem geselligen Leben, wie man es vorzugsweise in der Öffentlichkeit zu verschiedenen Zeiten in der Vergangenheit beobachtet hat, neben meinen eigenen Erlebnissen zeigen, wie sich ihre Ahnen und Vorfahren, ja ihre Landesherren und deren Umgebung belustigt und geselligen Zeitvertreib gesucht haben. Doch um nochmals den allbeliebten Stammtisch zu streifen, ist es gewiss schon lange allgemein die Regel, dass ein wirklich trinkfester Deutscher einem Stammtisch angehört, zu dem er, wenn auch nicht täglich, so doch sicherlich an gewissen Wochentagen gerne seine Schritte hinlenkt. Aber natürlich ist der Stammtisch nicht die einzige Form des geselligen Lebens ausserhalb des Hauses, wie sie sich allmählich aus den Geselligkeitsbestrebungen der Menschen herausgebildet hat. Aus den einstigen „Salons“ und „Kränzchen“ des Hauses erwuchs der gesellige Verein, der seine Zusammenkünfte zunächst in Gasthöfen, später in eigenen Gesellschaftshäusern abhielt. Schliesslich aber nahm mit der Zeit gerade in den Städten – und natürlich auch in Cassel – der Zusammenschluss der sogenannten guten Gesellschaft und der bürgerlichen Kreise in Vereinen für gesellige, musikalische, künstlerische und sonstige Zwecke ziemlichen Umfang an. Wie in Deutschland überhaupt, so traten auch in Cassel im vorigen Jahrhundert, ja, bis in die neueste Zeit hinein, Kastengeist und Standesdünkel vielfach auch im geselligen Leben beherrschend hervor, und führten zur Absonderung der einzelnen Stände und

Klassen, was durch den ohnedies zur Abgeschlossenheit neigenden niederhessischen Volkscharakter begünstigt wird.

In einer Residenz, wie es Cassel seit Jahrhunderten war, hatte von jeher auf die Geselligkeit in der Öffentlichkeit der Landesherr und sein Hof einen gewissen, manchmal sogar bestimmenden Einfluss.

Der in frühere Jahrhunderte zurückschweifende Blick soll mich nun nicht dazu verführen, nachzuforschen, wie sich alle früheren Landgrafen und deren Höfe amüsiert oder Geselligkeitsfreuden gesucht haben. Der eine dieser hohen Herren war einem geselligen Treiben an seinem Hofe mehr zugeneigt, als der andere. Bei dem einen ging es derber und toller her als bei dem anderen, ja nach den individuellen Geschmacksrichtungen.

[118] Aber gehen wir bis ins 17. Jahrhundert zurück und sehen uns das Treiben am Hofe des Landgrafen Moritz des Gelehrten an, so sehen wir gleich an einem typischen Beispiel, wie lange sich noch mittelalterlicher Geschmack, der am Hofe dieses Landgrafen vorwaltete, erhielt, allerdings schon gemischt mit Elementen aus dem Gesellschaftsleben der italienischen Renaissance und des französischen Hofes.

Für das Schaubedürfnis des Volkes gab es genug Gelegenheit, wenn Landgraf Moritz im grossen Stile seine Bankette, Jagden, Wasserfahrten, Fussturniere, Ringelrennen, Rossturniere abhielt, seine Ritterspiele, mythologische, wie allegorischen Aufzüge veranstaltete. In Kupferstichen von Wilhelm Dilich sind Szenen aus dem Leben und Treiben am Hofe dieses Landgrafen festgehalten. Im 18. Jahrhundert war man am Hofe des Landgrafen Friedrich II. ganz besonders vergnügungslustig. Unschwer wird man sich den Ablauf der Hoffestlichkeiten bei diesem prunksüchtigen, ganz auf den französischen Geschmack eingestellten Fürsten vorstellen können. Alle Belustigungen waren nach echt französischem Vorbild von dem spielerisch-tändelnden Geiste des Rokoko erfüllt. Die zweite Gattin dieses Fürsten, die hübsche und sehr lebenslustige Landgräfin Philippine, war sicher keine Spielverderberin. Ihre Neigung für erlesene und galante Lustbarkeiten war vielmehr recht gross.

Im Sommer waren die Schauplätze der Hofbelustigungen die Aue, der Weissenstein – das heutige Wilhelmshöhe – und Wilhelmsthal. Manchen der veranstalteten Hoffestlichkeiten hätte selbst der grosse Schilderer des Rokoko, Watteau, interessante Motive abgewinnen können.

Maskenfeste inmitten der schönen Natur waren die grosse Mode. Dann fuhren in Hofequipagen die Hofdamen und die Damen des Adels als Amazonen verkleidet nach dem Weissenstein hinauf. Von der Landgräfin war ein anmutiges Versteckspiel nach mythologischen Motiven arrangiert. Die Landgräfin, die eine von ihren Waldnymphen begleitete Diana mimte, schwebte aus der Eremitage des Sokrates – dem heutigen Birkenhäuschen – heraustretend als anmutig zugestutzte Waldgottheit mit ihren reizenden Begleiterinnen über die romantischen Waldwege einer Hütte zu, wo sie die Amazonenkönigin mit ihrem Gefolge zu treffen hoffte. Hier wurde dann ein *déjeuner sur l'herbe* inszeniert.

Von dieser und ähnlicher Art waren die idyllischen Vergnügungen der Hofgesellschaft in Cassels herrlicher Umgebung in jener Zeit. So waren in der Aue entzückende Schäferspiele schon fast etwas Alltägliches. Man fand dafür immer neue Variationen. Zumeist trugen die Schäferinnen weisse, mit Blumen geschmückte Kleider, auf den Häuptern Kränze und in den Händen Thyrsusstäbe. Mit den Kavalieren des Hofes wurde kokettiert und Menuett getanzt. Aber auch Wilhelmsthal mit seiner damals berühmten Grotte und Wasserkunst gab für die Veranstaltung mythologischer Maskenscherze eine für den Stil dieser Feste wunderbar geeignete Szenerie ab. Man verstand sich damals schon auf phantasievollle Beleuchtungseffekte, und in lauen Sommernächsten erfand man dann die wundervollsten Stimmungen, zumal die Tänzerinnen der Oper mit erotischen Tänzen die Feste beleben mussten. Von dem Teiche her, auf den Gondeln hin- und herfuhren, ertönte aus dem Dunkel der Nacht geheimnisvolle Nachtmusik. Bis zum Morgengrauen schwirrte das leichtlebige junge Volk tanzend und flirtend umher, bis es dann in Hofequipagen über die Rasenallee in die Stadt zurück gebracht wurde.

Im Winter wechselten die reichhaltigen Vergnügungen zwischen Oper, Konzert, Ballfestlichkeiten, Ballettpantomimen und der französischen Komödie dauern ab. Wie sich nun das Volk, die Kreise der wohlhabenden Bürger, der Handwerker und Arbeiter, die Zeit vertrieben, darüber ist die Nachwelt weniger genau unterrichtet. Wenn nach dem Eindruck eines [119] durchreisenden Danzigers, Daniel Andreas Zerneck, die Lebensart in Cassel im allgemeinen sehr gezwungen sei, weil die Einwohner des Hofes wegen sich in „ziemlich eingeschränkter Freiheit zu leben gefallen lassen mussten“, so mag diese Beobachtung eines unbefangenen Urteilenden immerhin einer gewissen Berechtigung nicht entbehren. Der Hof dominierte und bestimmte den Lebenszuschnitt. Den Unterthanen bot allein schon das farbige Leben und Treiben am Hofe, wie es sich der Öffentlichkeit darbot, genügend Zerstreung. Nur ein Abglanz davon fiel auf das Volk. An Sonn- und Festtagen zog es aber damals schon die Familien, Mann, Frau und Kind aus den Stadtmauern hinaus auf's Land, auf die umliegenden Dörfer, wenn man es nicht vorzog, in der näheren Umgebung der Stadt, in der Aue, im Schaumburgsgarten am Philosophenweg, im Fischhaus hinter Bettenhausen und im Schützenhaus in der Schützenstrasse zu bleiben. Im Winter, der jedenfalls weniger milde war, als in der Jetztzeit, gab man sich gern dem Eislaufe auf der Fulda oder auf den Aueteichen hin. Die beliebtesten weiteren Ausflugsorte waren die neue Mühle und Freienhagen. Wenn nicht zu Fusse oder Wagen, konnte man auch auf einem flussaufwärts gezogenen Sandkahn dahin gelangen. Am Himmelfahrtstage und am 2. Pfingsttage zogen die Kasseler schon damals in Scharen nach dem Weissenstein, wo dann die Wasser zum ersten Male sprangen. Ein solcher Ausflug, ob er nun zu Fuss, zu Pferde oder in Kutschen unternommen wurde, war aber zu jener Zeit ein besonderes Ereignis; denn bis zu Jérômes Zeiten sprangen die Wasser nur viermal während des ganzen Jahres. Das Essen wurde meist von Zuhause mitgenommen.

Im Winter wurden im einstigen Stadtbau von der vornehmsten Casseler Gilde, von der Hansegebengilde, Bälle veranstaltet. Auch öffentliche Maskenbälle fanden jedes Jahr mehrere im alten Stadtbau statt, zu denen sich die ganze sogenannte gute Gesellschaft von Kassel einfand. Besser situierte Leute gaben sich auf den Bällen auch dem Glücksspiele hin. Man spielte „Faro“ oder

„Roulette“. Nach den gewissenhaften Aufzeichnungen eines Grosskaufmannes Sattler, der im Spiele Glück hatte, gewann dieser im Jahre 1794 nach vier Maskenbällen M 156,35 und hatte mit seiner ganzen Familie nur M. 30,85 ausgegeben. Man sieht also, dass die Umsätze bei diesen Glücksspielen selbst bei wohlhabenden Bürgern sich in bescheidenen Grenzen hielten, und Gewinne wie Verluste nicht gerade erschütternd waren.

Unter dem neuen Nachfolger des Landgrafen Friedrich II., dem Landgrafen Wilhelm IX., dem späteren ersten Kurfürsten Wilhelm I., dessen Knauserigkeit und nörgelndes Wesen für splendide Feste, die der Bevölkerung Sensationen brachten, für Freude und Lebenslust weder Sinn noch Geld hatte, wurde nun Cassel eine recht stille Stadt. Erst musste das westfälische Zwischenspiel unter Jérôme kommen, um in Cassel wieder die Lebensfreude, die unter dem ersten Kurfürsten so verkümmert war, in erhöhtem Masse einziehen zu lassen. Jetzt gab es wieder, wie unter Friedrich II., etwas zu sehen, ja lebhafter und lustiger ging es wohl nie in Cassel zu. Große Bevölkerungskreise fanden sich mit manchen Unannehmlichkeiten und den sich in massvollen Grenzen haltenden Freiheitsbeschränkungen, die die Fremdherrschaft nun einmal mit sich brachte, rascher ab als die echten, auch durch den ganzen Sinnenrausch nicht umzustimmenden Patrioten, zumal jetzt das Geld rollte, und eine Sensation die andere ablöste. Wahre Zauberfeste in Schönfeld und Napoleonshöhe, wo Park und Seen durch tausende von bunten Lampen feenhaft erleuchtet wurden, und unter den herrlichen Bäumen der Hof Tafel hielt; die bunten Bilder, die das Treiben des Hofes in der Stadt selbst schufen, waren Gegenstand des immer mehr wachsenden Erstaunens der Casselaner und bildeten das Tagesgespräch in der Bevölkerung. Und dabei brachte jeder Tag neue, immer grössere Über-[120]raschungen. Jérôme hatte ja bei einer Civilliste von fünf Millionen Franken nur die einzige Sorge, wie er das Geld auf anständige Manier los werden könnte. Die Bevölkerung wurde auch nicht von den Festlichkeiten des Hofes so abgesperrt, wie es oft früher der Fall war. Ja, Jérôme suchte gerade in der grossen Masse, die ihm so notwendig dünkende Popularität zu finden, und er fand sie in der Tat und, wenn erst die Karnevalszeit kam, dann gab es selbst auf den Casseler Strassen ein Leben und Treiben, wie man es eben früher nicht kannte. Der auf die Strasse verpflanzte Karneval war ja auch für die Casseler Bevölkerung, die darauf in ihrer Schwerfälligkeit nur sehr langsam und oft garnicht reagierte, etwas ganz Ungewohntes; aber schliesslich fand insbesondere das junge Volk Geschmack daran, zumal wenn unter anderem ein von Metzgern aufgeputzter Ochse mit Janitscharenmusik durch die Strassen geführt, geschlachtet, am Rost gebraten und dann verteilt wurde.

Und in der Hofgesellschaft wechselten nun Maskenredouten und Kostümbälle, einer immer prächtiger als der andere, ab. Auch Theaterredouten und öffentliche Maskenbälle wurden veranstaltet. Doch den Höhepunkt bildete die Freiredoute im ehemaligen Landgrafenschloss. Dazu wurden 800 Karten unter den Casseler Bürgern ausgeteilt. Diese Freiredoute nachzuerleben, ist uns vergönnt, dank der ergötzlichen, mit grosser Anschauungskraft wiedergegebenen Schilderung, die man in Dingelstedt's Romanfragment „Sieben Jahre“ findet. Dingelstedt hat selbst erklärt, dass dieser Ausschnitt aus dem Karnevalstreiben zu Jérôme's Zeiten durchaus der Wirklichkeit entspricht, denn er hat sich bei seiner Schilderung ganz auf die Zeitungsberichte, die über das Fest der „Moniteur de Westphalie“ damals brachte, gestützt. So machen wir denn diese Redoute einmal mit und versetzen uns einen Augenblick ganz in die Zeit, als Cassel die Hauptstadt des Königreiches Westfalen war.

„Es ist Dienstag, die neunte Abendstunde des 14. Februar 1809. Treten wir ein, kraft dem Rechte, welches die freie Kunst uns verleiht, obgleich sie nicht „hoffähig“ macht. Treten wir ein in den goldenen Saal, dessen stolz geschwungene Wölbung und weissgipsernes Laubwerk von den majestätischen Weisen der ersten Polonaise bald widerhallen werden, dessen reiche Vergoldung in hundert Spiegeln bei dem Schein von tausend und abertausend Kerzen flammend sich wiederholt, dessen ganze Länge 150 Fuss, dessen ganze Breite 40 Fuss, von einem Gewirr der malerischsten Trachten, von einem Geschwirre der süssesten Stimmen belebt ist. Treten wir ein! –

Treten wir ein! Neun Uhr abends. Der Hof ist noch nicht da: so haben wir Zeit, uns umzuschauen. Zuerst in dem goldenen Saale, welcher heute mehr noch als sonst durch prachtvolle Ausschmückung und Erleuchtung seinem Namen Ehre macht. In den breiten Fenstervertiefungen sind – Überraschung und quälendes Geheimnis für die Zuschauerinnen – kleine zierliche Buden angebracht, den Verkaufsständen einer Messe nachgebildet. Kleine Spiegelfenster, aber noch durch innere Samtvorhänge verhüllt, lassen nur erraten, was dieselben bergen, und wenig deutlicher sprechen es die sinnreichen Inschriften über der Türe einer jeden aus. Da liest man: Aux douceurs – Au volage – Au bon pereil tendre – A la marmotte – Aux oeufs frais de Lyon – A la bontè – A la libéralité – A l’aigre doux – und was dergleichen allegorische Bezeichnungen mehr sind. Um diese Buden drängt sich vor ihrer Eröffnung schon die neugierige und kauflustige Menge der weiblichen Masken. Selbst unter der Verkleidung können wir aus ihrer Mitte das deutsche Blut und das fremde scheiden. Sie ragen hervor und gewinnen den Preis der Schönheit, die vollen, hohen deutschen Gestalten, die Töchter altadliger Geschlechter aus Preussen, Hannover, Hessen, Braunschweig, die Scheele, die Hardenberg, die Oberg, die Löwenstein, die Truchsess: [121] berühmte Sterne der germanischen Heraldik, welche es nicht verschmähen, um den korsischen Kometen ihre feiernde Bahn zu ziehen und den Liebeshof dieses neuen provencalischen Fabelkönigs zu schmücken. Neben ihnen das kleine, zarte, schwarz-äugige, bewegliche Franzosentum: Madame Boucheporn, das einzige Kind eines Präfekten im fränkischen Kaiserreich, in Kassel die Gattin des Präfekten des königlichen Palastes, – Madame Siméon, des Ministers Schwiegertochter, eine kernige Pariserin, bis zur Derbheit natürlich, voll gaukelnder Lebendigkeit, – Madame du Coudras, ein halbes Kind noch, kaum der heimatlichen Pension entnommen und in eine westfälische Gräfin Bernterode, umgetauft. Um Kopfeslänge ragt über sie hervor Bianca La Flèche, die Italienerin, anzuschauen wie eine wandelnde Marmorstatue aus dem Vatikan. Und damit kein Stamm, kein Völkernamen, kein Erdteil fast fehle, in diesem Kongress der Schönheiten, geht dort auch eine Amerikanerin umher, Madame Rewbel, die Schwiegertochter des berühmten Pariser Konventsmanas, – für König Jérôme eine nicht immer willkommene Mahnung an ihre Freundin, seine geschiedene Frau, Miss Patterson.

Es schlug zehn Uhr, als die Flügeltüren zu den inneren Gemächern mit Geräusch aufgerissen wurden. „Der Hof“ rief es über die durcheinander schwirrende Masse, die rasch zu beiden Seiten sich ordnend den nahenden Zug empfing, während von der Tribüne, durch den gehobenen Taktstab entfesselt, die Flut der Töne herniederbrauste. Schnell in ein künstliches Seize gestellt, umgab die Eintretenden eine Gruppe von Acht Tänzerpaaren in Schäfertracht, je vier rosa, grün, feuerfarben und blau, und schützte sie gleichsam mit Blumen- und Laubgewinden vor den Nachdrängen der Menge. Herrlich war der Zug, welchen das königliche Paar anführte, die kleidsame Tracht aus Heinrich des

Vierten Zeit liess die Königin, das hochblonde, vollblühende Kind des deutschen Südens wie ein Meisterbild von Rubens erscheinen und stimmte ebenso vortrefflich zu der feinen Gestalt des Königs, zu den bleichen, durch die Kunst rot angehauchten und belebten Zügen seines edel geschnittenen Gesichtes. Auf die erste Doppelquadrille vom Hofe und in weiterem Umkreis von den atlassenen Schäfern ausgeführt, folgte unmittelbar ein wilder Tanz von vier Harlekinen, die ihre Kolombinen an der Hand nach sich ziehend, in unglaublicher Schnelligkeit auf den Platz sprangen, mit Tambourin und Schellenhorn ihre Bewegungen im Takte begleiteten und wie weggezaubert davon eilten, um einer dritten Quadrille Raum zu lassen. Zwölf Schwälmer Bauern, gar hübsch anzusehen in ihrer ländlichen Sauberkeit – ein Rock von schneeweisser Leinwand, rotes Westchen mit gelben Metallknöpfen, auf dem Kopfe eine rote Tuchmütze mit Pelzverbrämung und Goldtressen, und darüber den an zwei Seiten aufgeschlagenen schwarzen Filzhut mit blauem Bande, – überreichten der Königin eine Kirmesbretzel, nebst Gedicht und Blumenkranz, wozu ihr Sprecher eine Rede in bester Zieghainer Mundart fügte. Darauf entfernte sich, wie er gekommen, der königliche Zug und kehrte, in russische Kaufleute, in Juden, in Blumenmädchen umgewandelt, bald zurück, damit der zweite Teil des Festes, der grosse Jahrmarkt, seinen Anfang nehmen konnte. Jetzt öffneten sich auf einmal die Schaufenster und Türen der bretternen Buden und zeigten den entzückten Blicken der Kunden, was eine jede feilbot, für keinen anderen Preis als einen Dank, ein Lächeln, einen Knix, einen verstohlenen Händedruck, je nach der Maske, Charakter und Absicht. Zuckerwerk, kleine Vögel in artigen Käfigen, Blumensträusschen mit und ohne Sinnspruch, Bonbons, Bänder, Artikel der Toilette, alle jene tausend Kleinigkeiten, die dem Überfluss so notwendig sind, gingen reissend ab und machten von Hand zu Hand die bewunderte Runde. Die Königin sogar hielt es nicht unter ihrer Würde, als Russin verkleidet – in schwarzem Mieder und feuerfarbigem Rock aus einfachem Wollenzeug, aber unzählige, dicke, lange Schnüre von [122] echten Perlen um den Hals geschlungen – die Damen und Herren zu beschenken, welche ihrer Bude zu nahen eingeladen wurden. Gleichzeitig mit diesem lustigen Handel in den Fensternischen des Saales schlug in einer anderen Ecke von Marktschreibern unter Trommelschlag und gellendem Trommelton einer von diesen Zelt und Tisch auf. Der Director eines Marionettenspiels lud zu seiner Vorstellung mit lautem Geschrei ein und erklärte dabei, alles auf französisch, wie der Teufel den armen, aber grundschlechten Pulcinello am Ende holt. Beissende Spässe regneten nach allen Richtungen, ohne dass die hohe „Polizei“ – und ihr Oberhaupt war selbst zugegen, in einen Kapuziner maskiert – die sonst so offenen Ohren aufgesperrt oder die lange Hand ausgestreckt hätte. „Non, non, mon ami“ schrie die Stimme des Directors, als Pulcinello seine Frau prügelte, „il est bien permis de tromper sa femme en public, mais il ne faut jamais la battre que chez elle. On te mettra au castel, triste prison, où tu mangeras du pain et boiras de l'eau“. Laut schallendes Gelächter, während dessen einzelne Zuschauer weiterzogen zu einem Quacksalber, der im Scharlachrocke, unter einer grossen gepuderten Flachsperücke, mit Manschetten aus Papier und einem riesenhaften Fächer angetan, seine Kranken auf dem Markte behandelte: Voilà messieurs et dames; nur heran, als heran! Hier is ssick su sseen, wie ein Franzos eine blinde Ess ssein Staar stickt! Kost gar nix, sseine sser outerhalti! Voilà, Mesdames et Messieurs, wie die Franzos eine alte Ess ssein lange Sopf abeneit! Kost gar nix, ssein sseer lustik!“ Der blinde Hess, eine sehr charakteristische Figur aus der bekannten alten Schule, krümmte sich gewaltig unter der ungeheuren Nadel und

Scheere des Arztes, welche ihm in das trübe Glasauge stach und den langen, steifgewickelten Zopf mit kühnem Schnitte amputierte. Wiederum schallendes Gelächter, und wiederum weiter zu dem italienischen Improvisatore, der seine Kanzonetten in neapolitanischem Volksdialecte absang und mit der Guitarre begleitete, zu dem Sklavenmarkt, wo ein bärtiger Türke Frauen aller Farben und Formen ausstellte, zu der französischen Bauernhochzeit, der russischen Bauernschenke, dem westfälischen Bauerntanze, von einem Bild, von einem Kreise zum andern, die in holder Verschlingung einander ab- und auflösten und, wie im treuesten Spiegel, Gestalten und Szenen jeder Zeit und jeder Zone wechselnd vorüberführten. ...“

Aber selbst im Jahre 1812, als die wirtschaftliche Not schon auf's Höchste gestiegen, der Krieg mit Russland in unmittelbare Nähe gerückt war und für denselben die westfälische Armee schlagfertig sein sollte, liess dies alles Jérôme, der in rein gesellschaftlicher Beziehung eine bestrickende Persönlichkeit gewesen sein muss, vollständig unbekümmert. Ja, selbst der drohende Staatsbankerott hielt ihn nicht davon ab, wieder die Freuden der Faschingszeit in vollen Zügen zu geniessen. Und so rollten während der ganzen Faschingszeit die fälligen Maskenbälle, wie am laufenden Band – um ein modernes Schlagwort zu gebrauchen – wieder ab. Der ernste und nur widerwillig mitmachende Justizminister Siméon musste mit einer glänzenden Festlichkeit den Reigen beginnen, den dann der Finanzminister Malchus Graf von Marienrode fortsetzte. Es folgten der Oberzeremonienmeister Graf Bocholtz mit einer Maskenredoute, nach ihm der Hofmarschall Baron de Boucheporn. Allwöchentlich gab es auf Kosten des Königs, der auch seinen Ministern mit freigebiger Hand Zuschüsse bewilligte, Maskenfeste im Theater und im Schloss. Die Feste, die der Hofmarschall Baron von Boucheporn in seinem Palaste gab, wurden im „Moniteur de Westphalie“ ganz besonders gerühmt. Christian Burger, der aus direkten Quellen schöpfte, hat im Hessenland 1925 in einem Artikel über „Casseler Maskenfeste“ auch eine reizvolle Schilderung gerade über die Feste beim Hofmarschall gegeben. In seinem Palast [123] gebot – wie Burger schreibt – der Hofmarschall über eine Zimmerreihe in zwei Häusern, die miteinander verbunden sind. Die vordere Reihe der Zimmer strahlte im Glanz der hellen Kronleuchter und versammelte die Masken zum Tanz; die hintere Reihe war durch Kunst und Geschmack zu blühenden, duftenden Laubgängen, Nischen und Tempeln umgeschaffen, die vom gemilderten Schein transparenter Erleuchtung im Mondglanz zu schimmern schienen. Kristallene Spiegel, die raffiniert angebracht waren, vervielfachten die Gegenstände und erhöhten die Magie der reizenden Anordnung. Mehr als anderswo war Raum in den Tanzsälen, weil diese bezaubernden Haine alles anzogen, und hier sank manche neidische Maske, und die Bekannten erkannten sich. –“

In einem anderen Maskenfeste war als Motiv die Nürnbergsche Zeit Dürer's gewählt. Man wusste sich also mit Geschmack zu unterhalten. Die letzten drei Tage waren der öffentlichen Verkleidung gewidmet, und auch Burger schreibt, dass bei dem Neuen der Sache die Casselaner nur ganz schüchtern mitmachten, aber die mitunter recht drolligen Maskenaufzüge gewährten schliesslich dem Volke ein für dasselbe zwar ungewohntes, dann aber doch recht willkommen aufgenommenes Schauspiel.

Ausser den Redouten wurden im französischen Hoftheater Fastnachtspossen aufgeführt. Molières unsterblicher „Le Bourgeois Gentilhomme“ erschien zur Faschingszeit auf dem Programm, und in den Szenen, wo der reichgewordene Parvenu Jourdain seine Feste feiert, fand sich willkommene Gelegenheit, alle möglichen Fastnachtsscherze, in denen der gallische erfindungsreiche Esprit unerschöpflich schien, anzubringen.

Weite Kreise der Casseler Bürgerschaft blieben dem bunten Karnevalstreiben unter Jérôme ganz fern, ja von der grossen und vornehmen Welt lebten viele recht zurückgezogen. Nur der eigentliche Hof Jéröms, der französierte Teil des hessischen Adels, die anwesenden ausländischen Glücksritter stürzten sich in den Faschingstaumel und in den Strudel der Vergnügungen, die das ganze Jahr nicht abrissen.

Aber nun sehen wir uns mal die Kehrseite der Medaille an. In einem Gesandtschaftsbericht des französischen Gesandten, des Grafen Reinhard, an den französischen Aussenminister spiegelte sich die ganze Lage etwas anders wider. Der vom Hofe entfaltete Glanz war nur trügerischer Schein und konnte nur dem Oberflächlichen den wahren Stand der Dinge verbergen. In dem erwähnten Gesandtschaftsbericht hiess es: „Es besteht ein allgemeines Unbehagen, aus dem Unbehagen erwächst Missvergnügen. Das Missvergnügen kann oder muss den Wunsch nach Veränderung zeitigen. Es herrscht eine Gedrücktheit, die sich bei einigen Gesellschaftsklassen dem Elend nähert, ein Elend, das in manchen Familien an Verzweiflung grenzt; es herrscht Verarmung, Unsicherheit der Vermögensverhältnisse, geringe Hoffnung auf die Zukunft, Verfall des öffentlichen Credits und geringe Achtung vor der Regierung.“

Übrigens findet man auch recht interessante Stimmungsbilder über das öffentliche gesellige Leben in der westfälischen Zeit in einem im Jahre 1814 erschienenen und „Die französische Garküche an der Fulda“ betitelten Buche. Niemals gab es in Cassel eine so grosse Anzahl von Kaffeehäusern, wie zu jener Zeit, wo es tatsächlich in Cassel von Franzosen wimmelte. Der ständige Besuch von Kaffeehäusern, die vielfach auch von Franzosen unterhalten wurden, gehört nun mal zur liebge gewordenen Gewohnheit der Franzosen. Dort versammelten sie sich, pflegten ihre oft recht temperamentvollen Unterhaltungen und spielten damals schon gern Billard. Natürlich verkehrten in den einzelnen Kaffeehäusern ganz bestimmte Kreise. Hier trafen sich die Angestellten des Hofes, die königlichen Marställer und französischen Kuriere, dort wieder die Heeresangehörigen. Im Café des Juifs nisteten sich die [124] israelitischen Staatsbürger ein. Natürlich war dort die erste, „bessere“ Gesellschaft nicht zu finden. Aber diesem Café war während der Messe und der Karnevalszeit das Recht zu Pharaobank, zu Roulette und anderen Hazardspielen verliehen. Hier wurde also hauptsächlich „gejeut“. Hessische Patrioten besuchten natürlich kaum die spezifisch französischen Kaffeehäuser.

Wie es nun besonders die Franzosen vorzüglich verstanden, aus dem tollen Treiben der bunt zusammengewürfelten internationalen Gesellschaft der einstigen westfälischen königlichen Residenz Kapital zu schlagen, das beleuchtet ein typischer, in dem vorerwähnten Buche geschilderter Fall. Es heisst darin u. a.:

„Eine Zeitlang debütierte auch Herr Bernard, königlicher Opersänger, als Cafetier in der Frankfurter Strasse, und es gelang ihm schon in den ersten Tagen, sein Haus zu einem „Café des Comédiens“ zu erheben. Er hatte sich für 300 Thaler Wein verschrieben, den sich seine Herren Kollegen so gut schmecken liessen, dass es in der Zeit von drei Wochen schon einer zweiten Lieferung bedurfte. Die erste sollte vorher bezahlt werden, aber Herr Bernard und seine Kunst- oder vielmehr Weingenossen hatten kein Geld, und der Lieferant musste Beschlag legen auf die Gage des tragikomischen Cafetiers. Überdies gaben Sr. Majestät der König ihr Missfallen zu erkennen über einen Nebenerwerb dieser Art von Seiten eines ohnehin teuer genug bezahlten Hofschauspielers, und nicht so fast dadurch, als von baarem Schaden abgeschreckt, überliess Bernard sein Schild seinem Compagnon, dem Musicus Gr – – m und dieser bald darauf das seinige dem Schweizer Herdt-André. – –“

Wie sich wieder andere Kreise der Casseler Bevölkerung, insbesondere die niederen Bevölkerungsklassen, Sonntags bei Tanz und Trunk vor den Toren der Stadt amüsierten, wie sich die besseren Bürgerkreise während der Wochentage im geselligen Zeitvertreib zusammenfanden, wie viele der besseren Stände ganz ostentativ den Verkehr mit den Franzosen mieden, dann aber wieder mancher Gelegenheit des Zusammenseins mit den Fremden doch nicht gut entgehen konnten, dies alles ist auch in der „Französischen Garküche an der Fulda“ originell und eingehend geschildert:

„In den Gärten vor den Thoren der Stadt diesseits bei Oestreich und jenseits bei Schaumburg teilt sich nicht nur das Publikum, sondern auch in abgesonderten Gesellschaften die höheren Stände. Wo man oft des Sonntags den Jan Hagel noch tanzen und den blauen Montag feiern sah, in demselben Saale bei Schaumburg wurden im Jahre 1809 Bälle, Thés dansants und Konzerte gegeben. Diese Gesellschaft, welche unter dem Namen „Odeon“ grösstenteils aus Personen bestand, die nicht Cour- und Assembleen-fähig waren, nahm bald ein klägliches Ende. Obgleich der Fussboden des Tanzsaales zu dieser Bestimmung jedes Mal gewaschen und alle Fenster gelüftet wurden, blieb doch von der gemeinen Tanzgesellschaft des vorigen Tages eine solche Menge Flöhe zurück, dass jetzt die vornehmen Damen, ihre Beine kreuzweise übereinandergelegt, stets nur beschäftigt waren, mit ihren zarten Fingerchen den Stich abzuwehren und dadurch zu verhindern, dass ihre seidenen Strümpfe nicht das Ansehen von pechschwarzen Stiefeletten erhielten. Überdies meldeten sich Husten und Schnupfen, die nach und nach die ganze Gesellschaft ansteckten, als Folgen der Feuchtigkeit des noch nicht lange vorher genetzten Fussbodens. Auch die Mitglieder der königlichen Kapelle, welche sich hier unentgeltlich engagiert hatten, wurden – zwar nicht satt – doch müde, die ganze Nacht in Bewegung und Arbeit zu seyn, dafür [125] aber sich mit nichts weiter erfrischt zu sehen, als mit einigen Tassen Tee.“

„Die Cassel'schen Familien flüchteten sich lieber in ihre Privatgärten, als in öffentlichen Gärten den Umgang mit ausländischen Teutschen und mit Franzosen zu suchen. Dasselbe gilt auch von den Franzosen, die gewöhnlich nur einzeln solche Gärten besuchten und, überzeugt, dass sie den Frohsinn teutscher Gesellschaften mehr stören, als fördern würden, auch ihre Privatgärten oder Landpartien mit ihren Landsleuten vorzogen.

Jedoch machten die Konzerte und Bälle bei Herrn Oestreich eine Ausnahme, und man sah sehr oft beide Welten, die *althessische* und *neufranzösische*, dabei vereinigt miteinander. Die Sonntagsbälle, ein wahres musikalisches Quodlibet von Gesellschaft, gingen ungestört ihren Gang fort, wie bei Schaumburg, es wurde sans gône im Saal mitten unter den Tanzenden, und oft gar mit der brennenden Pfeife im Munde, getanzt; ehrbare Bürgersfrauen und -töchter nahmen kein Ärgerniss an bekannten Freitänzerinnen, und die *P o l i z e i*, 6-8 Mann hoch, sass ruhig in dem Vorzimmer an den Büffets, auch ihr Pfeifchen rauchend und mit dem Besten zufrieden, was der Wirt nebst den taxmässigen Vigilanzgebühren ihr darreichte. Der Zuschauer fühlt sich seit dem unseligen Ende der französischen Polizei ordentlich erleichtert, den gewöhnlichen Tross dieser Herren und ihre naseweise Zudringlichkeit mitten im Saale nicht mehr zu erblicken. – –“

Nun, allzulange dauerte auch der ganze Spuk nicht mehr. Das Königreich von Westfalen zerfiel wieder, der erste Kurfürst kehrte in seine Residenz zurück zur Freude aller hessischen Patrioten, die bei vielen allerdings nicht anhielt, denn für Sensationen, an die man sich in Cassel allmählich gewöhnt hatte, war in der Residenz des noch spießbürgerlicher gewordenen Fürsten kein Platz mehr.

Um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts war in Cassel das „grosse Casino“ der Brenn- und Sammelpunkt der vornehmen Gesellschaft. Bezeichnenderweise löste sich diese nur der Geselligkeit und dem Frohsinn gewidmete Gesellschaft im Jahre 1810 unter den Unzuträglichkeiten, die die Spionenriechei der geheimen Polizei Jérôme's mit sich brachte und wo schliesslich bei der Spaltung der Geister jeder den anderen für einen Spion hielt, von selbst auf. Vor weit mehr als hundert Jahren waren es hauptsächlich der „Abendverein“ und die „Euterpe“, wo sich weite Kreise der Casseler Gesellschaft trafen oder sich zu geselligen Zwecken vereinigten. Der aus der damals aufgelösten Freimaurerloge hervorgegangene „Abendverein“ umschloss vorzugsweise die Kreise des höheren Kaufmannsstandes, während sich wohl in der „Euterpe“ Menschen verschiedener Stände zusammenfanden.

Eine interessante Quelle für den Ablauf des geselligen Lebens der besseren Casseler Gesellschaft in den Biedermeierjahren bieten fraglos die Oetker'schen Lebenserinnerungen, wie auch andere Aufzeichnungen von Zeltgenossen. Dingelstedt, der Freund Oetkers war wie letzterer jung und geistreich. Beide waren wohl befähigt, dem geselligen Leben einen lebhaften Auftrieb zu geben. Aber beide waren für die bedächtigen, auf äussere Formen sehr bedachten Casseler der besseren Gesellschaft, die sich im „Abendverein“ zusammenfand, zu stürmisch und zu wenig förmlich. Oetker sagt an einer Stelle:

„Dingelstedt brachte Leben und Bewegung. Kaum hatte er sich umgesehen, so erschienen in Lewald's Europa Kasseler Bilder, und die ganze Stadt geriet in Gärung. Ich bekämpfte ihn scheinbar in der „Zeitung für die elegante Welt“ und machte die Sache noch ärger. Wir hatten uns in den Abendverein, einen der angesehensten Geselligkeitskreisen Cassels, aufnehmen lassen; allein bald darauf war Dingelstedt genötigt, „auszutreten“, und ich fand mich demnächst veranlasst, mich förmlich aus-[126]stossen zu lassen.“

Oetker hat sich, wie es heisst, unangenehm im Abendverein schon dadurch bemerkbar gemacht, dass er statt im Frack mit schwarzem Oberrock und im Garten mit Hut und Stock erschienen war. Die Ausstossung aus dem Abendverein, die ja, wie er selbst zugab, wohl seinerseits etwas provoziert war, machte er in Form einer Todesanzeige öffentlich bekannt und verbat sich dabei alle Beileidsbezeugungen, fügte aber mündlich hinzu – was natürlich schnelle Verbreitung fand – dass er den Abendvereinsbeschluss *als Empfehlung* benutzen werde, sobald er es für gut finden werde, sich bei einer anständigen Gesellschaft zur Aufnahme zu melden.

In Wirklichkeit gründete Oetker bald darauf selbst eine Abendunterhaltung, die später nach ihm allgemein die „Oetkerei“ genannt wurde. Haupttendenz der neuen Gesellschaft war Tanz und gesellige Vergnügungen. Viele aus den anderen geselligen Vereinigungen, besonders Damen und Herren der jüngeren Generation, denen der herrschende Kastengeist längst leid geworden war, wechselten zu ihm hinüber. Die von Oetker eingeführten Abendunterhaltungen, die jetzt die Form eines richtigen Vereins annahmen, sollten aber schon einen mehr künstlerischen Anstrich bekommen. Nicht nur getanzt wurde länger, sondern es fanden auch literarische und künstlerische Vorträge, wie auch Schausstellungen statt. Unter den Hauptkräften dieser neuen Gesellschaft waren infolgedessen meistens Künstler oder künstlerisch begabte Mitglieder der Casseler Gesellschaft. Unter ihnen taten sich ganz besonders hervor: der Maler und Architekt Gottlob Engelhardt, die Maler August Bromeis, des Coudres, Karl Nahl, Primavesi, der Dichter und Musiker Schädel, der Obertribunalrath Otto Bähr, der spätere grosse Rechtsgelehrte, ein feinsinniger Musiker und fertiger Klavierspieler, – die Malerin Karoline von der Embden mit ihren talentvollen Schwestern, Lina konnte, wie Oetker erzählte, alles, sie zeichnete, malte, sang, stellte lebende Bilder und war bei Liebhabervorstellungen die beste Bühnendarstellerin, tanzte mit Engelhardt und Bromeis italienische Tänze, ohne eigentlich schön zu sein, mit grosser Anmut, Liebenswürdigkeit, guter Laune und Anspruchslosigkeit.

Im Winter waren natürlich Haupttage und -Abende: Fastnacht und Sylvester. Abgesehen von weiteren Ausflügen nach der neuen Mühle und nach dem Eichwäldchen wickelten sich die Sommervergnügungen meist in Gärten vor den Toren ab. Am heitersten gestalteten sich diese auf dem sog. Bunten Bock in der Nähe der Kaffeemühle. Aber auch grössere Landpartien wurden im Sommer veranstaltet, denen Dingelstedt durch dichterische Ansprachen, etwa in der Art:

„Das nenn’ ich mir noch wackre Leute,
Die flugs den Bann der Stadt entflohn,
Sobald der Junge Lenz wie heute
Sie ladet mit der Lerchen Ton“ usw.

besonderen Reiz verlieh. An den Maskenscherzen beteiligte sich auch gern der Bildhauer Werner Henschel, und gar manche Darstellung voll Heiterkeit und Lust fand in seinen eigenen kunstgeschmückten Räumen zwischen den Abgüssen seiner Löwen, Kamele und sonstigen Meisterwerke statt.

„Solche Maskeraden, wie wir sie veranstalteten“ – so erzählte Oetker – „waren übrigens seit langen Jahren in Cassel als gesetzlich unstatthaft betrachtet und polizeilich verhindert worden. Ich musste das Recht zu derartigen Aufführungen erst förmlich erstreiten, was dann in der ganzen Stadt, ja im ganzen Lande – den Kurfürsten und seine Umgebung ausgenommen – die grösste Freude

erregte. Von vielen Seiten sind mir schriftliche Anerkennungen nebst tief gefühlten Dank als Verteidiger der Rechte zugegangen. --“

[127] Am 11. Mai 1842 bestrafte das Polizeigericht Oetker wegen Veranstaltung von Tanzmusik an einem öffentlichen Orte, obgleich es sich um einen städtischen Saal handelte und die Gesellschaft eine geschlossene war; das Oberappellationsgericht sprach ihn aber frei. Im darauffolgenden Jahre stand Oetker wieder vor dem Gericht wegen Sabbath-Vergehens, wurde dafür bestraft, aber auch wieder im Berufungswege freigesprochen, zur Freude der tanzlustigen und polizeifeindlichen Jugend. In dem Advokaten Oetker, dem späteren kampflustigen und gefürchteten Politiker wie Publizisten, kreiste leidenschaftliches Blut. Neben seinem poetischen Talent war auch sein gesellschaftliches nicht zu unterschätzen, und in seiner Sturm- und Drangzeit erwies er sich, wie wir sahen, als ein vollendeter „Maître de plaisir“, der, ästhetischen Bestrebungen zugetan, der Jugend beiderlei Geschlecht Gelegenheit für gesellige Genüsse in seiner „Oetkeri“ in Form von feenhaften Bällen und anderen Festlichkeiten gab, wo man Theater spielte, lebende Bilder stellte und wo auch manches zum Ehebunde führende Liebesband geknüpft wurde. Nach langen Jahren gesellschaftlicher Öde wurde durch Oetker und seinen grossen Anhang wieder etwas Schwung in das Casseler gesellige Leben gebracht.

War am Hofe des ersten Kurfürsten die Geselligkeit auf den toten Punkt angekommen, so änderte dies sich wohl etwas, als Wilhelm II. zur Regierung kam. Im Gegensatz zu seinem Vater liebte er Prunk und gesellschaftliche Repräsentation. Nun war und blieb aber bei vielen der besseren Gesellschaft die Gräfin Reichenbach ein Stein des Anstosses. Sie nahm die Stelle der Kurfürstin Auguste ein, die grämlich zurückgezogen auf Schloss Schönfeld lebte. Die Reichenbach war stets an der Seite Wilhelms II. bei seinen Ausfahrten nach den Schlössern Wilhelmshöhe und Wilhelmsthal. Im Theater nahm sie neben ihm Platz in der grossen Prosceniumloge. Sie präsierte bei den Bällen, Empfängen und Gala-Diners, die in den prunkvollen Räumen des Palais auf dem Friedrichsplatze oder in ihrem eignen Palais veranstaltet wurden. Mit dem Hofe wollte aber weder die bessere Gesellschaft in Cassel, noch der hessische Adel es verderben. Wohl oder übel mussten sie die Gräfin Reichenbach anerkennen, und der Kurfürst suchte diese Gefügigkeit, zu der man sich schliesslich bereit fand, durch Entfaltung von verschwenderischem Prunk bei der Hoffesten zu entgelten. Manches glänzende Bild entrollte sich auf diesen Festen. Unter anderem wurden nach den Gemälden der Casseler Galerie lebende Bilder gestellt, bei denen junge Damen und Herren des Hofes unter Leitung der Maler von der Akademie mitwirkten.

Hierbei wirkte auch u. a. Louise von Meysenbug, die Schwester der berühmten Malwida, mit, und die von ihr dargestellte Gestalt der Judith nach dem Lukas Cranach'schen Bilde muss so wirkungsvoll gewesen sein, dass man noch Jahrzehnte, in der Casseler Gesellschaft davon gesprochen hat.

Auch Lotterien wurden veranstaltet, wobei Gewinne bis zu tausend Thaler vorkamen, Christbescherungen fanden in feierlichster Weise statt, und nach allen diesen Veranstaltungen hielt dann die Gräfin Reichenbach in mit Brillanten übersäten Toiletten Cercle ab, eine Rolle, die eigentlich der

Kurfürstin zukam, deren sich aber die Reichenbach mit angelernter Würde höflich, indes doch kalt entledigte.

Nur wer jene Zeit in Cassel miterlebt hat, konnte die Atmosphäre, die jenes für das Land so unglückliche Verhältnis des Kurfürsten mit der Reichenbach schuf, richtig kennzeichnen. Zwei Menschenalter später versuchte es in einem Rückblick auf diese Periode ein alter Casselaner, der Galerie- und Akademie-Direktor Siegismund Ludwig Ruhl:

„Es war“ – so schrieb er – „als ob ein zerstörender Nachtfrost über die Gesellschaft sich ausbreitete. Nur die völlig Unabhängigen [128] blieben von Unannehmlichkeiten, die den minder Sichergestellten bereitet wurden, unberührt, aber sie standen auch wie alle, die sich nicht beugen wollten, isoliert. Wer von der Kurfürstin bevorzugt zur Tafel gezogen, in ihre Abendzirkel befohlen wurde, konnte sicher sein, dass ihm solche Gunst von der Reichenbach übel vermerkt und – ging es an – noch übler vergolten wurde. – ... Ich habe Männer, die heranwachsende Söhne zu versorgen hatten und weniger eignes Vermögen besaßen, bei dem Namen der Gräfin Reichenbach blass werden sehen und es ihnen nicht verdenken können. Mancher, den man stark geglaubt, wurde schwach befunden, andere verliessen die Fahne und befanden sich wohl dabei, zerscheitert und niedergerissen wurde viel des liebgewordenen, herkömmlichen Alten, wenig kam von dem auf, was den Geist erfreut. Ein kleinliches, gehässiges Zutragen über Tun und Lassen der Familien kam auf und drang wie ein schneidender Ostwind in das Innere der Häuser.“

In Kurhessen hatte sich alles ihrem Einfluss zu beugen. Selbst bis zu den höchsten Staatsbeamten hinauf buhlte man um ihre Gunst, und der Kurfürst sogar nahm zu Anträgen der Behörden erst nach Rücksprache mit ihr Stellung.

Ganz ungesellig wurde aber der Hof wieder unter dem letzten Kurfürsten, aber vielleicht bestimmt durch den frischen Zug, den die Oetkerei in das ganz verknöcherte Casseler gesellige Leben hineingebracht hatte, liess sich derselbe noch als Kurprinz im Jahre 1842 und den darauffolgenden Jahren herbei, die in früheren Zeiten üblichen Maskenbälle im Hoftheater in Verbindung mit einem grossen Hofballe wieder aufleben zu lassen. Sämtliche Geladene mussten kostümiert erscheinen. Die Herren trugen meistens Dominos über ihren Galauniformen, die Damen erschienen in kostbarsten Phantasietoiletten. In der grossen Loge des ersten Ranges nahmen die Personen höchsten Ranges, insbesondere die Gesandten mit ihren Gemahlinnen neben dem Kurprinzen mit seiner Familie Platz. In grosser Opulenz wurden exquisit zubereitete Speisen und köstliche Weine gereicht. Unten im Theaterraum entwickelte dann das Publikum in toller Faschingslaune ein zwangloses Treiben, ohne sich irgendwie durch die Gegenwart des Hofes stören zu lassen. Ja, die Herren der Hofgesellschaft, die von den Rängen dem Karnevaltreiben zuschauten, mischten sich dann bald unter das Publikum und machten tanzend das ganze heitere Treiben mit. Aber schon nach wenigen Jahren unterblieben diese Bälle wieder. Vielleicht wurde das zu den Theaterbällen zugelassene Publikum allmählich zu gemischt.

In den Jahren 1846-48 machte sich durch den Bahnbau ein sich in mässigen Grenzen haltender wirtschaftlicher Aufschwung geltend. Es wurde wieder mehr Geld als bisher verdient, und Rückwirkungen auf das gesellige Leben konnten da nicht ausbleiben.

Wie es die besseren Bürgerkreise ganz unabhängig vom Hofe schliesslich auch verstanden, geschmackvolle Feste zu arrangieren, und dabei mit dem Gelde nicht knauserten, lassen Erinnerungen aus dieser Zeit erkennen, die Leonie von Bodenhausen aus den Aufzeichnungen ihrer Mutter, der Frau Oberstleutnant Ida Milson, zusammengestellt und veröffentlicht hat. Der erste Gatte der Frau Milson war der Ingenieur Philipp Wachsmann, der eine der ersten hessischen Bahnstrecken baute und dabei sicher recht grosse Einnahmen erzielte, die ihm und seiner Frau erlaubten, auf grossem Fusse zu leben.

In den Aufzeichnungen heisst es nun:

„Die intimste Freundschaft wurde mit der Familie des Landsyndikus Dirks geschlossen, die eine prachtvolle Wohnung in dem palastähnliche Ständehaus bewohnte. Die heitere Frau Dirks und auch ich wünschten [129] uns, einmal einen Ball zu geben; der lebenslustige Herr Manché war sofort bereit, das Nötige zur Erfüllung unseres Wunsches zu veranlassen. Nur fürchtete er, nicht genügend Tänzer und Tänzerinnen zu finden. Doch Frau Dirks wusste Rat; als ein Kasseler Kind, überall beliebt, besass eine Menge Freundinnen; sie schrieb deren Adressen auf, wie auch diejenigen der ihr bekannten jüngeren Offiziere von der Garde du Corps. Da mein Gatte durch den Eisenbahnbau behindert wurde, fuhr Manché in seinem hocheleganten Wagen bei den bezeichneten Herren und Damen vor, liess durch den Diener seine Karte abgeben, und einige Tage darauf empfing er die Gegenbesuche der Herren, während ich die Besuche der Damen erhielt. Endlich kam der Ballabend. Die jungen Mädchen, begleitet von ihren Müttern sowie die jungen Frauen trugen reizende, aus duftigen Stoffen angefertigte Kleider. Mich selbst schmückte mein schönes Brautkleid, das mit weissem Krepp und grossen weissen Moosrosen garniert war. Saal und Treppe zeigten feenhafte Dekorationen. Orangenbäume und seltene Gewächse waren aufgestellt, dazwischen Postamente mit Vasen, in denen herrliche Blumen dufteten. Das Orchester umhüllte eine Wolke von rosa und weissem Tarlatan; es blieb dadurch unsichtbar, und das verstärkte den Eindruck der schönen Musik. Das Souper, natürlich auch von Herrn Manché zusammengestellt, spottete in der Reichhaltigkeit seiner Genüsse jeder Beschreibung. Das gute sparsame Kassel hatte derartiges noch nicht gesehen. Die Geschenke in dem damals üblichen Kotillon bedeuteten kleine Kostbarkeiten. ...“

Solche Ballfestlichkeiten waren natürlich in Kassel Ausnahmereischeinungen, denn sonst verlief das gesellige Leben eintönig und in anspruchloser Bescheidenheit. Im engeren Bekanntenkreise besuchten sich die Familien in zwangloser Form, grosse Tafeleien verbot die allgemein geübte Sparsamkeit.

Aus seiner Kindheit schildert Otto Bähr in seiner im Jahre 1884 erschienenen kulturgeschichtlichen Skizze: „Eine deutsche Stadt vor sechzig Jahren“, wie Kassel's bessere Stände in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts im Sommer in ihren freien Stunden Erholung und gesellige Freuden suchten;

„Zum Sommerbesuch gab es, vor Schaffung der Felsenkeller, für die besseren Stände nur einen Vergnügungsgarten. Es war der vor dem alten Wilhelmshöhertor gelegene Henkel'sche Garten. Um einen Rasenplatz herum war eine Anzahl Lauben, in welchen die Honoratioren der Stadt, namentlich an Sonntagen, ziemlich steif dasassen und Kaffee oder Tee tranken. Es würde für uns Kinder zum Verzweifeln langweilig gewesen sein, wenn nicht zugleich ein Karussell vorhanden gewesen wäre, welches mitunter in Betrieb gesetzt wurde, was natürlich sehr interessant war.

Der dicht bei Kassel liegende Auepark wurde trotz seiner Schönheit nur wenig besucht, da er unbefriedigende Wirtschaftsverhältnisse darbot. Nur am ersten Pfingsttag strömte gerade wie jetzt alles dorthin. Auch besuchten Familienmütter den in der Aue gelegenen Tiergarten, wo von alter Zeit her Hirsche und Rehe, sowie die dortige Fasanerie, wo Gold- und Silberfasanen, Perlhühner und ähnliches Geflügel gehalten wurden und sich im Freien bewegten. Das war für Kinder ein grosser Spass. In der Fasanerie konnte man auch den lebendigen Uhu sehen, der in der Wolfsschluchtszene des Freischütz mitspielte. Diese Stätten der Kinderfreude sind nun längst eingegangen. – –“

Später waren die auch von Bähr erwähnten Felsenkeller wohl der beliebteste Sommeraufenthalt der Kasseler Familien. Dort tranken die Damen, die zu damaliger Zeit sonst in öffentlichen Restaurants kaum verkehrten, bei guter Militärmusik ihren Kaffee.

[130] Wer zur Hofgesellschaft des letzten Kurfürsten gehörte, musste sich an diesem recht spiessbürgerlichen Hofe recht und schlecht langweilen. Die Gattin des Kurfürsten, die Fürstin Hanau, oder die Gertrude, wie sie im Volksmund hiess, sicher eine ganz vorzügliche Mutter, sonst aber recht hausbacken, hatte sich ihre Vertrauten, die aus kleinen Verhältnissen stammten, aus Bonn mitgebracht. Der Kreis um den Kurfürsten war also gerade nicht geeignet, den Unterhaltungen am Hofe eine besonders geistige Note zu verleihen.

Joachim Kühn hat in seinem Werke „Das Ende einer Dynastie“ die Ausführungen einer Hofdame gebracht, die in den fünfziger Jahren der dritten Tochter des Kurfürsten als Erzieherin oder Gesellschafterin beigegeben war. Was diese Dame über ihre Erlebnisse – in lebendig abgefassten Aufzeichnungen – am Casseler Hofe hinterlassen hat, beleuchtet recht stimmungsvoll das Hofleben, das unter ödester Langeweile litt. Den Kasseler Hof nannte die mit viel Mutterwitz begabte Hofdame ein „Asyl der Alltäglichkeit“.

„Toilette und Theater“ erzählte sie später „das waren fast unsere einzigen, zwar harmlosen und ungefährlichen, aber doch ausgiebigen Themata der Unterhaltung, und wie verstanden wir das Ausbeuten derselben! Ich glaube, die Zeitungsschreiber sehen der sauren Gurkenzeit mit nicht halb so bänglichen Gefühlen ins Gesicht, als wir das Herannahen der Theaterferien entgegenblickten, denn wovon sollten wir uns in aller Welt unterhalten, wenn „die Eifersüchtigen“ oder „er ist nicht eifersüchtig“ oder „wer isst mit“ nicht mehr kritisiert werden konnte. Da das Wetter noch obendrein von uns nicht verhandelt werden durfte, sondern ein für allemal zum herrschaftlichen Monopol erhoben worden war. Und wären die „Eifersüchtigen“ auch hundertmal hintereinander gegeben worden, das

Theater musste allabendlich von uns besucht werden; denn an allen Abenden, wo es kein Theater gab, und der Thee en famille eingenommen wurde, fiel die Aufgabe, den Fürsten zu amüsieren, und bei guter Laune zu erhalten, seiner Gemahlin anheim, und wir alle wussten, dass diese Aufgabe keine leichte und nicht immer lösbar war, so dass weder Thee noch Würfelspiel sich jederzeit als genügende Opiate erweisen könnten, um die etwas gefährlichen Wallungen des leicht irritierten landesväterlichen Blutes niederzuschlagen. Zuweilen nur, wenn ein klassisches Stück gegeben wurde, da wählte man unter zwei Übeln das kleinste: dann wurde selbst das Familienstück am häuslichen Herd und das simple Gebräu des Familientees der Lessing- Schiller- oder Grillparzerschen Diät vorgezogen, und das Hofpersonal jubelte – aber natürlich leise und heimlich – denn niemand macht sich wohl einen Begriff davon, wie gründlich und tief wir den Theaterdienst verabscheuten.“

Später gibt sie allerdings zu, dass die Eintönigkeit des Hofes durch einige Bälle, im Laufe des Winters unterbrochen wurde. Obwohl sie auch nicht unterhaltend waren, boten sie dem Auge doch etwas. In den prunkvollen Räumen des roten Palais, des reichsten und geschmackvollsten Schlossbaues in Deutschland, fanden diese Bälle statt. Wagen um Wagen hielt auf der Rampe. Im Vorraum auf der grossen Treppe bildete die kurfürstliche Leibwache, die sich aus ausgesucht stattlichen Leuten zusammensetzte, Spalier, und dann beschreibt sie kurz, aber recht anschaulich, wie die Ballfestlichkeiten verliefen:

Im grossen Festsaal gruppierten sich die Damen links, die Herren rechts, sie tauschten flüsternd Begrüssungen und Neuigkeiten aus, bis der Hofmarschall erschien und dreimal mit seinem Stab auf den Boden stiess. Die Türen öffneten sich. Es erschien der Kurfürst im roten Galarock der Garde du Corps, die Brust mit Ordenssternen geschmückt, Helm in der Linken, am rechten Arm Gertrude, dahinter ein Schwarm von Hofchargen, Adjutanten, Ehrendamen; Vorstellungen folgten. Der [131] Kurfürst und Gertrude zogen einzelne Gäste ins Gespräch, dann setzte Musik ein. Die vortanzenden Paare verneigten sich vor dem Kurfürsten und seiner Gemahlin und begannen einen Walzer. Toiletten wurden dann in Augenschein genommen. Gertrude war empfindlich, wenn ein Ausschnitt nach ihrer Ansicht zu tief war. Eine Dame, die sich dieses Verstosses schuldig machte, wurde bei dem folgenden Balle übergangen. Unterbrochen wurde der Ball durch ein Souper, das in den Nebenräumen des grossen Festsaaes angerichtet wurde. 50 Personen wurden geladen, Damen und Herren der obersten Rangklasse.

Im Winter gab es noch einen grossen Ball, den sog. süssen Ball, der seinen Namen dem Umstand verdankte, dass auf ihm nur Süssigkeiten gereicht wurden. Daran nahmen 500 Personen teil, alle, die hoffähig waren.

Schliesslich ringt unsere Hofdame sich aber das Bekenntnis ab:

„Dass man am Kasseler Hof in jenen Jahren am Gähnen – am unterdrückten, halberstickten und unverhohlenen ausgewachsenen Gähnen – etwas geleistet habe, denn es fiel doch auch gar zu wenig vor, was wir hätten besprechen können, und wenn je einmal etwas vorfiel, so durften wir es nie besprechen, der möglichen Gefahr wegen, welche es für den betreffenden Stoffgeber haben konnte.“

Aber flüchten wir uns aus der Hofluft wieder in die ehrsamten Bürgerkreise, die es besser verstanden, je nach ihren Interessen sich gesellige Mittelpunkte zu schaffen.

In der Zeit, als die politischen Wogen in Kassel hochgingen, als zuerst die Verfassung errungen wurde und dann die Kämpfe um ihre Durchführung einsetzten, da fanden sich auch genug Gelegenheiten, sich nicht nur politisch zu betätigen und zu bekämpfen, sondern sich auch in geselligen Zusammenkünften rein menschlich zu begegnen. Zu jener Zeit fanden häufig die sehr beliebten Konstitutions-Schmause statt. Auch bei der damals neugeschaffenen Bürgergarde waren die Fahnenweißen willkommene Anlässe, Feste zu feiern.

Aber eine alle Stände umschliessende öffentliche Geselligkeit gab es bei dem herrschenden Kastengeist kaum jemals in Kassel. Hofbeamte, Staatsdiener, Offiziere und die Bürgerschaft, alle bildeten meist für sich abgeschlossene Gruppen, in denen man sich oft genug mit Anstand langweilte, – und, um nicht der Versuchung anheim zu fallen, politische Diskussionen zu führen, durch die man sich an der Politik des Staates versündigen könnte, spielte man.

In bürgerlichen Kreisen erfuhr das gesellschaftliche Leben eine Veredelung durch die Liebe zur Musik. Die Liedertafel gewann auch in Kassel immer mehr an Boden. Musikvereine wurden gegründet, und damit ging auch ein zwangloserer geselliger Verkehr Hand in Hand. Im Jahre 1859 entstand die Namenlose Gesellschaft, in der sich einige der hervorragendsten Musensöhne Kassels eine Kultstätte schufen. Gründer war der Lyriker und Schriftsteller Karl Altmüller. In der Tabakdose in der Wolfsschlucht fanden sich die rein musisch eingestellten Mitglieder dieser Gesellschaft zu einem feststehenden Abendkränzchen zusammen. Bis fast in die neueste Zeit erhielt sich ein schon um 1830 gegründeter geselliger Verein, das „Lesemuseum“. Hier hatten sich wieder die höheren Beamten zu einer geschlossenen Gesellschaft vereinigt. Wie eng auch die Grenzen dieser Gesellschaft anfangs gezogen waren, so ging man doch später aus einer zuerst ängstlich gewahrten Exklusivität heraus und erweiterte erheblich den Rahmen der im Lesemuseum zusammengeschlossenen Gesellschaft.

In meinen Kasseler Jahren spielte auch das Civil- und Militär-Casino in der Wolfsschlucht gesellschaftlich eine Rolle, das letztere insbesondere in der Vorkriegszeit. Die reinliche Scheidung von Civil und [132] Militär, die sich hier vollzog, war so recht bezeichnend für die Absonderung der Stände. Erst während des Weltkrieges und nach der Revolution verwischten sich, wenigstens rein äusserlich, die Standesunterschiede, und wie es den Anschein hat, sind die Bestrebungen der neuesten Zeit zur gänzlichen Ausmerzungen des Kastengeistes und des Standesdünkels, wie überall auch in Kassel nicht ganz erfolglos.

Übrigens gab es auch in Kassel einen Künstlerverein, der seit den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, ähnlich wie in Düsseldorf, München und anderen Kunststädten, seinen Anteil an den geselligen Bestrebungen der Gesellschaft nahm und diese unterstützte. Mögen sich auch solch grossartigen Künstlerfeste, wie sie z. B. in München zustande kommen, in Cassel nicht haben ermöglichen lassen, so weise doch ein Kasseler Künstler, Reinhard Hochapfel, in seinen Lebenserinnerungen von Veranstaltungen des Künstlervereins im Jahre 1876 und in späteren Jahren zu berichten, die grossen Beifall fanden und mehrmals wiederholt werden mussten.

Einmal wird die Vorführung grosser Transparentbilder erwähnt, die von Kasseler Malern nach berühmten Gemälden geschaffen wurden. So wurden die „Madonna“ nach Murillo, „Flucht nach Ägypten“ nach Rubens, „Hagar und Israel“ nach Schirmer, „Moses“ nach Michel Angelo, „Luna Endymion“ nach Trevisani, holländische Winterlandschafts- und Meeresstrand-Bilder dargestellt, und die Wirkung der künstlerischen Darbietungen durch musikalische Begleitung erhöht.

Von einem anderen sehr erfolgreichen Unternehmen des Künstlervereins gibt uns Hochapfel ebenfalls Kunde: der bekannte Prof. Hugo Schneider hatte ein tragikomisches Stück, betitelt der „Schleier der Kleopatra“, verfasst, und die ersten Kasseler Maler, wie Prof. Scheuren, Kolitz, Neumann und Ihlée, hatten den Vorhang, sowie die sehr eindrucksvollen Dekorationen, „eine Gondelfahrt in Venedig“, „stürmische Meereswellen“, „Pyramiden mit einer Grabkammer“, einen „ägyptischen Prunksaal“ und andere landschaftliche Motive ausgeführt. Ferner wurden zur Erhöhung der eigenartigen malerischen Wirkung der Kostüme und alle Geräte mit Leimfarbe bemalt.

Öffentliche Gaststätten, wie sie heute in grosser Zahl überall zu finden sind, gab es vor hundert und mehr Jahren in Kassel nur in recht begrenztem Masse. Gewiss gab es schon immer Gasthäuser und Wirtschaften, wo gut gespeist, wo Bier, Wein oder Schnaps ausgeschenkt wurde, wo man also richtig zechen konnte. Denn wie in Deutschland überhaupt, so auch in Niederhessen liebten die Männer aller Bevölkerungsschichten die Zechfreuden, die für sie auch Geselligkeitsfreuden waren, ja, die Neigung zum Zechen ging bis in die höchsten Kreise hinauf. Um das Hauptlaster der alten Herren vom Adel – denn auch das Alter schützte vor dieser Torheit nicht – nämlich ihre Schlemmereien und Zechwut einzudämmen, schritt man schon in Jahre 1601 zur Stiftung eines Mässigkeitensordens, also zu einer Art „blauen Kreuz“. Es war dies wohl eine der ersten Mässigkeitengesellschaften, die in der Geschichte vorkommt. Teilnehmer waren teilweise Männer höchsten Ranges, Landgraf Ludwig V., der Darmstädter Vetter der Kasseler Landgrafen, der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz, Markgraf Johann Georg von Jägerndorf, Bruder des Brandenburger Kurfürsten, der Graf Friedrich Heinrich von Nassau, die Grafen von Solms Erbach-Leiningen und andere mehr. Gegen Strafe hatten sich alle Ordensmitglieder verpflichtet, bei einer Mahlzeit nicht mehr als sieben Ordensbecher mit Wein auszutrinken und innerhalb vierundzwanzig Stunden nicht mehr als zwei Mahlzeiten zu halten. Sehr asketisch waren diese Ordensregeln nun gerade nicht. Die bewilligte Dosis an Wein würde heutigen strengen „Blaukreuzler“ beinahe erschrecken. Was für den Adel und die wohlhabenderen Stände der Wein war, bedeutete damals auch schon das Bier für die Bürgersleute und den kleinen Mann.

[133] Über die hessischen Biere und hessischen Trinksitten zu Ende des 16. Jahrhunderts hat uns schon Wilhelm Dilich berichtet. Nach ihm galten die Biere in Hessen als etwas rauh, aber er sieht sich vor, über die Biere, wie über die hessischen Trinker etwas nachteiliges zu sagen. Nur verrät er, dass es beim Zutrinken Sitte war, dass sich die beiden Partner die Hände reichten. Als grober Schimpf und als ungehörig galt es, auf die Aufforderung zum Mittrinken nicht mitzuhalten. Ja, für das Bier gab es schon in früheren Jahrhunderten eine eigene Kultur, und wer die ganz charakteristische Rolle, die das Bier im sozialen und geselligen Leben in Bayern spielt, richtig zu würdigen

versteht, seinen Einfluss auf das öffentliche Leben, wie auf die Geselligkeit ausserhalb des Hauses anerkennt, wird seine kulturelle Bedeutung bzw. seine Wichtigkeit als Kulturfaktor nicht bestreiten.

Aber die hessischen Biere müssen schon den alten Landgrafen nicht immer gemundet haben. Im hannoverschen Einbeck gab es besseres Bier, ja, im späten Mittelalter spielte dieses Bier für Norddeutschland eine ähnliche Rolle wie die heutigen Münchner Biere.

1533 lässt sich von diesem Stoff der Landgraf Philipp ein genügendes Quantum nach Kassel kommen. Auch von Wilhelm IV. weiss man,, dass er das Einbecker Bier zu Zeiten schmerzlich vermisste. Der Landgraf Moritz liess sich bald nach seinem Regierungsantritt eine gewaltige Fuhre von diesem köstlichen Gebräu – man spricht von 12 Kufen – nach der Burg Plesse kommen.

Aber ich will bei der Lobpreisung des Bieres meinen eigenen Faden nicht verlieren. Zu einer Wanderung durch Kasseler Gaststätten, wie sie in Urgrossväter-Zeiten in ursprünglicher Einfachheit bestanden und wie wir sie heute noch – oft auch allerdings in luxuriöser Pracht – antreffen, lockt es mich.

Die Bierbrauer früherer Jahrhunderte hatten oft nur eine Stube, wo sie Gästen ihr Bier vorsetzten. Aus dem Kleingewerbe der Bierbrauer sind in neuerer Zeit, wie in vielen anderen Gewerbszweigen, Grossbetriebe herausgewachsen. Gegen Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gab es in Kassel noch 24 Brauereien, heute versorgen nur noch einige Grossbrauereien die Zecher mit dem edlen Gerstensaft.

Auch die gesegneten Zeiten sind vorüber, als in Kassel $\frac{1}{2}$ Liter Weissbier oder auch Felsenbier genannt, 8 leichte Heller, $\frac{1}{2}$ Liter Einfachbier (ordinäres Bier) 4 leichte Heller, $\frac{1}{2}$ Liter Weizenbier 6 leichte Heller kostete. Ja, als vor dem Weltkriege der halbe Liter zu 13 Pfg. verzapft wurde, konnte der echte Biertrinker sich wahrlich nicht beklagen. Jede noch so kleine Preiserhöhung rief aber beinahe einen Aufruhr in der Bevölkerung hervor, in Bayern gab es dann sogar wahre Revolutionen. Und heute ist der Biergenuss, der über eine normale Grenze hinausgeht, schon ein Luxus geworden. Heutzutage bedarf es kaum noch der Gründung von Mässigekeitsvereinen. Der Geldbeutel zwingt die meisten zu Mässigkeit. Aber getrunken, ja selbst gezechet wird auch heute noch in Kassel wie in alten Zeiten.

In Kassel gab es schon vor etwa zwei Jahrhunderten Weinstuben, Kaffeehäuser und Konditoreien; aber Wirtschaften, wie sie heute in grosser Anzahl in jeder Stadt zu finden sind, in der Art der heutigen Restaurants, dürften auch in Kassel erst allmählich entstanden sein, vielleicht in dem Masse, wie sich die Qualität des Bieres, das immer mehr nach bayrischer Art gebraut wurde, verbesserte.

So hat eben das Bier fraglos an der Hebung der Geselligkeitskultur, insbes. unter Männern, einen nicht zu unterschätzenden Anteil. Gegen Ende der 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts kamen die schon mehrfach erwähnten Felsenkeller auf, dann folgte der „Bunte Bock“ und „Belvedere“ in der Möncheberg-Gegend, Wirtschaften, die bis in meine Zeit noch bestanden.

[134] Viel besucht wurden an Sonntagen und Festtagen die Gartenwirtschaften vor dem Wesertor. Auch die Gastwirtschaft Meiss in Kirchditmold darf sich einer langen Vergangenheit rühmen.

Ausflugsorte, die in hoher Gunst standen, waren, wie schon früher hervorgehoben, die „Neue Mühle“, die „Graue Katze“ und Freienhagen, und in der sehr viel frequentierten Gartenwirtschaft von Cimiotti tranken sogar die Honoratioren der Stadt dann und wann ihr Schöppllein echten bayrischen Bieres.

In dem Kaffee Wulp an der Ecke der jetzigen grossen Rosenstrasse tranken in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts die Mitglieder des kgl. Theaters ihren Frühschoppen. Aber das Eldorado der Wirtschaften war doch die Altstadt. Schon in den Benennungen vieler Wirtschaften und Bierstuben spiegelte sich in beredter und oft eigenartiger, ja sogar recht derber Sprache ein Stück Volksempfinden und Volksphantasie wieder. Schliesslich gibt es Wirtshausnamen, die mehr oder weniger an allen Orten wiederkehren und daher der Originalität entbehren. Nicht leicht wird es aber sein, der Herkunft der Benennungen immer auf die Spur zu kommen. In der Mombachstrasse gab es in der Vergangenheit eine Wirtschaft mit dem nicht gerade anmutigen Namen „Zum blutigen Knochen“, und „Die geschwollene Ratte“, wie sich eine längst eingegangene Wirtschaft am Königstor 44 nannte, scheint mir als Wirtschaftsnamen nach heutigem Geschmack zur Anlockung von Gästen nicht sehr geeignet.

Deutungen über die Herkunft der Gaststätten-Benennungen hat es viele gegeben. Ob sie immer richtig sind, bleibt zweifelhaft. So soll z. B. der Name einer Wirtschaft „Ewige Lampe“, am Pferdemarkt, auf die am Brink befindliche „Marien-Elend“-Steinskulptur, die in früheren Zeiten mit einem ewigen Lichtlein versehen war, zurückzuführen sein. Wenn man es schliesslich unternehmen wollte, die Geschichte der Kasseler Gaststätten zu schreiben, so würde auch damit ein Stück Kasseler Kulturgeschichte aufgerollt worden. Die Mauern mancher dieser Schank- oder Gaststätten umschliessen ein Stück geschichtlicher Vergangenheit. Lenken wir unsere Schritte nur einmal zur Wildemannsgasse 19. Dort ist das Gasthaus zur Pinne. Wegen seiner schönen Renaissance-Fassade ist dieses alte, 1596-98 gebaute Patrizierhaus allein schon als Kasseler Sehenswürdigkeit anzusprechen. Auch das Haus, das die bayrische Bierhalle birgt, stammt aus den 16. Jahrhundert. Und nun hatte doch jede Wirtschaft, die etwas auf ihren Ruf hält, ihre Stammgäste, ja, ihren oft Jahrzehnte währenden Stammtisch und fast schon ganz vergilbte Bilder früherer, oft berühmter Stammgäste an den Wänden, die von den als Besitzer stets wechselnden Gastwirten pietätvoll erhalten werden, erinnern an längst vergangene Zeiten.

Und so führen mich fast zwangsläufig meine Betrachtungen über die Geselligkeitsfreuden früherer Zeiten zum Stammtische zurück. Um den deutschen Stammtisch weht eben ein eigener Hauch, Männer aller Stände und Berufe fanden und finden sich auch heute noch am Stammtische in voller Eintracht und ohne jeden Dünkel zusammen. Ja, die Bierbank hat auch ihre geistige Seite. Hier verschwindet häufig auch in den oberen Schichten die letzte Spur jeglichen Hochmutes, hier findet man ein geradezu idyllisches Nebeneinander der Stände. Hier sitzt der Akademiker neben dem Handwerker, ja, das Bier ist dann nicht nur geselligkeitsfördernd, sondern es wirkt im erhöhten Masse auch ausgleichend im sozialen Sinne. Vielleicht herrscht nicht immer an Stammtischen in Kasseler Gaststätten der rauhe, aber herzliche, von norddeutscher Förmlichkeit und Höflichkeit nicht angekränkelte Ton, wie er vielleicht im Münchener Hofbräuhaus gang und gäbe ist. Das schliessen

schon die erheblichen Temperamentsunterschiede, die nun einmal zwischen Niederhessen und den Bajuwaren bestehen, völlig aus. [135] Aber wer Kasseler Stammtische miterlebt hat, wird bald von dem Vorurteil hessischer Ungeselligkeit und Unzugänglichkeit geheilt werden. Dass Stammtischunterhaltungen immer gerade auf sehr hohem Niveau stehen, wird man wohl kaum behaupten können.

Gern wurde an Stammtischen gekannegiessert, mit mehr oder weniger Sachkenntnis politisiert und auch viel Stadtklatsch verzapft; aber je nach der Zusammensetzung der Stammtischrunde kann ein Stammtischgespräch auch sehr anregend sein, insbes. wenn die Geister des Humors dort ihr buntes Spiel treiben. Wie gern ich auch meine Leser durch einige sehr bekannte Kasseler Gaststätten geleiten möchte, so fühle ich dafür doch wenig innere Berufung. Als nicht gerade sehr trinkfester Teutone muss ich mich schon zu dem offenen Bekenntnis bequemen, dass ich Stammtischfreuden nur in sehr begrenztem Masse genossen habe, und es mir auf diesem Gebiete wirklich an Sachkunde gebricht. Nur verhältnismässig wenig kann ich aus eigenen Erinnerungen schöpfen.

Indessen war es in meinen ersten Kasseler Jahren auch mir vergönnt, die mit Rauch und Bierdunst geschwängerte Luft in manchen typischen Kasseler Altstadt-Gaststätten zu atmen.

In meiner Erinnerung tauchen insbes. die durch ihre geschmackvolle Ausstattung anheimelnd wirkenden und durchaus altdeutsch anmutenden Gaststuben der alten Bärenkammerbrauerei am Pferdemarkt auf. Dieses rühmlichst bekannte Brauhaus, das wohl das schwerste Kasseler Bier, einen wirklich kräftigen und süffigen Trank, braute, besteht nicht mehr und ist in der Schöfflerhof-Brauerei aufgegangen.

Das Bärenkammer-Bier hatte in der Tat eine ungeheure Anziehungskraft und böse Zungen behaupteten sogar, dass in der Bockbierzeit die Sesshaftigkeit mancher Kasseler sich derart steigern konnte, dass der eine oder andere, der schon beim Frühschoppen sich an dem edlen Nass ergötzte, lieber bis zum Abend aushielt, um sich auch dann einen Sitzplatz zu sichern. Eine von den vielen Stammtischvereinigungen, die hier tagten, nannte sich die „Eiserne Brigade“. Aus Kasseler Handwerkern und Kaufleuten setzte sie sich hauptsächlich zusammen. Die Räume der Bärenkammer durchwehte wirklich ein Hauch von Romantik. Die Kneipzimmer waren von einer urgemütlichen Behaglichkeit. Das eine hiess die Millionestube, das andere die Schwemme. Holzschnitzereien und Holzbildwerke von künstlerischer Vollendung verliehen den Räumen einen ganz besonderen Reiz. Schon von der Strasse her war die altberühmten Gaststätte an dem schönen in Eiche gefassten Butzenscheibenfenster mit dem in Holz geschnitzten gewaltigen Bären darüber erkennbar. Schöpfer der mit grossen künstlerischen Geschick im Stile der deutschen Renaissance ausgeführten Holzschnitzereien und auch der Holzbildwerke war der Bildhauer Gruber. Da sah man als grössere Figur einen wohlbeleibten Kellermeister wie eine Humpen kredenzende Kellnerin. Auch die Portraits der Brauereibesitzer waren in Eichenholz geschnitzt. Von den Wänden leuchteten in wirkungsvollen Farben Malereien des bekannten Kasseler Künstlers Matthaei; auch viele Silhouetten früherer Stammgäste schmückten die Wände. Dass natürlich auch manche Wandsprüche, die zum Trinken aufforderten, nicht fehlten, bedarf kaum der Erwähnung;

„Vom Durst Dich niemals quälen lass’

Im Keller liegt noch manches Fass.“

An den Tischrunden in diesen Gaststuben fand man stets eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft. Standesunterschiede kannte man hier wirklich nicht. Jeder Dünkel und jede Überheblichkeit waren hier verpönt. In einer mit undurchdringlichen Rauchwolken erfüllten, den Empfindlichen fast mit einer Ohnmacht bedrohenden Atmosphäre sassen hier in angeregter Unterhaltung: Juristen, Sänger, Maler, Musiker, Handwerker, Kaufleute und Bankiers gemütlich beisammen. Es wird noch [136] genug Kasseler geben, die sich dieser oder ähnlicher Kneipgemeinschaften in der ehemaligen Bärenkammer erinnern. Ein hübsches Stimmungsbild aus der Bärenkammer gibt aus seinen eigenen Erinnerungen in seinem Büchlein „Brausende Jugend“ Fritz Bode:

„Ich sehe im Geiste die ehrbaren und würdigen Bürgersleute vor mir, wie sie abends nach des Tages Last und Hitze um ihren Tisch herumsitzen, sich – in blaue Tabakswolken gehüllt – das unvergleichliche Bier schmecken lassen und sich gegenseitig aneinander freuen. Die Unterhaltung brauchte nicht immer lebhaft zu sein. Aber sie war gediegen und bewegte sich in echt „Kasselerischen Gedankengängen“:

„Wir haben heute Besuch bekommen“ sagt einer der Stammgäste. „Wo ist er denn her“ fragt ein Anderer.

„Von Bombai in Indien!“

„Donnerwetter aus Bombai! Ist er denn über B e b r a oder Eichenberg gefahren?“

Da ich nicht mit Fuldawasser getauft bin, beherrsche ich den edlen Kasseler Dialekt nicht völlig. Aber im Dörfchen (sehr beliebte Wirtschaft in der Bettenhäuser Strasse) muss obiges Gespräch ungefähr so geklungen haben:

„Mä honn heite Besuch gekrichen.“

„Wo äs hä dann her?“

„Us Bombai in Indien.“

„Gottverbummich noch emoh, us Bombai! Äs hä dann iwer Bebra oder Eichenberg gefahren?“

Wenn mich nach einem leichten eingebrauten Bier gelüstete, dann wandte ich meine Schritte gern nach der Lichtenhainer Bierstube in der Obersten Gasse, wo dieses edle Nass in den bekannten Holzseideln, den sog. Lichtenhainer Bitschen, ausgeschenkt wurde. Ob die Lichtenhainer Bierstube heute noch denselben Zuspruch findet wie vor etwa 30 oder 40 Jahren, das entzieht sich meiner Kenntnis.

Gern verkehrten dort in früheren Zeiten die höheren Schüler, wenn sie kurz vor ihrem Schlussexamen standen, sich Studenten, wenn sie sich in Kassel aufhielten, Schüler der früheren Kriegsschule, sowie ihre Lehrer, auch Offiziere des Vorkriegsheeres, endlich auch die Herren vom nahegelegenen Gericht, die sich hier gern den Aktenstaub wegspülten. Für alle Freunde eines guten Tropfens übten aber in der Obersten Gasse auch die Weinstuben von Zuschlag und Wipplinger eine grosse Anziehungskraft aus. Bei Zuschlag gaben sich seit Jahrzehnten vornehmlich Schriftsteller, Musiker und Künstler vom Theater hier ein Stelldichein. In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war

der Sammelpunkt die Luhmann'sche Weinstube in der unteren Karlsstrasse. Sie befand sich gegenüber der bekannten Destillation von Kirchhoff in einem längst verschwundenen Hause, dort, wo jetzt die Bürgerschule steht. Dort sass man in der guten, alten Zeit, als noch die unverzeihlichen Rauchwolken den langen Pfeifen entströmten, behaglich und gemütlich zusammen.

Ein solches Weinkneipen-Stilleben ist von dem Freunde Adolf v. Menzel's, dem Maler Karl Arnold von der Tapetenfabrikantenfamilie in einer flott dahingeworfenen Zeichnung festgehalten. In einer Zeit, wo man das Photographieren noch nicht kannte, war die zeichnerische Kunst für Einzel- und Gruppenbilder mehr entwickelt und gepflegt als heutzutage. Auf dieser Zeichnung glaubte man den Künstler Arnold zunächst selbst zu erkennen, dann so prominente Persönlichkeiten, wie den Oberbergrat Karl Anton Henschel, den berühmten Dekorationsmaler vom Kasseler Hoftheater Primavesi, den grossen Physiker und Chemiker Bunsen, einen bekannten Arzt Geh. Rat Waldmann, wie den Patrioten und Volkstribunen aus der Zeit der Verfassungskämpfe [137] Obergerichtsanwalt Ludwig Schwarzenberg zu erkennen. Da haben wir einen vornehmen Stammtisch aus der Zeit der Urgrossväter zusammen. Ähnliche Stammtischgesellschaften versammelten sich auch in der schon sehr alten, ja heute noch bestehenden Weinwirtschaft von Le Goullon, die sich gleichfalls in der unteren Karlsstrasse angesiedelt hatte. In derselben Strasse war auch die in alten Zeiten sehr beliebte Weinstube von Mölisch, die mit einer Konditorei verbunden war und sich eines grossen Zuspruchs erfreute. Das waren wieder einige Gaststätten, wo die sog. besseren Kreise in jenen längst vergessenen Zeiten verkehrten. Insbesondere bei Luhmann fanden sich ausser den üblichen Stammtischgesellschaften auch die „Jeunesse dorée“, viele Künstler und Männer der Wissenschaften zu frohen Zechgelagen, die oft zu tollen Streichen ausarteten, zusammen.

Eine Stammtischrunde neuerer Zeit, die seit 1881 bestand und die wohl schliesslich Freund Hein's unablässiges Bemühen um die arme Menschheit seit 53jährigem Bestehen vor nicht sehr langer Zeit zur Auflösung zwang. Ja, wenn der Tod in eine lange zusammenhaltende Genossenschaft eine Lücke nach der anderen reisst, dann sind auch selbst die dauerhaftesten Stammtischrunden wie alles Irdische vergänglich. Es war die „Kutscherstube“. Seinen merkwürdigen Namen hatte diese Stammtischgenossenschaft von dem ersten Orte ihres Wirkens; gegenüber dem alten Theater befand sich hinter der Stehbierhalle in Gerhardts Restaurant eine Kutscherstube. In dieser hauste zuerst die gesellige Runde und leitete von dieser Kutscherstube ihren Namen her, den sie aber auch beibehielt, als sie später ins Café Schmoll und endlich in den neuen „Herkules“, das ehemalige Palais-Restaurant übersiedelten, wo sie neben dem grossen Billardsaal ein neues und nettes Heim fand. Zu den „Kutschern“ gehörten auch Herren aller Stände, teils jedem Casselaner bekannte Namen. Sehr betuchte Leute waren dazwischen. Trinkfest und Zechfreuden sehr zugetan, waren sie wohl alle. Die ältesten „Kutscher“ waren, um nur einige zu nennen, der Metzgermeister Schmoll, der seinen Laden einst umbauen liess und aus demselben das allbekannte Café Schmoll baute; der Metzgermeister Stöhr, die Konditoren Worch und Jung, der Hotelier Schombarth, der Buchdruckereibesitzer Gotthelft und auch seine Schwiegersöhne, der Grosskaufmann Piepmeyer, die Ärzte Dr. Iffert, Dr. Weber, Medizinalrat Dr. Rockwitz, Dr. Heilbronn; vom Theater selbst zählte der beliebte lyrische Tenor Kietzmann zu den „Kutschern“, und Cassels einst populärster Sänger Bartram suchte sie manchmal, wie überall mit seinen urgesunden Humor stets willkommen, als Gast auf, der Schauspieler Wetzens-

tein, der Gatte, der bekannten Tanzlehrerin, die einst ganze Generationen von Casseler jungen Damen in Terpsichore's Geheimnisse eingeweiht hatte. Von Gymnasiallehrern waren Professor Bauer und Oberstudiendirektor von Hauxleben richtiggehende „Kutscher“, schliesslich, nicht zu vergessen, der städtische Vermessungsinspektor Blumenauer, der bedeutende Pilzkenner, auch eine Casseler Berühmtheit.

In der Altstadt könnte man noch manche gern besuchte Gaststätte, wo alte Traditionen pietätvoll gewahrt werden, aufzählen, wie z. B. den „goldenen Löwen“, die „Bayerische Bierhalle“, die „wildes Wasser“, wo einst die Raabe-Gesellschaft tagte, deren Bedeutung mich bestimmt, dieselbe noch an anderer Stelle des Näheren zu würdigen.

Aber angesichts meiner geringen „Lokal“-Kenntnis bin und bleibe ich in dieser Beziehung ein schlechter Führer und muss mehr aus den Überlieferungen anderer schöpfen.

Dass nun auch nach über hundert Jahren auf einstige Gaststätten, wie den „Landgraf Carl“, „Vater Luhmann“ und den „Hessischen Hof“, Lokale, die längst der Vergangenheit anheim gefallen sind, hinweisen kann, [138] das danken diese hauptsächlich einer Tafelrunde, die in ihnen ihre Sitzungen abhielt und durch sie eine Art Unsterblichkeit sich gesichert hat. Ein literarisches Kränzchen, die „Stiftshütte“, genannt, war es, das in diesen Gasthäusern tagte. Ein verhältnismässig kleiner Kreis der Muse ergebener Männer bildete dies Kränzchen.

Ausser dem Dichter Dingelstedt gehörte zu ihm Friedrich Oetker, der früh verstorbene Dichter Gustav Schulz – unser Lyriker, die „Lerche des kleinen Sängerkreises“, wie ihn Dingelstedt nannte –, der Musiker Bernhard Schildel, der Maler Faust und Friedr. Müller, der spätere Akademiedirektor, und endlich der Baumeister Engelhard, Bettina's alter Freund und das Urbild des Architekten in Goethe's Wahlverwandtschaften. Aber auch andere gesellten sich zeitweise zu ihnen, während das große Philistertum, an dem es auch in Cassel nicht fehlte, diesem Kreise, in dessen heiteren und mitunter vor Lebenslust übersprühenden Zusammenkünften das längst vergessene Hessische Album geboren wurde, wenig hold war.

Man muss sich vergegenwärtigen, dass, als der junge genialische Dingelstedt nach Kassel kam, er kaum 22 Jahre alt war. Für Hessen's Söhne war die vaterländische Residenz damals der Inbegriff aller Herrlichkeiten auf Erden, zumal wenn man, wie Dingelstedt, aus Rinteln kam. In seiner überschäumenden Lebensfreude fand er wohl nicht gleich den Kreis gleichgearteter Gesinnungsgenossen, wie es ja auch in einem an seinen väterlichen Freund General von Bardeleben in Rinteln geschriebenen Brief zum Ausdruck kommt:

„Hat es doch wirklich schwer gefallen, – so schiebt er – hier sieben gleichgestimmte Menschen zusammenzuführen und zusammenbewahren, mit denen sich ein Abend in der Woche vertrinken, verdichten und verdünnen liess.“

Schliesslich hat er aber diesen Kreis gefunden, in dem dann nicht nur an Geist und Literatur geschwelgt wurde. Auch Heiterkeit, ja oft sogar ungezwungene Ausgelassenheit war bei diesen jungen Leuten die Parole. Doch selbst der ausgelassensten Stimmung fehlte nicht eine gewisse Phantastik und Originalität. Eine Blüte der aus einer biereseligen Stimmung geborenen Erfindungs-

laune war die Gründung des „Fürstentages“. In einer biographischen Skizze über Dingelstedt von Karl Glossy ist die scherzhafte und doch ganz geistreiche Art, wie man sich im Fürstentag amüsierte, näher beschrieben.

„Dem Spass und der Heiterkeit“ – so heisst es in diesem Werke – „galt der Fürstentag“, auf dem die schöne Welt verteilt wurde. Jeder der Freunde erhielt ein Land. Dingelstedt ward zur jungfräulichen Königin von England erhoben, ein anderer zum Erzbischof amtlicher erledigter Bistümer ernannt. Noch gab es einen Pascha von Aegypten, einen Bürgermeister sämtlicher freien Reichsstädte, ja sogar einen Dogen von Venedig. Die regelmässigen Zusammenkünfte fanden abwechselnd bei den Potentaten statt, die sich untereinander „Oesterreich“, „Schweden“, „Frankreich“, usw. nannten und zu den respectiven Geburtstagen in Gala, d. h. in Schlafrock und Pantoffeln erscheinen mussten. „Frankreich“ kam indessen immer nur als „Bürgerkönig“ im schwarzen Überrock, den Regenschirm unterm Arm. Schweden und Norwegen trug eine ungeheure Reichskrone von Pappe. Die Vermählung des Dogen von Venedig mit dem Meere wird mit Hilfe eines Wasserkübels vollzogen. Der Bürgermeister der freien Städte trug einen Zopf und eine Laterne. Der Erzbischof durfte natürlich, wenn die Versammlung beim Sultan oder Pascha war, nicht in Person erscheinen, sondern sandte dann als seinen Vertreter den „Domkapitular von Freysing“. Wenn England des morgens auf seinem Weg ins Gymnasium an dem Hause des Erzbischofs vorbeiging, löste er jedesmal fünf Kanonenschläge, d. h. schrie fünfmal laut „Bum, bum, bum,“ dass die Nachbarschaft sich darüber beschwerte.

Ist auf eine literarische Tafelrunde, wie sie doch die „Stiftshütte“ [139] war, die in diesem Falle recht nüchtern und prosaisch anmutende Bezeichnung „Stammtisch“ überhaupt anwendbar, dann wird man sich aber einen solchen in wahrer Musenhuld stehenden Stammtisch ins Sublime erhoben denken müssen. In ihm wird man das Muster eines sozusagen „veredelten“ Stammtisches erblicken dürfen.

Ob sich später in Kassel noch derartige Tafelrunden mit ähnlichen und gleichen Tendenzen bildeten, ist wohl wahrscheinlich und des Nachforschens wert. Jedenfalls vereinigten sich beinahe 50 Jahre nach der Gründung der „Stiftshütte“, also etwa um das Jahr 1884 herum zu regelmässigen, fast täglichen geselligen Zusammenkünften Künstler, insbes. Maler in einer Stammtischgenossenschaft, die sie die „Pvunzel“ nannten; noch heute, also nach 50 Jahren, besteht an wenigen Überlebenden dieses inzwischen sehr zusammengeschrumpfte Häuflein Stammtischgenossen und hielt zuletzt seine gelegentlichen Sitzungen in der „Bayerischen Bierhalle“ ab. Nur noch wenige Überreste aus der einstigen phantastisch grotesken Ausstattung des Pvunzelzimmers hatten sich in die „Bayerische Bierhalle“ hinübergerettet.

Aber das Hauptwahrzeichen der Pvunzel, die grosse, an der Decke hängende venetianische Gondel ist dort noch über dem Stammtische der übriggebliebenen Pvunzelbürger zu entdecken. In beinahe schrecken erregender Karikatur sitzt im Bug ein alter Pvunzelbürger, der Baurat Röse, mit der Pvunzel, um den Weg zu erleuchten; als Ferge führt Lewalter das Ruder und aus der Kajüte blicken durch die Fenster die Porträts der zumeist schon verstorbenen Pvunzelbürger, die wohl jetzt

als Geister die Lebenden am Stammtisch an längst vergangene Freuden und schönere Zeiten erinnern sollen. Ja, die einstige Ausstattung des Pvnzelzimmers war in seiner bizarren, beinahe abenteuerlichen Phantastik, wie man das wohl bei einer vornehmlich aus Künstlern bestehenden geselligen Zusammenkunft erwarten darf, einzigartig, und als ich sie zum ersten Male erblickte, musste ich unwillkürlich an die Intérieurs denken, die mit Vorliebe der alte Niederländer Hieronymus Bosch malte. So wie sie mir in der Erinnerung vorschwebt, hat sie recht anschaulich in einer von ihm veröffentlichten historischen Skizze ein alter Pvnzelbürger, mein guter Bekannter und einstiger Sangesfreund Karl Fichter, geschildert, der seit 1895 der Pvnzel angehörte.

„Den Eintretenden grinsten“, so schreibt Fichter, „aus den oberen Zimmerecken zwei dunkel gebräunt Pferdeschädel entgegen, während ein Schweinskopf ihn freundlich von oben anlächelt. Hatte man sich an das im Zimmer herrschende Halbdunkel gewöhnt – der Raum (es war die erste Pvnzelunterkunft im Hinterstübchen der den meisten Kasselanern bekannten Gastwirtschaft Rumpf in der Wilhelmstrasse) wurde nur notdürftig durch ein Fenster erhellt – sah man in der Rückwand eine Nische, vor der ein langer Tisch stand. Etwa ein Dutzend Gäste hätte bequem Platz daran finden können. Von der Decke herunter hingen rechts und links neben einer Gaskrone an eisernen Ketten alle Arten von Laternen von hohem Alter. Unter der Gaskrone aber schwebte ein über ein Meter langes wohlpräpariertes Krokodil. In halber Höhe der Wandnische war ein Bordbrett angebracht, auf dessen Mitte eine gute Nachbildung einer venetianischen Gondel ruhte. Aus der Gondel schauten einige in Holz geschnitzte Karikaturen heraus. Rechts und links von der Gondel standen allerhand alte Krüge aus Ton, Porzellan und Zinn, auch Leuchter und Lampen vergangener Zeiten, bes. wertvolle aus der Schwalm. Weiter sah man eine Büste des letzten Kurfürsten von Hessen, Friedrich Wilhelm I., ihr zur Seite ein Wappen mit dem hessischen Löwen, Teller aus Porzellan und Zinn. Von den Wänden schauten der Mann mit dem Schlapphute sowie der lustige Zecher von Franz Hals in guten Kopien (von Pvnzelbürger Kunstmaler Walter Merkel gemalt) auf die Tafel herab. Daneben hingen alte Flinten, [140] Säbel, Pulverhörner, Pistolen, Trinkhörner und dergl. Alles in allem machte die Stube mehr den Eindruck eines Museums, als den einer Bierstube.“

So sah ich die Ausstattung noch, allerdings in etwas veränderter Anordnung, in dem Hause der früheren Losch'schen Brauerei am Karlsplatz, wohin die Pvnzel für die stark angewachsene Anhängerschaft aus der längst zu klein gewordenen Hinterstube bei Rampf in der Wilhelmstrasse im Jahre 1896 übersiedelt war.

Will man durchaus nach einem Vorbild für diese Vereinigung, die ursprünglich den Zweck geselligen Künstlerlebens verfolgte, suchen, so könnte man – natürlich mit weitem Abstand hinsichtlich der äusseren Repräsentation – an den Malkasten in Düsseldorf, – aber sagen wir dann, an einen Malkasten allerkleinsten Formats – denken.

In der Pvnzel, die ihre Blütezeit vor der Jahrhundertwende, aber auch noch teilweise in der Vorkriegszeit hatte, habe ich beinahe 15 Jahre – allerdings immer wieder mit grossen Unterbrechungen – als Gast gewohnt, und noch heute ist mit ungeminderter Vorstellungskraft die Erinnerung an diesen höchst originellen Künstlerstammtisch in mir wach. Meistens kehrte ich natürlich in dem im

Sommer 1902 nach der Wirtschaft Schaub's Garten in der Wolfsschlucht verlegten und neu eingerichteten Klublokal der Pvnzel ein. Bald nach meiner Übersiedlung nach Kassel (1899) besuchte mich mein Bruder, und in seiner Eigenschaft als Sänger hatte dieser begreiflicherweise Interesse daran, mit einflussreichen Musikern Fühlung zu gewinnen. Durch meinen Bruder machte ich dann auch bald die mir äusserst wertvolle Bekanntschaft des Musiklehrers, Komponisten und Schriftstellers Johann Lewalter, und dieser als einer der prominentesten Pvnzelbürger führte meinen Bruder und mich alsbald als Gäste in die Pvnzel ein. Dieses ungeschriebene Recht stand schliesslich jedem Pvnzelbürger zu. Ob man als häufig erscheinender Gast auch willkommen war, das merkte man bald daran, wie man aufgenommen wurde. Im Laufe der vielen Jahre kam ich in der Pvnzel mit Künstlern und Männern aller Berufe und Stände in Berührung. An Zahl waren eigentlich die richtigen Pvnzelbürger, die man immer wieder auch an weniger gut besuchten Abenden antraf, verhältnismässig gering. Gross dagegen war der Kreis, der häufig und nur gelegentlich erscheinenden Gäste, die gern immer wieder den Weg zur Pvnzel fanden, wo neben allen Geselligkeitsfreuden auch fast stets sich Gelegenheit zu anregender Unterhaltung bot. Oft wurde dort recht temperamentvoll über alle möglichen Tagesfragen und Themen diskutiert, es wurden künstlerische Probleme jeder Art erörtert, es wurde gesungen, musiziert und eine Geselligkeit gepflegt, die oft auch in die ausgelassenste Stimmung überging. Gestalten, von denen viele leider nicht mehr auf dieser Erde wandeln, kamen und gingen. Wie sie in meiner Erinnerung aufsteigen, lasse ich sie hier vorüberziehen, und lasse selbstverständlich den bildenden Künstlern, von denen einst die Gründung der Pvnzel ausging und die ihr durch ihre ständigen Beiträge mit Stift und Pinsel, wie mit ihrer beweglichen Phantasie das eigenartige Gepräge liehen, den Vortritt:

Für die ältere Generation sind es alles bekannte Namen. Da waren in erster Linie die Maler Walter Merkel, Ferd. Koch, Giebel, Prof. Koch, Wilhelm Thielmann, Prof. Karl Wünnenberg, Arno Weber, Mathäei, Julius Hellner, Prof. Zimmer, Prof. Kolitz, Hermann Metz, Adolf Wagner, Adolf Lins, Hochapfel, Prof. Eduard Schick, und andere mehr; die Baukunst war vertreten durch Architekt Hölk, Baurat Röse, den Erbauer des Kasseler Rathauses Karl Roth, den Architekt der Kasseler Stadthalle Hummel. Auch Thalia und Polyhymnia entboten ihre Jünger. [141] Schauspieler, Sänger und Kapellmeister, auch Kammermusiker vom Hoftheater erschienen von Zeit zu Zeit. Recht häufig kam der einst so stimmungsgewaltige Sänger Bartram, ein trefflicher Gesellschafter, an diese Tischrunde, der Schauspieler Geidner und in späteren Jahren der Komiker Berend. Gern kam auch manchmal der dereinstige Casseler Musikgewaltige, Professor Baier, und wenn sie in Cassel waren, der Schauspieler und Regisseur Felsing und der in England lebende Violinist Ellenberger. Auch den einst sehr angesehenen Musikschriftsteller Prof. Dr. Gehrman traf ich öfters in der Pvnzel, ebenso die Kammermusiker Wittenbecher und Nagel. Von bekannten Cassler Ärzten, die hin und wieder in der Pvnzel erschienen, nenne ich nur den Geheimrat Dr. Krause, Medizinalrat Dr. Rockwitz, den Landkrankenhausdirektor Prof. Dr. Rosenblatt. Würdig war die Jurisprudenz durch Justizrat Landgrebe vertreten und in bunter Reihenfolge gedenke ich der anderen Pvnzelbürger und Gäste, wie ich sie noch immer im Geiste vor mir sehe. Da waren der Landmesser Frederking, der auch als Dichter einen Namen hatte, der Bildhauer Ziehe und unser bereits erwähnter Pvnzelhistoriker Carl Fichtner

[Fichter!], letztere beiden die beiden Sänger unter den Pvnzelbürgern, dann der Bauunternehmer und Stadtverordneter Friebe, der Maurermeister Christoph Müller, der Hauptschriftleiter Müller von der früheren Cassler Allgemeinen Zeitung und der Lehrer Müller. Um die verschiedenen Müller gut zu unterscheiden, hatte man dem letzteren wegen seiner kleinen Statur den „kleinen“ Müller, den Hauptschriftleiter von der Cassler Allgemeinen Zeitung den „allgemeinen“ Müller genannt und den Maurermeister Müller wegen seiner manchmal etwas zynischen Witze den „gemeinen“ Müller betitelt. Auch kehrte in der Pvnzel der Hofkonzertdirektor und Musikalienhändler Edgar Kramer Bangert ein, eine in den Vorkriegsjahren stadtbekannt Persönlichkeit, die dank ihrer guten Beziehungen zu den kleinen und kleinsten Höfen deutscher Bundesfürsten sich einer reichen, ihre Brust oft schmückenden Ordenszier erfreuen durfte. Pvnzelbürger oder Gäste waren ferner der Uhrmacher Grau, der Juwelier Scheel, der Blaudruckfabrikant Engelhard, die Kaufleute F. Kersten und Max Bick, der schriftstellernde Strüfing, die Rentiers Gerland und Kaiserling und jeder andere ständige Besucher der Pvnzel wird noch eine ganze Reihe bekannter Cassler Persönlichkeiten aufzuzählen wissen, denen er dort begegnet ist. Jeder wird auch gern besonders der Sitzungen gedenken, die der wohl beliebteste Pvnzelbürger Johann Lewalter durch seinen Humor, seinen immer fröhlichem Spiel und Streit aufgelegten Sinn zu verschönern verstand. Wenn ich in der ganzen Reihe der am meinen geistigen Auge wieder vorbeidefilierenden Pvnzelgestalten Lewalter als letzten nenne, dann nur deshalb, weil ich mich mit ihm länger beschäftigen muß. Lewalter und die Pvnzel waren zwei Synonyme Begriffe. Erst im Jahre 1934 hat dieser frohsinnige das Leben unbedingt bejahende Mensch seine irdische Laufbahn beendet. Obwohl stets ein tapferer Zecher lies er sich auch durch das ihn häufig belästigende Podagra nicht abhalten, Zechfreuden in ausgiebigen Maße zu genießen. Und doch ist er 72 Jahre alt geworden. In den letzten vier Jahrzehnten dürfte es kaum einen Casseler Bürger gegeben haben, der sich der gleichen Popularität erfreute, wie Johann Lewalter oder Jean – oder wie er auf gut Casselänisch genannt wurde, der „Schang“. Wahrlich es hiesse Eulen nach Athen tragen, wollte man zur Charakterisierung unseres Schang noch irgend etwas Neues sagen. Lieder und Hymnen sind von Berufeneren zu seinem Preise gesungen worden. In Jahre 1932 zu seinem 70 jährigen Geburtstage erschien in Cassel ein kleines Büchlein „Unser Schang“ als Blätter der Erinnerung. Darin haben die Freunde des Freundes in Poesie und Prosa gedacht und den Menschen wie vielseitigen Künstler gewürdigt. Männer von geistiger und künstlerisch Bedeutung, wie ein Carl Bantzer, Karl Hallwachs, Dr. Alfred Bock, Paul [142] Heidelberg, Wilhelm Ide, Dr. Fritz Metz, Will Scheller, Dr. Gustav Struck und Gustav Wentzell, sie alle haben in interessanten Beiträgen sich zu einem Panegyrikus auf unseren Schang in diesem kleinen Werke vereinigt. Jede Seite seines Wesens ist darin so ausgezeichnet gekennzeichnet und zur Geltung gekommen, dass es schwer ist, dem noch etwas hinzuzufügen. Der Musiker, Dichter, Schriftsteller, Komponist, Verfasser von Puppenspielen, der Kündler hessisch-deutschen Volkstums und endlich der gemüt- und humorvolle Apostel echt deutscher feuchtfröhlicher Geselligkeit, sind in diesem Büchlein, das als Ausdruck der Verehrung und Freundschaft dienen sollte, in äusserst geschickter Form gestaltet worden. Auch der Beitrag seines eignen Schwagers Carl Fichter verdient besondere Hervorhebung, denn in seiner bereits erwähnten historischen Skizze, die betitelt ist „Lewalter und die Pvnzel“ ist, wie von mir schon leise angedeutet, der Zauber seiner Persönlichkeit, in dessen Banne alle Pvnzelbürger und -Gäste jahr-

zehntelang standen, recht wirkungsvoll herausgestellt worden. Ja, sogar der Ehrenbürger von Helsa, der Lewalter war, ist durch den Helsaer Lehrer Zeis, wie der Komponist von Fritz Hufschmidt, gewürdigt worden. Und die meist den Pvnzel-Alben entnommenen Karikaturen der Professoren Schick, Thielmann, Zimmer, Weber, verschönern und ergänzen die Freundesgabe. Sicherlich wird sie dem Siebzigjährigen eine grosse, letzte Freude bereitet haben.

Der Zauber, mit dem Lewalter wohl fast auf jeden wirkte, hat Carl Hallwachs mit psychologischem Tiefblick in seiner Würdigung des Lewalter'schen Menschentums als etwas Irrationales bezeichnet. In seinem Beitrag zu dem erwähnten Büchlein sagt er u. a.:

„Und wenn wir an Johann Lewalter denken oder ihm begegnen und mit ihm sprechen, so stehen wir sofort mitten im Kreis dieses Irrationalen, und dann wissen wir nicht, aber fühlen es ganz genau, was Johann Lewalter ist. Wir fühlen die Sicherheit und Ganzheit dieses Mannes. In Hetze und Hast des Tages, in schweren Sorgen gefangen, eilen wir unseres Weges. Da sehen wir auf der anderen Seite der Strasse ihn, den Freund, mit seinem eigentümlich schwebenden Schritt und dem verträumten Lächeln auf den Lippen, uns entgegenkommen. Und er begrüsst uns mit so viel gütiger Freundlichkeit, dass wir – aller Sorgen ledig – nun mit grösstem Behagen seine neueste Anekdote anhören, mit ihm lachen und denken, das Leben sei vielleicht doch nicht so unerträglich, wie es uns noch vor wenigen Augenblicken erschien. Und wir drücken ihm die Hand, schauen dem schwebenden Schrittes Davoneilenden noch einmal nach und es wird uns plötzlich klar, dass das Irrationale im Wesen Lewalters in die Worte zu fassen ist: Wahrheit, Natur, Sonne!“

Besser kann man wirklich nicht die suggestive Kraft, die von Lewalter's Wesen ausstrahlte, kennzeichnen, wie es hier Hallwachs tat. Wer jemals dem „Schang“ in sein hellblitzendes, Herz und Gemüt kündendes Auge geblickt hat, wer sein ungemein gütiges Wesen näher auf sich hat wirken lassen, der war ihm für immer verfallen, ja, wer für schlichte Menschenart, für Kindersinn auch im Mannesalter, wie für herzerquickenden Humor nur einiges Verständnis hat, der musste sich zu ihm hingezogen fühlen, ja, der konnte sich dem Banne seiner gewinnenden Persönlichkeit niemals wieder entziehen. Wem nun noch gar unter den Kasselanern als Kind das Glück zuteil geworden war, bei ihm Musikunterricht genossen zu haben, der wird den echten Pädagogen und gütigen Menschen mit seiner ungewöhnlichen Fähigkeit, sich ganz in die Kinderseele einzufühlen und in ihr den Sinn für das Schöne zu wecken, nie aus der Erinnerung verlieren können.

Gewiss gehörte er als Musiker, Komponist, Schriftsteller und Dichter nicht zu den ganz grossen, denen Unsterblichkeit sicher ist, und die mal dereinst in Wallhall einziehen, aber in den Grenzen, die ihm durch seine besondere Individualität, seine Begabung und sein Können [143] gezogen waren, hat er in seiner Art Bemerkenswertes geschaffen. Wie einst die Gebrüder Grimm den im Volke verborgen ruhenden Märchenschatz zu heben wussten, so verstand es auch Lewalter, in seiner Volksverbundenheit wunderbar, in Niederhessen von Dorf zu Dorf wandernd, das Volk bei Spiel und Tanz zu belauschen, die Spinnstuben aufsuchend, wertvolles und herrliches Volksgut in Form von Liedern, Tänzen, Reigen und Spielen einzuheimsen und dieselben in für die heimische Volkskunde wertvollen Sammlungen zusammenzufassen und herauszugeben.

In der Schwalm wurden von Spielleuten die Tänze nach Zigeunerart auswendig gespielt, und die Tanzmelodien haben sich so von Geschlecht zu Geschlecht erhalten. Wenn Lewalter in der Schwalm war, mischte er sich unter die Spielleute. In dem Dorfe Wasenberg griff er den ältesten Spielmann auf, lockte aus ihm alle Melodien heraus und setzte die Tänze für Klavier und später teilweise für Orchester. So machte er sie reif für den Salon und für das Konzert.

Als Komponist des Hessenliedes und anderer volkstümlicher Lieder wie Tänze wird Lewalter's Name immer seinen guten Klang behalten. Bei seiner Aufzeichnung der Schwälmer Tänze will er sogar die sensationelle Entdeckung gemacht haben, dass das amerikanische Nationallied, das Yankee Doodle, aus einer Schwälmer Tanzmelodie hervorgegangen ist. Er hat daraus die sehr naheliegende Folgerung gezogen, dass die Melodie als Tambourmarsch im amerikanischen Unabhängigkeitskriege mit den hessischen Truppen nach Amerika gedrunge ist, aber die Lewalter'sche Hypothese liess die ja in Kassel besonders gern und leidenschaftlich betriebene Geschichtsforschung nicht ruhen und der solchen geschichtlichen Forschungen besonders ergebene Zolldirector Worringer [Woringen] bemächtigte sich dieser Streitfrage und kam bei seinen Ermittlungen allerdings zu anderen Ergebnissen. Er wies nach, dass die Melodie bereits 1775, ehe die Hessen nach Amerika kamen, von englischen Militärmusikern gespielt wurde. Am häufigsten wurde sie in Amerika von den Wales-füsiliere n gespielt, die im siebenjährigen Kriege in Hessen und auch monatelang in der Schwalm gestanden haben. Höchstwahrscheinlich ist sie also durch diese Füsiliere nach Amerika gelangt, wo sie die Amerikaner als englischen Marsch kennen lernten, sie immer weiter bekannt wurde und schliesslich zur Melodie des Yankee Doodle wurde. Ist auch dieses geschichtliche Problem nicht gerade von weltbewegender Bedeutung, so ist doch immerhin die Feststellung interessant, auf welchen Umwegen eine einfache hessische Volksmelodie zu einer Nationalhymne avancierte.

Neben seiner tonkünstlerischen und dichterischen Begabung hat Lewalter in seinem hauptsächlich der heimischen Kultur gewidmeten Schrifttum viel wissenschaftlichen Geist entfaltet. Wie bescheiden er auch war in allen Dingen, die mit seinem geistigen und künstlerischen Schaffen zusammenhängen, so stolz war er darüber, dass er sich der Freundschaft bedeutender deutscher Dichter und Musiker rühmen konnte.

Zu seinen treuesten Dichterfreunden gehörte der aus Grossallmerode stammende Dichter Wilh. Speck und Rudolf Herzog, die beide, wenn sie nur immer der Weg nach Kassel führte, nie versäumten, Lewalter in der alten Armand'schen Tabakdose, wie das Haus in der Wolfsschlucht, in dem Lewalter fast ein Lebensalter wohnte, hiess, aufzusuchen. Aber sehr freundschaftliche Beziehungen unterhielt Lewalter auch zu Wilh. Busch und Wilhelm Raabe. Besonders für Letzteren empfand er eine warme und ehrliche Begeisterung, die ihn wohl mit veranlasste, mit einer Anzahl Lehrern und anderen gleichgesinnten Freunden dieses Dichters im Jahre 1900 die Kassler Raabe Gesellschaft zu gründen. Zu ihr gehörten eine ganze Anzahl bekannter Kasseler Persönlichkeiten wie – um nur einige zu erwähnen – der Maler Matthäei, Sanitätsrat Dr. Meder, Bankdirector Bechtel, Papierhändler Breiding, Director der Gaswerke Richard, Musiklehrer Ruhl, Bodo von Bodenhausen, Professor Bantzer, George Henkel, Postrat Nörr, Fabrikant Wüstenfeld und vor [144] allen Dingen natürlich Lewalter selbst und Wilhelm Thielmann. Auch hier hat der Tod unter den ehemaligen „Raaben“

schon gehörige Lücken gerissen. Ich selbst bin nie in der Raabegesellschaft gewesen. Ein aesthetischer oder literarischer Zirkel, wie es vielleicht der Name vermuten liesse, ist sie natürlich nicht gewesen. Schliesslich war sie auch nur eine Stammtischrunde ganz eigner Prägung mit künstlerischen Einschlag. In ihr ging es also nicht viel anders her als in der Pvnzel. Das Raabezimmer in den „Wilden Wassern“, wo die Raabegesellschaft ihre Sitzungen abhielt, sollte in seiner ursprünglichen Gestalt aus Pietät erhalten werden. Ob dies nun geschehen ist weiss ich nicht. Wie in der Pvnzel regierte auch dort die Lebensfreude. Auch in der Raabegesellschaft entstand ein zweibändiges Stammbuch, das reich ist an künstlerisch-humoristischen Beiträgen, und gibt ebenso wie die Pvnzelalbümer der Nachwelt in Zeichnungen und Versen Kunde von dem lustigen Treiben, das einst dort herrschte. In der Blüte standen beide Stammtische als Lewalter und Thielmann in ihren besten Jahren waren. In Thielmann, mit dem ihn dickste Freundschaft verband, hatte Lewalter einen selten begabten Sekundanten. Ich habe Thielmann auch noch erlebt, als ich ihn häufig in Kassel in der Pvnzel traf. Über seine lustigen Vorträge, insbesondere wenn er Dialectdichtungen in nassauischer Mundart vortrug, wenn er alle möglichen Tierstimmen imitierte, einmal wie ein Rabe krächzte oder wie ein Enterich schnatterte, konnte man lachen, dass sich die Balken bogen. Auch am Klavier stand Thielmann seinen Mann. In seiner ganzen Grösse offenbarte sich wieder Lewalter's originelle Persönlichkeit an fröhlicher Tafelrunde, ja an den Stammtischen, die er fast täglich aufsuchte und wo er eigentlich stets das belebende Element war. Gewiss waren die Abende in der Pvnzel fast stets interessant, aber die Geselligkeitsfreuden erreichten ihren Gipfelpunkt doch immer erst dann, wenn Lewalter und in früheren Jahren auch Thielmann erschien. Nicht nur für mich, sondern für die meisten Gäste blieb Schang die Hauptattraction. Spontan frugen die meisten, wenn sie eintraten, sofort: Kommt Lewalter oder wo ist denn eigentlich der Schang? Dann hallte es gleich zurück: Der kommt schon noch. Vorläufig ist er noch bei Zuschlag oder Wipplinger! und wenn dort in den Weinstuben die Sitzung von nicht zu langer Dauer gewesen war und er noch nicht die nötige Bett-schwere empfand, dann lenkte er zur Pvnzel seine Schritte, aber mit diesem kleinen Schuss Alkohol im Blute war er in der richtigen Laune und Stimmung. Zuerst verhielt er sich verhältnismässig still, ging zuweilen an die dastehende Tafel und versuchte mit Kreide einen der Pvnzelbürger zu karikieren. Doch nun setzte die Kritik in einer oft für Schang nicht gerade schmeichelhaften Weise ein. Das war dann gewöhnlich das Signal zum Wortgefecht. Schang blieb keinen Angriff schuldig und nun prasselte ein wahres Brillantfeuerwerk von Schmeichelnamen los, die für diejenigen bestimmt waren welche es gewagt hatten, Lewalter durch Zwischenrufe zu stören, ihm zu widersprechen oder gar ihn zu widerlegen. Die hartgesottenen Pvnzelbürger waren an Schang's Phraseologie schon gewöhnt und sozusagen immun, aber auch die Gäste bekamen mal hier und da einen Hieb ab, wenn Lewalter's Wein- und Bierseligkeit schon einen hohen Grad erreicht hatten. Ja, nach allen Seiten, teilte er seine Hiebe und schreckte auch nicht vor hohen Würdenträgern zurück und als er einmal den Kasseler Musikgeneral Prof. Dr. Beier, der übrigens am Biertisch kein Spielverderber war, und den Schang ebenso wie wir alle anderen es thaten, riesig verehrte, mit einem Epitheton bedachte, das in seiner Derbheit stark an Götz von Berlichingen gemahnte, trank ihm Prof. Beier unter fröhlichem Lachen mit der freundlichster Miene zu. Lewalter von soviel Edelmut und Verständnis für seinen nun einmal in der Pvnzel üblichen Jargon überwältigt und entwaffnet, wurde sofort weich und überschüttete

seinen Freund Beier spontan mit einer Lobpreisung für seinen Tristan: „Ja ,wie Du den dirigierst Beier, das macht Dir so leicht keiner nach. Du bist eben ein Kerl! Prost Beier! Solche aus dem Augenblicke geborenen Stimmungen, [145] wenn Bier, Laune Übermut und Humor die Stunde regierten, nach Jahrzehnten nachzuzeichnen, ist nicht so ganz einfach, wie gern man solche unvergesslichen Stunden auch schildern möchte. Oft glaubte man wirklich in eine Mainzer Karnevalsitzung hineingeraten zu sein und – wenn ich nicht irre – rinnt in Lewalter’s Adern mütterlicherseits auch rheinisches Blut. Das gab ihm wohl seinen Elan am Stammtische sei es in der Weinstube oder am Biertische, der sich dann auch auf seine Zechgenossen übertrug. Selbst wenn er schon schwer geladen hatte, bewahrte Lewalter aber stets Haltung, wenn er auch in seinen Erzählungen oder Gesprächen schon etwas an Konzentrationsfähigkeit einbüßte, aber wie komisch er dann auch noch mit schwerer Zunge zu wirken wusste, demonstrierte eine der Wirklichkeit abgelassene Episode, die in einer anlässlich des 20jährigen Stiftungsfestes der Pvnzel im Jahre 1904 herausgegebenen Festzeitung geschildert ist. Der Pvnzelbürger Schang berichtet darin über das neue von ihm gelesene Buch: „Die beiden Harfenmädchen und der Fluch des alten Geigers“. So ähnlich, wie es in der Festzeitung wiedergegeben ist, konnte man ihn manchmal sprechen hören.

„Hört mal Leute! Ich habe jetzt ein Buch gelesen, ich sage, ein Buch, das ist ein Buch; Klotzig geradezu, ja von einem, na, wie heisst der Kerl eigentlich, aber das müsst ihr lesen! So was das muss man eben gelesen haben, gelesenhaben muss man so etwas und der Kerl heisst: – Ja wie heisst der Kerl, das ist aber ganz egal. Da liegt was drin. Der Titel heisst „die beiden Flüche oder die Harfenmädchen des alten Geigers. Nein, es heisst: Die verfluchten beiden alten Mädchen oder die Harfe des Geigers. Nein, die beiden alten vergeigten Mädchen oder der Fluch des Harfners, Nein die verharften Geiger oder die alten Mädchen der beiden Flüche! – Ach ihr stört mich bloss immer, so seid doch mal ruhig! also: der Titel – s’ist zwar egal – aber also: die beiden Geiger oder das alte verfluchte Harfenmädchen, nein, es stimmt noch nit. Ja, so heisst’s: Die vergeigten beiden Flüche oder die alten Harfen der Mädchen, na oder so ähnlich, Ja und ein Kerl kommt darin vor, na ich sage einfach ein Klotz. Er hat zwar schon gesessen, aber das schadt nix, er is doch nen’ Klotz! Und so aus dem Leben raus, ganz egal wo. Der Kerl ist als immer auf so’ner Hohen Leiter, er ist nämlich Schaufensterputzenscheiber, Schauscheibenpunzenfetzer, Fettpunzenscheisterschauber Na, Ihr wisst ja schon – Wer mich verstehen will der versteht mich und die Anderen, ja die können mich – mich mal zu Hause besuchen. Ja, – –“

Aber Lewalter hatte auch seine Abende, wo ihn Bier und Wein noch nicht ganz umnebelt hatten, wo ihn weniger Kampfstimmung beseelte und auch seine Angriffslust geringer war. Dann setzte er sich ans Klavier und phantasierte und wenn ich meinen im Sommer häufig bei mir weilenden Bruder mit in die Pvnzel brachte, dann musste dieser Schubert – Schumann oder Franzlieder singen und Lewalter war höchst erfreut, wenn er ihn begleiten konnte, insbesondere wenn mein Bruder das träumerisch – romantische „Ihr Bild“ von Schubert „Ich stand in dunklen Träumen ...“ sang, dann floss Lewalter – vielleicht in Erinnerung an ein einstiges eignes Liebeserlebnis – am Klavier in Wehmut und in Schmerz. Rührung überfiel ihn und fast stets entrang sich die Thräne seinem Auge.

Dann war in ihm ganz der tief mitempfindende Künstler geweckt, aber nicht nur er sondern auch die anderen Pvnzelbürger und Gäste lauschten gern der prächtigen empfindungsvollen, ja meisterhaften. Liedgestaltung meines nun auch schon seit mehreren Jahren verstorbenen Bruders. Dass man meine gelegentlichen Gesangsgaben als Ersatz für die meines nur selten in Kassel anwesenden Bruders willkommen hiess und mit Beifall aufnahm, habe ich stets mit Genugthuung empfunden, zumal als ich dadurch in ganz gerin-[146]gem Maße der Pvnzel meinen Dank für manche Stunde heiteren Lebensgenusses abtragen konnte.

Mit vielen anderen treuen Zechgenossen ist nun auch seit einigen Jahren Lewalter dieser so vielseitig begabte Mensch von seltenster Originalität in die Gefilde der Seligen übergesiedelt, sein Freund Thielmann ist ihm schon lange vorausgegangen. Doch wandeln gottlob noch viele der Generation, die mit diesen Beiden Stammtischfreuden teilten, auf dieser Erde. Kommt ihnen einst mein schwacher Würdigungsversuch zu Gesicht, dann werden sie sicherlich mit mir darin übereinstimmen, dass man in Lewalter „unsern Schang“ wie auch in Thielmann die Inkarnation des urgemütlichen deutschen Stammtischgenossen erblicken darf, ja, sie waren dessen wirkliche Urbilder.

Selbst schon im Reiche der Schatten leben sie dessenungeachtet in der Erinnerung noch dauernd unter uns, denn, wenn Lewalter und auch einst Thielmann die Register ihres Humors und ihres ansteckenden Frohsinnes zogen, dann wurde jeder Stammtisch oder jede geschlossene Tafelrunde, an denen sie teilnahmen, zu einem wahren Elysium und selbst die Paradoxie, dass hier ein ausgesprochener Temperenzler sich zu einer so ausführlichen Lobpreisung der Kasseler Stammtische entschlossen hat, gewinnt dann vielleicht einiges Verständnis. Den Greis, der eine Kneipe betritt, wo er als Jüngling oder reiferer Mann manchen guten Trunk in froher Geselligkeit genoss, überkommt ein wehmütiges Gefühl Voller Rührung gedenkt er jener Zeiten. Ja, selbst der fortschrittlichste Deutsche ist in puncto Stammtisch stockkonservativ, ja fast sentimental. Generationen vergehen, neue Generationen erscheinen, aber der deutsche Stammtisch, ein Stück echt deutscher Geselligkeitskultur und ein Hort wahrer Gemütlichkeit, wird wohl unvergängliches Brauchtum unter den ewig wechselnden Gestalten bleiben.

Verzeichnis der Bildtafeln.

Wirtschaftliches Leben

- 1r) *oben* Aufzug (Urbild eines Personenaufzuges, der durch einen Blasebalg in Bewegung gesetzt wird) (S. 18/19).
unten Ein Pokal (Musterstück der in Kassel einst blühenden Glasschleifer-Kunst) (S. 10).
- 1v) *oben und in der Mitte*
Tapetenmuster aus dem Tapetenmuseum, Amor und Psyche, Handdrucke aus dem J. 1775 (S. 14/15).
unten Tapetenmuster, Handdruck aus dem Jahr 1825, Szenen aus Molière'schen Lustspielen (S. 14/15).
- 2r) *oben* Denys Papin, berühmter Physiker und Erfinder, Reproduction nach einem Ölgemälde (S. 17, 19, 20, 21).
unten Kgl. Baurat Dr. Ing. h. c. Wilhelm Schmidt, bedeutender Erfinder auf dem Gebiete der Heissdampftechnik.
- 2v) Reproduction einer Aktie der Aktiengesellschaft für Trebertrocknung Kassel (S. 36-38).
- 3r) Stammeltern der Familie Henschel, Georg Carl Christian Henschel mit Gattin geb. Storck, Reproduction nach einem Ölgemälde (S. 22).
- 3v) Reproduction des „landgräflichen Privilegiums“ vom 25. Juni 1785 zur Fabrikation von Glocken, Feuerspritzen, Kanonen etc. etc. (S. 22).
- 4r) Carl Anton Henschel (1780-1861) der grosse Erfinder, Reproduction nach einem Aquarell von Fasshauer (S. 22/23).
- 4v) Carl Anton Henschel und Gattin, Reproduction nach einem Gemälde von Aug. von der Embde (S. 22/23).
- 5r) Die erste von Carl Anton Henschel erfundene und erbaute *T u r b i n e*, ausgestellt im Deutschen Museum in München, Reproduction nach einer Photographie (S. 23).
- 5v) der erste für die Dampfschiffahrt Kassel - Bremen von der Firma Henschel und Sohn im Jahre 1843 erbaute Dampfer *E d u a r d*, Reproduction nach einer zeitgenössischen Zeichnung (S. 23).
- 6r) Der „*D r a c h e*“ die erste von Henschel und Sohn gebaute Lokomotive (S. 24).
- 6v) Als Gegenstück die modernste von Henschel und Sohn gebaute Schnellzugslokomotive

tive mit Einzelachsentrrieb (Das Bild stellt die 25000ste aus dem Betrieb hervorgegangene Lokomotive dar) (S. 26).

- 7r) Lokomotivtransport durch die untere Königsstrasse zu Kassel um 1865. Farbige
Reproduction nach einem Ölgemälde von Theodor Mathei (S. 24).
- 7v) Das alte im Jahre 1866 abgerissene Holländische Thor, durch welches die früheren
Lokomotivtransporte hindurchgeführt werden mussten. (S. 25).
- 8r) Oskar Henschel, Geh. Kommerzienrat, Reproduction nach einem Gemälde von
Hubert von Herkomer, unter dessen Leitung die Firma Henschel und Sohn einen
grossen Aufschwung nahm (S. 25).
- 8v) Oskar Henschel, der gegenwärtige Betriebsführer des heutigen Riesenunternehmens
(S. 27).
- 9r) Sophie Henschel geb. Caesar, Reproduction nach einem Gemälde von Hubert von
Herkomer, Gattin des Geh. Kommerzienrat Oskar Henschel, die mit höchster
Energie die Firma nach dessen Tode leitete und in Kassel als grosse Wohltäterin
hochgeschätzt wurde. (S. 25).
- 9v) Sophie Henschel als ältere Frau (S. 25).

Geistiges Leben

- 10r) *oben* Doppelbildnis der Brüder Grimm in jüngeren Jahren (S. 63-70 und S.76).
unten Doppelbildnis der Brüder Grimm in älteren Jahren, Reproduction nach einer Radie-
rung von Ludwig Emil Grimm (BärenreiterVerlag) (S. 63-70 und S. 76).
- 10v) *oben* Einzelbildnisse von Jacob und Wilhelm Grimm, Reproduktionen nach Ölgemälden
(S. 63-70 und S. 76).
unten Die Märchenfrau von Niederzwehren, Reproduction nach einer Radierung von
Ludwig Emil Grimm (Bärenreiterverlag) (S. 66).
- 11r) Bildnisse des berühmten Literaturhistoriker und Theologen August Vilmar
oben in seinen jüngeren Jahren
unten im reifen Mannesalter und als Greis (S. 79/80 und S. 100, 103/104 und 105).
- 11v) *oben* Johannes von Müller, berühmter Historiker (S. 52).
unten Robert Bunsen, berühmter Physiker und Naturforscher (S. 81 und 87).
- 12r) *oben* Dr. Kellner, als älterer Mann der frühere Redacteur der satirischen Kasseler Ta-
geszeitung „Hornisse“ aus der Revolutionszeit (S. 89 -91).
unten H. Heise, ebenfalls Redacteur der „Hornisse“, schon in jüngeren Jahren in Irland,

- wohin er geflohen war, verstorben (S. 89 -91).
- 12v) *oben* Freiherr von Dingelstedt, bekannter hessischer Dichter, Publicist und späterer bedeutender Theaterintendant in Weimar und Wien (S. 71, 72 , 73 und 86).
unten Dr. Friedrich Oetker, bekannter Publicist (S. 71, 88, 91, 92).
- 13r) *oben* Die Gründer des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde (v. Rommel, Bernhardi, Landau und Schubart) (S. 80/81).
unten Dr. Schubart, Bibliothekar an der Landesbibliothek Kassel (S. 80/81).
- 13v) *oben* Die Gebrüder Murhard, die Stifter der Murhard'schen Bibliothek der Stadt Kassel.
unten Dr. Karl Altmüller, bedeutender Privatgelehrter und Dramaturg am ehemaligen Kurfürstlichen Hoftheater (S. 73-75).

Geselliges Leben.

(Reproductionen nach Künstlerbildern oder künstlerisch ausgeführten Karikaturen Kasseler Persönlichkeiten aus den Pvunzelalbüchern) (S. 139-146).

- 14r) Johann Lewalter, Tonkünstler und Komponist, Karikatur gez. von Prof. Georg Zimmer.
- 14v) *oben* Johann Lewalter als Sphinx, Karikatur gez. von Prof. W. Thielmann.
unten Johann Lewalter als Li-Hung – Schang, Kasper-Figur gez. von Professor A. Weber.
- 15r) *oben* Johann Lewalter als Philosoph Schopenhauer, gez. von Prof. W. Thielmann.
unten Johann Lewalter, Druck nach einer Zeichnung von Prof. W. Thielmann.
- 15v) *oben* Johann Lewalter Reproduction nach einer Zchg. ebenfalls von Prof. W. Thielmann.
unten Johann Lewalter, mit einem schon kleinen „Affen“, wie im Wappen angedeutet, gez. von Prof. Georg Zimmer.
- 16r) *oben* Johann Lewalter, von Thielmann nach Mitternacht am Klavier angekettet, damit er nicht so leicht davon läuft, gez. von Prof. W. Thielmann.
unten Johann Lewalter, ziemlich geladen heimkehrend und das Schlüsselloch an der Haustür suchend, gez. von Prof. Georg Zimmer.
 (So, nun hat er seine Ruh' Ratsch, er schliesst das Hausloch zu) Frei nach Busch.
- 16v) *oben* Johann Lewalter, Zerrbild, ihn als Marabu darstellend. Druck nach einer Zeichnung von Prof. Georg Zimmer.
unten Johann Lewalter als Satyr mit seinem Opfer dem Maler Professor Wünnenberg, links der zu dessen Befreiung hinzueilende Eisenbahnmann Fichter der Schwager, Lewalter's Motiv frei nach Rubens, gez. von Prof. A. Wagner.

- 17r) *oben, in der Mitte und unten*
 Eine Tafelrunde der Pvnzelbürger in später Nachtstunde in drei Stadien, Zchg. Von Prof. Georg Zimmer.
 Erstes Stadium um 11 Uhr: Alle Mitglieder der Tafelrunde sind porträtähnlich und für die Zeitgenossen sofort erkennbar.
 Zweites Stadium um 12 Uhr: Mit der Menge des genossenem Alkohols nimmt die Ähnlichkeit etwas ab.
 Drittes Stadium um 2 Uhr: In diesem Stadium erscheinen sie schon mehr als schemenhafte Schatten. Mit seiner stereotypen Anrede trotz dem verlorenen Gleichgewichte bleibt sich Lewalter in allen drei Stadien immer gleich bis auf sein verändertes Äussere.
- 17v) *oben* Wo ist der Schang? (Joh. Lewalter), Zchg. von Prof Georg Zimmer.
 Es wird darauf eine Delegation der Pvnzelbürger dargestellt, die sich auf Lewalters Anregung zu einer Geburtstagsfeier des von Lewalter hochverehrten Dichters Wilhelm Raabe begeben soll. Kurz vor Abgang des Zuges wird der Schang, der mit zur Delegation natürlich gehört, gesucht ohne gefunden zu werden. Schliesslich muss die Delegation ohne ihn abreisen. Schang hat sich, wie auf dem Bildchen erkennbar, auf einen kleinen Ort zurückgezogen, da er es mit der Angst bekommen hat.
- unten* Prof. W. Thielmann als Kommerzienrat. Noch dem Druck einer Zchg. von Maler Heinrich Giebel.
- 18r) *oben* Bildhauer Emanuel Ziehe, der Baritonsänger der Pvnzel, gez. von Prof. W. Thielmann.
unten Eisenbahnamtmann a. D. Fichter, der Tenorsänger der Pvnzel, gez. von Prof. Georg Zimmer.
 Blaudruck-Fritze Engelhardt als Tiroler Jodler, gez. von Prof. Georg Zimmer.
- 18v) *oben* Rehbock und Auerhahntöter Julius Fingerling, genannt, der „Schnuttenkopp“, nach dem Lichtdruck gez. vom Prof. W. Thielmann.
 Karikatur von Julius Fingerling „Der teure Frass“, gez. von Prof W. Thielmann. Es ist wohl die Karikatur dahin zu deuten, dass Fingerling wegen eines Jagdvergehens eine Geldstrafe erhalten hat und ihm daher das Fleisch des erlegten Wildes teuer zu stehen kommt.
- 19r) *oben* Karikatur des Malers Theodor Mathei mit seinem Spitznamen in der Pvnzel „Stadtmaler Matz“, gez. von Prof. Georg Zimmer.
unten Karikatur des Kfm. Max Bick als schottischer Dudelsackpfeiffer, gez: von Prof. Georg Zimmer.
unten Karikatur des Malers Prof. Karl Wünnenberg, (Offenbar hat er sein Bild „Mädchen mit der Ziege“ mehrfach gut verkauft, worauf das Bildmotiv anzuspielen

scheint), gez. von Prof. Wilhelm Behrens.

19v) *oben* Karikatur des Rechtsanwaltes und späteren Justizrates Wilh. Landgrebe, gez. von Prof. Georg Zimmer.

unten Karikatur des einst stadtbekanntes Hofmusikalienhändler und Hofkonzertdirector Edgar Kramer-Bangert, gez. von Prof. Georg Zimmer.

Die teilweise angeführten Seitenzahlen weisen auf den Buchtext hin, in dem der Gegenstand der betreffenden Bilder behandelt wird.

[Die erste Seite der Bilder ist über den folgenden Link zu finden:

<https://orka.bibliothek.uni-kassel.de/viewer/fullscreen/1549031643494/158/>]

Personenregister

Abraham di Santa Clara	113	Blumenauer	158
Ahnesorge	9	Bocholtz, Graf	141
Altmüller, Hans	85, 86	Bock, Alfred	162
Altmüller, Karl	84, 85, 86, 87, 151, 171	Bode, Fritz	156
Amalie Elisabeth, Landgräfin	49	Bodelschwingh, Gustav von	37
Angelocrator, Michael	57, 58	Bodelschwingh, von	127, 129
Anna Amalia, Herzogin	47	Bodenhausen, Bodo von	164
Apell, Heinrich	16	Bodenhausen, Leonie von	148
Appel, Wilhelm	106, 107, 109	Bodenstedt	85
Armand	164	Boehlau, Johannes	92
Arnim, Achim von	78	Böhme, Jacob	54
Arnold	15, 16, 17	Bosch, Hieronymus	160
Arnold, Carl Heinrich	16	Botinelli	40
Arnold, Joh. Christ	15	Böttger	15, 52
Arnold, Karl	157	Böttger, Johann Friedrich	7
Aschrott, Sigmund	38	Boucheporn, Baron von	141
Augias	83	Boyneburg, Alexander von	72
August der Starke, Kurfürst von Sachsen	7	Breda	39
Auguste, Kurfürstin	146	Breiding	164
Bähr	14	Breithaupt	18, 19
Bähr, Otto	39, 145, 148, 149	Breithaupt, F. W.	18, 19
Baldinger	52	Breithaupt, Johann Christian	18
Bantzer, Carl	162, 164	Brentano	78
Bardeleben, General von	82	Brentano, Bettina von	78, 88, 158
Bardeleben, von	158	Brentano, Clemens von	78
Bartram	157, 161	Brentano, Lulu	77, 78
Bauer	23, 158	Bromeis, August	145
Baumann	38	Bruckh, Florian von der	66
Bayrhofer	116	Bruner, Hugo	92
Bechtel	164	Buch, Johannes	57
Beck	33, 36	Bunsen, Wilhelm Robert	93, 100, 157, 170
Beethoven	78	Burger, Christian	141
Behrens, Wilhelm	173	Bürgi, Jobst	18, 48
Beier	165, 166	Busch, Wilhelm	164, 171
Ben Akiba	43	Buttlar, Treusch von	72
Bennecke, Wilh.	87	Caesar, Sophie	170
Bentzel-Sternau	81	Calderon	72, 82
Bentzmann	18	Calvin	112
Benz	78	Cannegiesser, von	52, 61
Berend	161	Casparson	52, 61, 62, 63
Berlepsch, Graf von	86	Chamisso	82
Berlichingen, Götz von	165	Christian von Dänemark, König	66
Bernard	143	Cicero	79
Bernhardi, Karl	92, 102, 171	Cimiotti	154
Bernterode, Gräfin	139	Clement	107
Bertelmann, Heinrich	86, 87	Colbert	3
Beurmann	99	Collignon	5
Bick, Max	162, 172	Conreuth, Elisabeth Juncker von	86
Bickell	103, 115, 116, 117	Cook	64
Biedermann	108	Cramer	56
Blattmacher, Hermann	35	Credé	37, 44

Crocius	57, 58	Faust	158
Crocius, Chr. Fr.	58	Feldhaus, F. M.	23
Crocius, Joh.	49	Felsing	161
Dahn, Felix	85	Fennel, Otto	19
Daniel, Jean	5	Ferdinando, König	67
de Boucheporn	141	Fichter, Karl	160, 161, 162, 171, 172
de Brosse	59	Fieseler	45
de Goncourt, Edmond	73	Fingerling, Julius	172
de Goncourt, Jules	73	Fischer	70
de Lastre	5	Fleckenbühl, von	52
de Luchet, Marquis	59	Fontane	85
de Merciat, Chevalier	59	Fontenay	56
de Nerciat, Chevalier	59	Forster, Georg	52, 56, 57, 64, 90
de Norvius, Jacques	94	Förster-Nietzsche	131
de Trestondam, Marquis	59	Franz	166
Dehn-Rotfelser, von	92	Franz Joseph II., Kaiser	49
Dersch, Wilh.	92	Frater Maria	66
des Coudres	145	Frederking	161
des Juifs	142	Freidank	79
Descourdes	5	Friedrich Heinrich von Nassau, Graf	152
Devrient, Eduard	86	Friedrich I., Landgraf und König	68
Dick, Tobias	62	Friedrich II., König	49, 52, 61, 62
Diede	7, 88	Friedrich II., Landgraf	2, 6, 7, 8, 17, 25, 49, 51, 52, 53, 55, 56, 59, 61, 65, 69, 70, 71, 90, 92, 136, 138
Diede, Charlotte	88	Friedrich II., Landgraf von Darmstadt	18
Diethals	97	Friedrich IV. von der Pfalz, Kurfürst	152
Dilich, Wilhelm	49, 56, 136, 152	Friedrich Wilhelm I., König	51
Dingelstedt, Franz von	77, 81, 82, 83, 84, 85, 99, 101, 102, 138, 144, 145, 158, 159, 171	Friedrich Wilhelm I., Kurfürst	101, 102, 160
Dippel	106	Friedrich Wilhelm II., Kurfürst	100
Dirks	148	Friedrich Wilhelm, Kurfürst	118
Dohm, Chr. Wil.	52	Fröhlich	38
du Barry, Mdme la Comtesse	60	Fulda	8
du Casse	94	Gätz, Bogumil	85
Duncker, Albert	92, 100	Gehrmann	161
Eberhard	103	Geibel	83, 85
Echtermeyer	44	Geidner	161
Eckhardt	101	Georg von Meckelburg, Herzog	66
Eggena	37	Gerhardt	157
Eisenträger, Joh. H.	7	Gerland	24, 162
Eisentraut, Gustav	92	Gerland, Otto	92
Ellenberger	161	Gerstäcker	84
Embd, Karoline von der	78, 145	Gervinus	85
Embde, August von der	169	Giebel, Heinrich	161, 172
Embde, Lina von der	145	Gleim	62
Engelhard, siehe Angelocrator	58	Glossy, Karl	159
Engelhardt	39	Goethe	47, 64, 65, 69, 73, 75, 78, 82, 87, 158
Engelhardt, Friedrich	162, 172	Gondelach, Franz	11
Engelhardt, Gottlob	145, 158	Görres	78
Engelhardt, Karl	86	Gotthelft	157
Ernst	118, 120	Gottschalk	38
Eschenbach, Wolfram von	79	Gottsched	62, 63
Eschwege, von	43	Gottsched, Joh. Chr.	62
Estinne	56	Gottsched, Joh. Hch.	62
Evens	39	Gr — m	143
Everding	110	Grandidier, David Friedrich	5
Exner	43	Grashof	35
Falckenheim, Wilh.	92		

Grau	162	Henschel, Johann Werner	25
Grillparzer	150	Henschel, Oskar	28, 29, 31, 170
Grimm 16, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 81, 87, 88, 91, 170		Henschel, Sophie	29, 170
Grimm, Ferdinand	75	Henschel, Werner	28, 72, 145
Grimm, Hermann	78, 86, 87	Herder	47, 62
Grimm, Jacob	73, 74, 75, 76, 77, 170	Herdt-André	143
Grimm, Ludwig Emil	78, 99, 170	Hergett, J. A.	50
Grimm, Wilhelm	73, 75, 76, 77, 78, 87, 99, 170	Herkomer, Hubert von	170
Gronau	133	Herkules	157
Grossschuf	63	Herzog von Weimar, siehe von Wedel, Oberforstmeister	64
Grothe, Walter	80	Herzog, Hartmut	84
Gruber	155	Herzog, Rudolf	164
Guericke, Otto von	23	Heyse, Palu	85
Gutenberg	80	Hildebrand	79, 88
Gutzkow	85	Hochapfel, Reinhard	151, 152, 161
Hackländer	85	Hoffmeister, Jacob	92
Hadlich	126, 129, 130	Hohenhausen, Elise von	82
Hadubrand	79	Hohenlohe	39
Hagel, Jan	143	Holtmeyer	92, 133
Hahn	19	Homeffer	127
Hahn, Arved	19	Homer	87
Hahn, Richard	19	Hönn, Georg Paul	68
Hahndorf, S.	102	Hopf	79
Hallwachs, Karl	134, 162, 163	Hopf, W.	55
Hals, Franz	160	Hopf, Wilhelm	80, 92
Hampe	7, 56	Höpfner	52
Hampe, Johann Justus Heinrich	7, 68	Horchler	28
Hanau, Gertrude Fürstin von	149, 150	Horneffer	128
Hanssen	39	Horneffer, Ernst	125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132
Hart, Heinrich	73	Hotmann, Francois	55
Hart, Julius	73	Huber	52
Hartmann, Otto	34	Hufschmidt, Fritz	163
Hartmann, Theodor	50	Humboldt	78, 88, 89
Hartwig, Theodor	92	Humboldt, Alexander von	73, 89
Hassenpflug	93, 102, 104, 105, 115	Humboldt, Wilhelm von	73, 78, 88, 89
Hassenpflug, Daniel	72	Hummel	161
Hauptmann, Gerhart	73	Huygens	19, 22
Hauptmann, Karl	73	Ide, Wilhelm	86, 162
Hauxleben, von	158	Iffert	157
Heidelbach, Paul	86, 87, 162	Ihlée	152
Heilbronn	157	Israel, Friedr.	92
Heine	47	Iven, G.	16
Heinrich IV.	139	Jacob, Bruno	92
Heinrich von Brunswig, Herzog	66	Jacobi, Fritz	57, 64, 90
Heise, Heinrich	103, 105, 170	Jatho	132
Hellner, Julius	161	Jérôme	59, 60, 71, 74, 75, 77, 91, 94, 107, 137, 138, 141, 142, 144
Hemmerede	56	Johann Georg von Jägerndorf, Markgraf	152
Henkel	33, 36, 102, 149	Jordan, Sylvester	100, 101, 102
Henkel, George	164	Jordis	77, 78
Henkel, Gustav	33	Josef II., Kaiser	90
Henkel, Heinrich	116, 117, 118	Josephine, Kaiserin	94
Henschel	23, 25, 26, 27, 29, 34, 37, 41, 44, 157, 169, 170	Jung	157
Henschel, Carl	29	Jung Stilling	54
Henschel, Carl Anton	25, 26, 28, 30, 31, 169	Junghans, Sophie	86
Henschel, Georg Christian Carl	25, 26, 169		

Justi, C. W.	58, 59, 82	Lins, Adolf	161
Kaiserling	162	Losch, Philipp	92
Karl August von Sachsen-Weimar, Herzog	73	Löwenstein	139
Karl August, Fürst	47	Ludwig V., Landgraf von Darmstadt	49, 152
Karl, Landgraf 2, 3, 4, 6, 7, 8, 17, 19, 20, 21, 23, 31, 49, 50, 51, 53, 56, 60, 71		Ludwig XIV.	3
Karschin	62	Ludwig XIV., König	51, 60
Kellner, Gottlieb	103, 105, 170	Luhmann	157
Kepler	48	Luther	110, 111, 112, 116, 122, 127
Kersten, F.	162	Luthmer	92
Kiaulehn, Walter	22	Mallet	60
Kiekebusch, von	27, 28	Malsburg, Ernst von der	72, 82
Kircher, Athanasius	20	Manché	148
Kirchhoff	157	Mansfeld	45
Klinkerfuess	70	Manteufel, von	105
Knebel	65	Marienrode, Malchus Graf von	141
Knetsch, Karl	92	Martin	119
Knigge, von	54	Martin, St.	54
Knodt, Karl Ernst	86	Mathei, Theodor	170, 172
Koch	161	Matsko	52
Koch, Ernst	84, 85, 101	Matthei	155, 161, 164
Koch, Ferd.	161	Mauvillon, Jacques	52
Kolitz	161	Maximilian, Prinz	62
König, Heinrich	81	Meder	164
Krafft, Adam	111, 120	Medici	59
Kramer-Bangert, Edgar	173	Meibom	20
Krause	161	Meiss	153
Kropf, A.	39	Melanchton	66, 110, 111, 112
Krupp	25	Melchers	133
Krupp, Friedr.	25	Menzel, Adolf	16
Kühn, Joachim	149	Merck	62
La Flèche, Bianca	139	Merckel	107
Landau, Georg	92, 171	Merian	9
Landgrebe, Wilhelm	161, 173	Merkel, Walter	160, 161
Landré, Pierre	5	Metz, Fritz	162
Lange	113, 114, 115	Metz, Hermann	161
Lange, Friedr.	92	Meyerbeer	86
Lange, Lorenz Friedrich	113	Meysenbug, Louise von	146
Lansius, Thomas	48	Meysenbug, Malwida von	87, 88, 146
Lavater	54	Michaelis	52
Le Goullon	157	Michel Angelo	87, 152
Lederer	38	Milson, Ida	148
Lehwald	82	Mohr, Ludwig	84
Leibniz	19, 22, 24	Molière	142, 169
Leiningen, Graf von	105	Mölich	157
Lessing	62, 150	Möller	128, 129
Lewalter, Johann	172	Möller, A.	128
Lewald	144	Möllhausen	84
Lewalter	159	Mönch	52
Lewalter, Christian	84	Moritz, Landgraf 38, 48, 50, 55, 56, 71, 111, 112, 136, 153	
Lewalter, Jean (Johann)	162	Morlo, Karl siehe Winkelblech, Karl	100
Lewalter, Johann 85, 86, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 171, 172		Müller	11, 69, 162
Lewalter, Schang (Johann) 162, 163, 165, 166, 167		Müller, Christoph	162
Lichtenberg	131, 132	Müller, Friedrich	95, 115, 158
Lichtenhainer	156	Müller, Johannes von	52, 53, 59, 75, 90, 107, 170
Lingg, Hermann	85	Münzer, Thomas	116
		Murhard	107, 108, 109, 110, 171

Murhard, Friedrich Wilhelm August.	94, 107, 108
Murhard, Johann Carl Adam.	107, 108
Murillo	152
Nagel.	161
Nahl	7
Nahl, Karl	145
Napoleon.	88, 94
Napoléon I.	94
Naumann.	132
Neumann.	152
Newcomen, Thomas	23, 24
Niemeyer.	96
Nietzsche, Friedrich	88, 125, 126, 127, 128, 131
Nörr.	164
Ochs	14
Oestreich.	118, 143, 144
Oetker, Friedrich	81, 99, 101, 102, 105, 106, 109, 144, 145, 146, 158, 171
Otto.	34
Papin, Denys.	19, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 31, 50, 169
Parisot	40
Pasquin	5
Paul, Jean	85
Perissot	8
Pfaff	105
Pfeiffer	39
Pfeiffer, L.	41
Pförr, Joh. Georg	7
Philipp, Landgraf	20, 48, 58, 110, 111, 112, 118, 120, 124, 153
Philippi	100
Philippine, Landgräfin	136
Philippsthal-Barchfeld	84
Phirgus, Jobs (Bürgi, Jobst)	18
Piepmeyer	157
Pinder	92
Pistor.	39
Plato	127, 128
Preser, Karl.	86, 87
Primavesi	145, 157
Prizier	53
Pulcinello	140
Raabe, Wilhelm	158, 164, 165, 172
Radowitz, von.	72
Raffael	79
Rampf	160
Ramus	75, 76
Raphael	87
Raspe, Rudolph Erich	52, 61, 62
Ratzenberger, Caspar	48
Reichenbach, Gräfin	17, 95, 96, 97, 146, 147
Reiffstein, Johann Friedrich	63
Reimarius	62
Reimer	75
Reinhard, Graf	75, 142
Rewbel	139
Richard	164
Ritter, Anna.	86
Rockwitz.	161
Rodenberg, Julius	81, 85, 98
Rommel, Christoph von	76, 91, 92, 171
Röse	159, 161
Rosenblatt.	161
Rösing.	102
Roth, Karl	161
Rothschild.	8
Rothschild, Meyer Amsel	8, 9
Rubens	152, 171
Ruhl	86
Ruhl, Julius	72
Ruhl, Ludwig Sigismund.	72, 88, 147
Rumpf.	160
Runde	52
Ruppel, Heinrich.	86
Ry, Simon Louis du	7
Salzmann.	38
Salzmann, Georg.	38
Salzmann, Heinrich.	38
Sambarth.	109
Saphoy, Herzog von	66
Sattler	138
Sauer	130
Savanarola	113
Savery, Thomas	23, 24
Savigny	54
Schädel	81, 145
Schäffer.	29
Schaub	161
Scheel	162
Scheele	139
Scheffer.	14, 81, 103
Scheller, Will	86, 162
Scherer, Karl.	57, 92
Scheuren	152
Schick, Eduard	161, 163
Schildel, Bernhard	158
Schiller	47, 82
Schirmer	90, 152
Schlegel, Friedrich	73
Schlegel, Wilhelm.	73
Schleicher, Berta.	88
Schlieffen, Martin Ernst Graf von.	52, 62, 65, 90, 91
Schmerfeld	61
Schmidt	33, 34, 35, 36, 37, 41, 42, 43
Schmidt, Wilhelm.	32, 33, 35, 36, 37, 169
Schmiedt, Heinrich	56, 63
Schmincke.	59
Schmincke, Friedrich Christoph	61
Schmincke, Johann Christoph.	6, 63, 80, 106
Schmoll.	157
Schneider, Hugo	152
Schnurre, Thilo	86

Schöffner	39	Thukydides	79, 127
Scholasticus	57	Thurn und Taxis	67
Scholl, Karl	134	Tieck	82
Schomburg, Carl	99, 100	Tiedemann	52
Schoppenhauer	171	Tienes	126, 130
Schorbach, Bernhard	86	Tischbein	15
Schrempf	132	Trabert	105
Schröder, Edward	92	Traudt, Valentin	86, 87
Schubart	171	Treller, Franz	87
Schubart, Heinrich	92	Trevisani	152
Schubert	166	Truchsess	139
Schüle	39	Tschirnhaus, Ehrenfried Walter von	7
Schultze-Dellitzsch	40	Tycho de Brahe	48
Schulz	81	Uffenbach	21, 24, 79
Schulz, Gustav	158	Uffenbach, Joh. Armand von	20
Schumann	166	Uffenbach, Zacharias Conrad von	79
Schütz, Heinrich	88	Ullstein	22
Schwab	82	Ungewitter	100
Schwarzenberg, Ludwig	102, 157	Varnhagen von Ense, Rahel	88
Seidel, Heinrich	85	Vehse	20
Seidler	89	Verschuer, Freiherr Wilhelm von	72
Shakespeare	82, 87	Viehmannin	75
Siméon	139	Villette	56
Siméon, Joseph Jérôme	90, 94, 141	Vilmar, August 91, 102, 105, 115, 116, 119, 120, 121, 123, 170	
Söder	134	Vilmar, Wilhelm	123
Sokrates	128	Volckhardt, Reiner	66
Solms Erbach-Leiningen, Graf von	152	Völkel	76
Sömmering, Thomas von	52, 64, 65	Vollmar	28
Speck, Wilhelm	86, 87, 164	Voltaire	59
Spener	113	Wachsmann, Philipp	148
Stegmann	52	Wagner, Adolf	161, 171
Stein	52, 127, 129	Wagner, Richard	74, 88
Stein, Charlotte von	64, 65	Waltz von Eschen	17, 52
Stein, Fritz von	64	Waltz von Eschen, Jacob Sigismund	7, 52, 61
Steinhausen, Georg	133	Waltz von Eschen, Karl Sigismund Freiherr	72
Steitz	8	Waldmann	157
Stephenson	26, 31	Walther	58
Sternberg	116	Watt	24
Stöhr	157	Watteau	136
Storck	25, 169	Weber	157
Storck, Joh. Friedr. Anton	25	Weber, Arno	161, 163, 171
Stork	25	Weber, Johann Heinrich	23
Stork, Friederike	25	Wedel, Kammerherr von	64
Strieder, Friedrich Wilhelm	59, 90	Wedel, Oberforstmeister von	64
Strubberg, Frédéric Armand	84	Wegmann	37, 44
Strubberg, Ulrich	39	Weitra, E. von siehe Conreuth, Elisabeth Juncker von	86
Struck, Gustav	79, 92, 162	Wenck, Karl	92
Strüfung	162	Wenderoth, A. G.	39
Stückrath, Otto	86	Wentzell, Gustav	162
Tessenow	88	Werder, Dietrich von dem	48
Thamer	123	Werlitz	126
Theodor, Karl	116	Werthmüller	101
Theyss, Karl	85	Wessel	55, 56
Thielemann	37	Wessel, Johannes	56
Thielmann, Wilhelm 161, 163, 164, 165, 167, 171, 172		Wessel, Wilhelm	55, 56
Thorbecke	39		

Wetzenstein.	157	Wittenbecher.	161
Wigand, Paul.	82	Wöhler, Friedrich.	93, 100
Wild, Dorothea.	75	Wolf.	38
Wild, von.	126, 129	Wolfart, Peter.	50, 51
Wildungen, von.	86	Wolff, Christian von.	51
Wilhelm I., Kurfürst.	8, 9, 31, 53, 74, 138	Woringer, August.	92, 164
Wilhelm II., Kurfürst.	76, 95, 146	Wulp.	154
Wilhelm IV., Landgraf.	11, 17, 18, 48, 55, 57, 71, 112, 153	Wünnenberg, Karl.	161, 171, 172
Wilhelm IX., Landgraf.	8, 9, 53, 59, 70, 138	Wüstenfeld.	27, 164
Wilhelm V., Landgraf.	49	Zernecke, Daniel Andreas.	137
Wilhelm VII., Landgraf.	51	Ziehe, Emanuel.	161, 172
Wilhelm VIII., Landgraf.	7, 52	Zimmer, Georg.	161, 163, 171, 172, 173
Willehalm.	79	Zinn.	105
Winkelblech, Karl.	100	Zumbach, Lothar.	50, 51
Winkelknecht, Winkelblech?	103	Zuschlag.	156, 165
Winkelmann.	5, 27	Zwenger, Ferdinand.	87
Wippermann.	103	Zwingli.	111, 182
Wipplinger.	156, 165		